This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

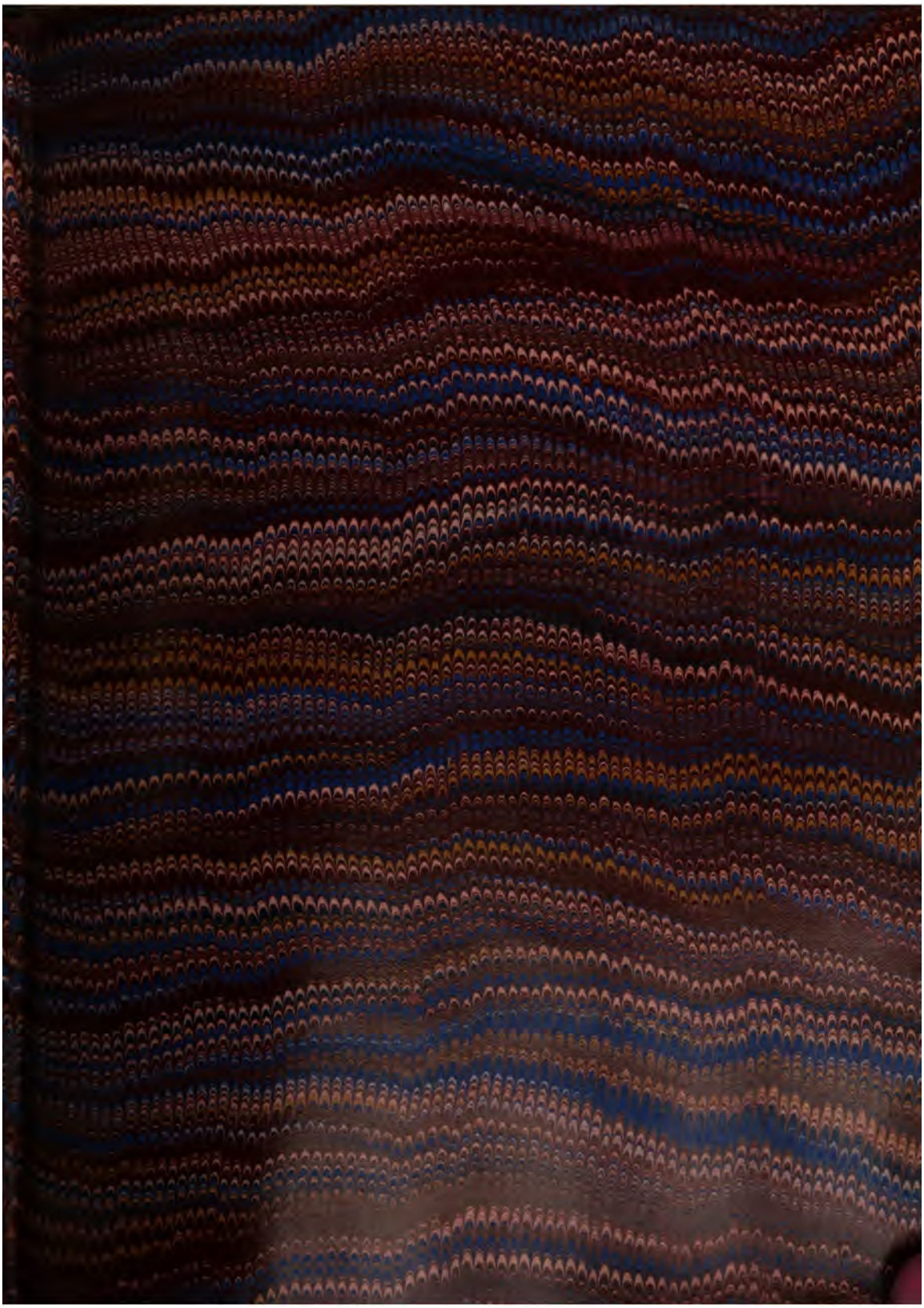
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1 ~~258 c 12~~
~~HO 483 A. 1.~~
Rep. G. 13915



Prosa.

Robert Hamerling

Verlag von L.F. Richter in Hamburg.

Prosa.

Skizzen, Gedenkblätter und Studien

von

Robert Hamerling.

Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung.

Erster Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1884.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorwort	IX
Triester Promenaden	1
Triester Carneval	14
Bei fremden Menschen und Göttern	24
Das Volkslied in Triest	33
Friaulisches Reisebild	45
Ralph und Blanca	56
Dante	79
Bogumil Goltz	85
Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht	90
Die Waldsängerin	113
Ball-Gespräche	155
Die Nacht der Weihe	167
Der Ungemüthliche	172
Ueber das Glück	180
Erinnerungen an Venedig	192
Ueber die Kunst des mündlichen Vortrages	213
Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß	221

Vorwort.

Es gibt Verehrer und Verehrerinnen der Poesie, welche glauben, daß der Poet, der sich für gewöhnlich in gebundener Rede vernehmen läßt, herunterſteigt und sich etwas vergibt, wenn er Prosa schreibt. Und während ich es mir z. B. zur Ehre rechne, in dem „Heimgarten" meines Freundes Rosegger drei bis vier mal im Jahre mit einem Prosabeitrage vertreten zu sein, haben wohlmeinende Personen bedauert, daß ich, statt jährlich mit einem neuen Heldengedicht mich auf dem Büchermarkte einzufinden, mich mit Kleinigkeiten befasse. Es gibt auch Solche, die sich vorstellen, wenn ein Dichter (im engeren Wortsinn) Prosa schreibe, so thue er es so nebenbei und gelegentlich, auf äußeren Antrieb, werfe so „leichte Waare" gleichsam zur Erholung hin. Ich erwähne dessen, um eine Versicherung daran zu knüpfen, die mir als Vorbemerkung zu der vorliegenden Sammlung von Prosaaufsätzen nicht überflüssig scheint: die Versicherung, daß meine Produktion die Unterscheidung zwischen leichtfertig Hingeworfenem und sorgsam Ausgeführtem nicht kennt. Ich habe in Prosa wie in Versen immer und überall nur gesagt,

was ich zu sagen hatte, wozu ich von innen heraus mich lebhaft getrieben fühlte, und ich bitte Diejenigen, denen meine Prosa nicht gefällt, an meinen Fähigkeiten, aber nicht an meinem Ernst und Eifer zu zweifeln.

Selbst ein Goethe, ein Schiller war „journalistisch" thätig, hatte Manches, ja Vieles zu sagen, was nur in dieser Form sich sagen, nur auf diesem Wege sich an Mann bringen ließ. Zersplittert habe ich mich in journalistischer Thätigkeit nie, und wenn das vorläufig hier Gebotene nur die Hälfte der Auswahl meiner bisherigen kleinen Prosaarbeiten bildet, so ist zu bedenken, daß diese Aufsätze seit 1857 (in der „Triester Zeitung" und in anderen Blättern) erschienen, es sich also um eine Ausbeute von nahezu drei Dezennien handelt. Die Ungleichheit des Stils, von der Emphase des jugendlichen Alters bis zur Geklärtheit des reiferen Alters, wird den Leser das Ältere vom Neueren scheiden lehren. Den Freunden können diese Blätter einen kleinen Ersatz für eine Geschichte meines Lebens und meiner Entwicklung bieten; das innerlich und äußerlich Erlebte spiegelt sich wenigstens darin. Von diesem Standpunkte möchte ich namentlich auch die kleinen skizzenhaften Erzählungen betrachtet wissen. Diese beanspruchen nicht etwa für Novellen oder dem Aehnliches zu gelten; es sind Motive aus der zufälligen persönlichen Erfahrung, die mir keine Ruhe ließen und deren Aufzeichnung nur dem Bedürfnisse zu erzählen, sich mitzutheilen entsprang.

Den Artikel über Kürnberger's „Literarische Herzenssachen" hätte ich vor Hinausgabe der „Prosa" gerne noch zurückgezogen, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre. Eine Subscription auf die Gesammelten Werke und den

Nachlaß Kürnberger's ist soeben eingeleitet worden, und es ist mir unangenehm, just in diesem Momente mit dem Wiederabdruck eines Artikels hervorzutreten, der sich bei wärmster Anerkennung Kürnberger's doch einige, durch Angriffe von seiner Seite provozirte kritische Neckereien erlaubte. Daß diese das Ansehen Kürnberger's schmälern könnten, wird freilich kein Mensch behaupten; wohl aber könnte Jemand sich so anstellen, als glaube er, ich hätte das wenigstens gewollt. Ich habe aber schon in einer Note zu dem Artikel meine Hochschätzung Kürnberger's nachdrücklichst hervorgehoben, und glaube, daß man diesem, wie andern energischen, bedeutenden und originellen Geistern seiner Art, nicht zu nahe tritt, wenn man manches allzu stark „Subjective" oder Verbitterte seiner Ansichten, oder wenigstens der Ausdrücke, in welche er diese zu fassen liebte, von seinen wirklichen Verdiensten unterscheidet.

Dem Wunsche des Verlegers, dieser Sammlung mein Porträt beizugeben, bin ich aus dem Grunde nicht entgegengetreten, weil ich es für meine Pflicht hielt, das Publikum einmal gelegentlich darüber aufzuklären, daß ich nicht aussehe, wie mich ein photographirtes Bild darstellt, das, von Berlin aus seit Jahren in den Handel gebracht, in Folge einer vorzüglichen technischen Ausführung eine weite Verbreitung gefunden zu haben scheint. Was das »Harder pinxit« unter diesem Bilde bedeuten soll, weiß ich nicht; ersichtlich ist nur, daß man bei Anfertigung desselben einer Photographie von mir — eben derselben, nach welcher auch das hier beigegebene Bild gearbeitet ist — die äußeren Umrisse entlehnt, diese aber mit den Zügen eines interessanten

langhaarigen Jünglings von jüdiſchem Geſichtstypus ausgefüllt hat, welchem ähnlich zu ſehen ich ſchon aus Beſcheidenheit nicht zugeben kann.

Ich ſchließe mit dem Wunſche, daß die Freunde meiner Poeſie ſich auch mit meiner Proſa befreunden mögen: ich werde ihnen neben Poetiſchem in nächſter Zeit noch Manches — auch Gewichtigeres als bisher — in Proſa zu ſagen haben.

Graz, 10. März 1884.

Robert Hamerling.

Trieſter Promenaden.

(1864.)

Es flanirt ſich, bei Gott, ſehr angenehm auf den ſchönen Pflaſterſteinen von Trieſt! Ein Gang über den Corſo, auf dem Molo San Carlo — ſchon das iſt eine Promenade, die ſich lohnt. Viele Trieſter und noch mehr Trieſterinnen begnügen ſich auch mit dieſer. Vor den Cafés der Riva, unmittelbar am theerduftigen Meerſtrande, ſitzen die Damen dicht gedrängt am ſchönen Sommerabend, Fächer ſchillern in ihren Händen, ein buntes Gewimmel wogt vorüber, Sang und Guitarrenklang von wandernden Minſtrels durchrauſchen den Strand mit einer beſtändigen Serenade. Nicht minder üppig ſchlagen Schönheit und Reichthum ihr Pfauenrad auf dem großen Molo. Hier wogt zwiſchen ragenden Maſten ein buntes Leben. Zum Theil aber liegt in der Art und Weiſe, wie hier im Abenddunkel dem Zauber der Natur gehuldigt wird, etwas Myſtiſches, an geheimen Tempeldienſt einer unbekannten Gottheit Mahnendes. Draußen an der äußerſten Endſpitze der rieſigen Quaderzunge, die hier das Feſtland durch den Maſtenwald hindurch in die brandende See hinausſtreckt, ſteht immer eine Anzahl von Schweigenden, Unbeweglichen, und ſtarrt in die unbeſtimmte Meeresferne

hinaus. Wornach starren sie nur eigentlich? Nach den Zinnen von Miramar, die weißlich durch die Nacht herüberdämmern? Oder nach der kreisenden Flamme des Leuchtthurms zu ihrer Linken? Oder nach den einsamen Lichtern, die von den Bergabhängen herüberfunkeln? Nein! sie stehen dort und starren hinaus, auch wenn die Nacht finster und trübe, auch wenn die Wellen dunkelschwarz, ohne Sternenwiderschein zu ihren Füßen brandet. Sie starren in's Leere, in's Nichts. Das Nichts hat eine anlockende Verwandtschaft mit dem Unendlichen. Ehre diesen Habitués des Molos! Vielleicht sind es Eingeborne; aber sie stehen in geheimen Beziehungen zu den beschaulichen Doctrinen Hindostans. Wer sollt' es denken? eine Stätte des Brahmanenthums in so unmittelbarer Nähe von Waarenballen und Oelfässern!

Aber der Molo ist nicht blos für die Eingeweihten, die bei jeder Witterung dort in's Leere starren, ein interessanter Ort. Herrlich und poetischer Wirkung voll ist der Eindruck, wenn man spät Abends, von einem weiteren Spaziergange kommend, die noch geräuschvollen Straßen durchwandert hat, und nun bei hellem Mondlicht noch für einige Augenblicke auf den stillen Molo hinaustritt. Die Mastspitzen der Schiffskolosse ragen unbewegt, das Meer schlummert und drüben über der Bucht erglühen die Bergkuppen im Mondesduft.

Es flanirt sich sogar in den Wintermondnächten Triests noch angenehm, wenn ein Borahauch, nicht allzugewaltsam, durch die vom südlichen Vollmondlichte grell beleuchteten Gassen dahinfegt. Es liegt ein lebenanregendes Princip schon im hellen Mondeslicht; kein Wunder, daß es doppelt

wirkt, wenn es geheimnißvoll sich mit der Urkraft des frisch von Bergeshöhen herunterbrausenden Aetherhauches verschwistert. Kein Stahlbad kann kräftiger wirken, als ein solches Flaniren, dem Borahauch entgegen, in vorgerückter Abendstunde, durch einsame, mondbeleuchtete Gassen.

Trachtet der sommerliche Besucher Triests aus der schwülen Mitte der Stadt hinaus in die landschaftliche Umgebung, so frage ich ihn zunächst, ob er irgendwo eine lebhaftere Promenade gesehen hat, als den bis in die späte Nacht hinein seiner ganzen Breite nach von Menschen wimmelnden „Aquedotto"? Wie gefällt ihm dieser vollgeschwellte Strom des fröhlichen Müßiggangs, in welchem als Nebenflüsse Lebenslust und Gefallsucht ihre hochgehenden Wellen mischen?

Wo am Ausgange des Aquedotto der Weg sich spaltet, ist mit wenigen Schritten ein Abhang erreicht, auf welchem Lämmer und lustige Ziegenböcklein grasen. Mit Villen und Gärten und einer pittoresken Cascade steigt zur Rechten des Weges die Höhe an; zur Linken rauschen und nicken hochstämmige Baumhäupter aus dem Thalgrund über den Steindamm herauf; durch dichte Laubkronen blickt man in's Thal hinab und hinüber auf die jenseitige Höhe. Rückwärts liegt das schimmernde Meer und die Stadt uud die niedergehende Sonne. Nichts versetzt den Wanderer so leicht in eine olympische Stimmung, als ein hochgelegener Laubgang, durch welchen die auf- und untergehende Sonne schimmert; es ist als ob man in einem grüngoldigen Empyreum wandelte. Immer reizender wird nun zur Linken der Thalgrund; idyllisch grünen da unten die Gärten von San Giovanni; unter

unzähligen weißschimmernden Landhäusern grüßt die Villa Bottacin vor allen lieblich herüber mit den farbig-anmuthigen Zinnen; dahinter steigen im Halbrund die schroffen Felsterrassen links zum Obelisken von Opcina, rechts zur nackten Gebirgswand empor, unter deren scharfkantigem Saume der breite Gürtel einer gewaltigen Heerstraße sich hinschlingt.

Noch haben wir kaum seit zehn Minuten die Stadt hinter uns gelassen und schon ist das Boschetto erreicht, schon athmen wir in Waldesgrün. Wir wandeln in einem nicht dichten, aber weiten Eichengehölz, das von hundert bequemen Pfaden durchkreuzt ist. In festlichen Sonntagsstunden schallt Musik die Waldhöhe hinauf, ausgehend von der Niederung, wo die braunen Quellen der Erfrischung sprudeln, während ein ganzer Völkerzug von Lustwandelnden den Hain durchschwärmt, gar nicht zu reden vom ersten Mai, an welchem das Leben des Boschettos in einem Volksfeste seinen Höhepunkt erreicht. Weiter und weiter gelangen wir, den immer schönen, immer bequemen Waldespfad hinan; auf noch breiterer, in weiterem Kreise geschwungener Straße kommen uns die eleganten Gefährte der Reichen nachgerasselt. Alles strebt zur Höhe empor, wo die Meeresfernsicht, vielleicht einzig in ihrer Art, sich aufthut: über Gebirg und Stadt und die breite schimmernde Seebucht von Muggia. Wir stehen auf der prächtigen Hochwarte des „Jägers". Hier das weitschauende „Ferdinandeo", das auf der luftigen Höhe so stolz emporragt, hinter ihm, auf noch höher ansteigendem Waldhügel, eine gethürmte Ritterburg, die wir nicht um ihr Alter fragen wollen — dazu der Eichwald selbst, der, wie er den Wanderer unten in der Niederung

aufgenommen und fortbegleitet bis zur herrlichen Höhe, sich nun noch stundenlang auf Abhängen und Gipfeln hinerstreckt, holde Stille gewährend und für den Pflanzenfreund eine nicht allzureiche, doch immer interessante botanische Ausbeute.

Früher und weit üppiger als im Boschetto sproßt am Abhange von San Andrea, dem Sonnenbrand und den milden Lüften des Meeres zugewendet, eine Vegetation, die den vollen Charakter des Südens trägt. Wie soll ich sie schildern, die wunderschöne Strandpromenade von San Andrea, die an Sonntagnachmittagen des Herbstes, Winters und Frühlings zum Schauplatz eines glänzenden Corsos wird? Zur Rechten Meeresblau, schwellendes Wellengeplätscher, zur Linken Blattgelispel, grüne Gärten — mitten inne die endlose Reihe der Karossen, aus welchen tausend Flammenaugen blitzen. — Dreifach schlingt der Lustpfad sich um den Abhang und man kann auch ganz unten unmittelbar am Saume des Meeres unter schönen Platanen wandeln. Unendlich reizend ist dieser stillere Platanenlaubgang, von der klaren Meereswelle bespült, aber fast noch verlockender ist's, den engen, schattigen Fußpfad einzuschlagen, der zwischen den beiden erwähnten Wegen mitten durch endlos dichtes Rosengebüsch sich hinzieht. O diese meerbethauten Rosengebüsche von San Andrea! Es ist ein dichter Rosenwald, Rosenhecken der edelsten Art, fast den ganzen Weg entlang sich erstreckend. Und weiter hinan, wo das Gebüsch fast zur Parkanlage sich erweitert, da wächst und treibt ganz im Freien und uneingehegt der schönste Flor edler Sträucher und Gartengewächse.

Bis gegen Servola hin führt diese unvergleichliche Promenade, zur Linken immer Villen und Gärten, zur Rechten

das Meer, die schöne Bucht von Muggia, jenseits derselben die Höhe, deren abgewandte Seite sich gegen den Meerbusen von Capodistria hinabsenkt, im weiteren Hintergrunde das gewaltige Felsbergpanorama.

Alles ist hier edle Naturpoesie, von welcher jedoch selbst der Ernst und die Prosa des Lebens imposant sich abheben. Mitten in den Rosenflor hinein sieht man Palissaden gepflanzt, Rüstzeug der Bellona, gegen das unschuldige Meer hinunterdrohend, und die Göttin Industria hat Werften und Arsenale hingebaut, die mit ihren schweigenden Höfen und langhinkriechenden Hallen, wo riesiges Werkgeräth gehäuft ist und die Maschinen tausend metallne Gelenke gespenstig regen, wie Tempel der lebenbeherrschenden Nothwendigkeit oder des werkthätigen Erdgeistes aus der Niederung heraufragen . . .

Ich weiß nicht, ob dem Leser bekannt ist, was man in italienischen Landen unter einem „giardino publico“ versteht? „Giardino publico“ bedeutet dort zuweilen einen kreisrunden von einem Baumgange umschlossenen, von einigem Grase bewachsenen freien Platz. Hartnäckig fragt der Fremde nach dem „Garten“, und der Eingeborne bemüht sich lange vergebens, ihm klar zu machen, daß er mitten darin steht. Triest hat glücklicher Weise in diesem Punkte darauf verzichtet, die italienische Art zur Schau zu tragen. Es besitzt in seinem „giardino publico“ vor der Corsia Stadion ein blumenduftiges Schattenasyl, einen wirklichen Garten. Den ganzen Sommer über ist er ein Lieblingszufluchtsort der Triester Bevölkerung aller Schichten, die ganz oberste ausgenommen, die auf ihren Villen Schatten und Blumenduft im eigenen Hause hat und den Rest der schönen Gotteswelt

nur von den Polstern ihrer Equipagen aus beaugenscheinigt. Dem vielbeschäftigten Triester im Allgemeinen kann eine so schöne, nahe gelegene Anpflanzung zur Erholung und Erfrischung, namentlich in den Abendstunden, nur willkommen sein; der Dandy schlürft im Schatten blühender Maulbeer- und Bignonienbäume seinen Mocca und verfolgt den Auf- und Niedergang der Sternbilder, die ein kreisender Zodiakus der Schönheit bei den Klängen einer Musikcapelle an ihm vorüberführt. Es sind vielleicht nicht so stolze, aber ebenso schwarze und glänzende Augensterne und Haarflechten, wie diejenigen, die uns bei dem Wagencorso von San Andrea berücken; es sind dieselben Gefahren, dieselben Bezauberungen, es ist dieselbe Koketterie, nur daß sie hier zu Fuße geht, wobei sie eher gewinnt als verliert, denn es ist bekannt, daß anderswo Prinzessinnen und Herzoginnen sich nicht durchgehends der Gabe eines würdevoll-anmuthigen Einherschreitens in dem Maße zu erfreuen haben, wie am Strande der Adria die Grisetten.

Wer schildert Miramar — das Schloß und alle Herrlichkeiten, die dort am Strand und auf der Höhe ausgebreitet sind? Und seine prächtige Meeresfernsicht, die nirgends breiter und glänzender sich aufrollt? Hier fühlt man sich nicht mehr blos in den Süden, sondern gar in den Orient entrückt, oder in amerikanische Tropenzonen! Der Park ist kaiserlich. Großartigkeit bestimmt den ganzen Stil, auf breiten Strecken sehen wir die Blumenbeete hingelagert, die Farbenwirkungen sind durch massenhafte Häufungen des Gleichartigen reizvoll-imposant; dabei herrscht überall Verschwendung: was da blüht, das Fremdeste, das

Seltenſte blüht in unzähligen Exemplaren. Und doch ſieht man nur Erleſenes, Diſtinguirtes, es ſind ariſtokratiſche Gewächſe, es iſt ein beau-monde der Blumen, ein Salon: Königin Flora gibt große Aſſemblée.

Alles Tropiſche ſteht hier im Freien um das Schloß. Da wachſen die Hortenſien unter den Bäumen auf langen Strecken hin, wie Moos oder Haidekraut; da ſtehen Palmlilien und Aloen und Blumenrohre zahllos die Felshöhe hinauf und den Strand entlang, da ragt in der Mitte jedes Blumenfeldes die Araucarie oder ein fremdes Liliengewächs, im Waſſerbecken ſchwimmt die blaue Seeroſe, die Blume der Iſis, und eine lauſchige Stelle gibt es, wo, freilich den Fuß in Töpfen verſtohlen bergend, Fächer- und Fiederpalmen mit Pandanus- und Arumgewächſen und Ficus elastica und Magnolien ihre Blätterfülle über den ſchattigen Sitz breiten.

Schönes Mexiko, Heimatland der Sonnenblume! Heimatland der edelſten Blumen überhaupt, die Europas Gärten ſchmücken! Lange vor dem Eintreffen der Ueberbringer der Krone Montezuma's haben deine Blumenboten in Miramar von Buena Viſta's Gärten und vom Kaiſerpalaſt im Cypreſſenwalde Chapultepecs geflüſtert . . .

Zu Frühlings- und Herbſtausflügen lockt die Hochwarte von Opcina mit ihrem berühmten Land- und Seepanorama, von Reiſebeſchreibern und Dichtern als einer der ſchönſten Ausſichtspunkte der Welt gefeiert. Aber auch den reizvollen Weg dürfen wir nicht vergeſſen, deſſen ſanftanſteigende Linie, mit der Straße von Miramar eine Strecke parallel, am Bergesabhang zur pittoresken Höhe von Proſecco hinüberführt. Zur Rechten ſteigen die Felsabhänge ſchroffer und

schroffer empor und bilden zuletzt, unmittelbar vor Prosecco, wahrhaft schwindelnde Grate; zur Linken aber liegt unten in seiner Tiefe, „glatt, sonnig und endlos das lebendige, herzerfreuende Grün der Meereswelle, vom Zephyr so fein gekräuselt wie ciselirte Smaragdflächen mit dunkelblauen Furchen und funkelnden Silberstreifen.“ In reinen Umrissen steigt neben dem spiegelglatten Plan der See das zackige Felsgebirg empor, und die Küste wie das Meer schwimmt im Sonnenduft.

Hundert Campagnenwege führen nach allen Richtungen von Triest in's Freie hinaus, und es mag uns oft gelingen, daß wir, einen derselben auf's Gerathewohl einschlagend, zu herrlichen Aussichtspunkten, vielleicht auch zu anmuthigen Ruheplätzen gelangen. Aber freilich bei weitem nicht immer; den größten Theil dieser Bezirke, zu welchen die Campagnenwege führen, hat der Privatbesitz unter sich getheilt; die „beati possidentes“ haben ihre Hände darauf gelegt. Wir sehen eine liebliche Stelle, einen Wiesenhang, ein Wäldchen so einladend herüberwinken: wir eilen darauf zu, aber siehe da, so sehr wir eilen, wir kommen doch zu spät; schon hat ein Anderer den reizenden Bezirk für sich eingefriedet, hat eine schöne Villa hingebaut und eine hohe Gartenmauer, nach Landesbrauch besteckt mit spitzigen Glasfragmenten, die wie blutlechzend in der Sonne funkeln. Aber wir müssen doch auch bedenken, daß die Villen der reichen Leute dasjenige, was sie der Landschaft und ihrem freien Genusse rauben, dadurch ersetzen, daß sie das Landschaftsbild wieder in anderer, anziehender Weise ergänzen und vollenden. Das Panorama von Triest wäre in der That nicht halb so

anmuthend, ohne den reichen und stolzen Kranz seiner Villen.

Die Sage erzählt von öden Bergen, von düsteren Felswänden im Waldesdunkel, wo der Wanderer ängstlich inne hält: plötzlich aber erschließt sich ein moosüberwachsenes Pförtlein, der Wanderer tritt ein, und es schimmert ihm eine unterirdische Herrlichkeit entgegen mit Zaubergärten, Springbrunnen und goldenen Gemächern, wo ein Gnomenkönig Hof hält, oder eine schöne Waldesfee. Nicht ganz so, aber doch in ähnlicher Weise ergeht es uns, wenn wir die wenig anziehenden Gründe durchschreiten, die in der Thalniederung von San Giovanni die Villa Bottacin umgeben. Plötzlich erreichen wir ein Pförtchen, das sich unscheinbar in eine Ecke schmiegt, aber das Pförtchen thut sich auf und wir betreten ein Blumen-Eldorado *). Das steht in seiner Umgebung so contrastirend hingezaubert, wie ein Gaukelbild der Fata Morgana in der Wüste: wir fürchten, es könne plötzlich in Nichts verschwinden. Aber es ist kein Blendwerk, es hält Stand. Wir schreiten weiter auf dem reichbebüschten Terrain, das in den pittoreskesten Krümmungen steigt und fällt und sich wendet, und nach rückwärts an einen romantischen Berghang sich lehnt. Auch die Umgegend erscheint uns von diesem Standpunkte aus in neuem Lichte, wie umgezaubert. Ein gewaltiger Bach durchrauscht den Grund. Wir betreten auf der Höhe den Vorsaal eines glänzend ausgestatteten Pavillons, geschmückt mit Statuetten und Bildern — eine

*) Die Schilderung gilt von der Zeit des Aufenthaltes des Verfassers in Triest.

Vorahnung gewährend von den reichen Kunſtſchätzen, welche das Innere der Villa birgt, und mit welchen wir uns diesmal ſo wenig beſchäftigen wollen, als mit dem architektoniſchen Reiz und Werth der zierlichen Villa ſelbſt. Halten wir uns an das Landſchaftliche, die Naturſcene, den Park. Durch dichtverſchlungenes Gebüſch führt uns der Pfad in eine Grotte, die eine künſtliche Beleuchtung mit magiſchem Feuerſchein erfüllt. Wir wandeln vorüber an kleinen Teichen, wo die rieſigen Blätter fremder Waſſerpflanzen den Wellenſpiegel bedecken. Wir betreten ein Schweizerhaus, wo die erleſenſte Sammlung ausgeſtopfter Vögel und ſonſtiger naturhiſtoriſcher Merkwürdigkeiten uns anzieht. Während mit jedem Schritt der Ausblick in die Ferne reizvoll wechſelt, umdrängt uns in unmittelbarer Nähe der üppigſte Flor von ſüdlichen Gewächſen; die Vegetation überwuchert ſich faſt urwaldlich: Höhen und Tiefen, Felswände und Bachufer, alles iſt von einem dichten Teppich von Schlingpflanzen überkleidet. Nun aber betreten wir die „stufa“ — das Warmhaus, wo wir plötzlich eine berauſchend gewürzte Tropenluft athmen. In dieſem Raume wird uns zu Muth, als hätten wir Opium getrunken oder eine Aether-Narkoſe mit uns vornehmen laſſen. Worin liegt das Eigenthümliche, Geheimnißvolle dieſer Wirkung? Ein überaus anmuthiges, feines Wellen- oder Tropfengerieſel iſt's, das unter den Rieſenblättern der Tropenpflanzen aus verborgenen Quellen ſprüht, den Sinn beſtrickt, bevor das Ohr es unterſcheidet, und mit dem Würzeduft der Pflanzen vereinigt, die Sinne in einen ſüßen, träumeriſchen Zuſtand einlullt. Wir ſind hier in einen Zauberbann gerathen, dem wir nicht mit oberflächlichen

Eindrücken entrinnen. Alles ist darauf eingerichtet, das Gemüth anzuregen, romantisch-poetische Wirkungen hervorzubringen. Die Stämme fremder Gewächsriesen sind mit Moos überzogen und dieses wieder mit dem feinsten Gewebe interessanter Schlingpflanzen umkleidet.

Die Villa Bottacin ist die Schöpfung eines sinnigen, romantischen Geistes: auf die Tiefe des Gemüthes wird zu wirken gesucht, gesteigerte Natureffekte sind erzielt, höhere Intentionen verwirklicht. Von einem andern Standpunkte will der Landsitz des (nun verstorbenen) Herrn von Revoltella betrachtet sein: vom Standpunkte des modernen Geld- und Weltmannes, der sich das Leben mit den Reizen des „fashionablen Comforts" ausschmückt. Heitere Eleganz war hier das leitende Princip, verwirklicht mit der noblen Einfachheit des echten Gentleman, dessen Wesen bekanntlich nicht in der vollzähligen Reihe von 16 Ahnen liegt. Wie Kleidung und Benehmen des echten Gentleman fern von aller aufdringlichen Prunksucht ist, so löst er auch in der Wohnstätte, die er sich baut, das Problem der Vereinigung von Sumptuosität mit anspruchslos erscheinender Einfachheit. Was ist eine „Villa" für den Welt- und Lebemann? Ein Landaufenthalt, wo er einige Wochen und Monate in angenehmer Losgebundenheit zubringt. Er wird dafür kein Schloß aufrichten mit Säulen, Erkern und Zinnen; er wird sich den schönsten Platz erkiesen, wird dort eine reizende Gartenanlage gründen und inmitten derselben einen zierlichen Pavillon sich bauen, mit einem Salon und allerliebsten kleinen Gemächern, überaus comfortable ausgestattet, wo er schläft, speist, die Zeitungen und Coursberichte liest und seine

Freunde empfängt. Im Gegensatze zum Ideal des Landsitzes eines in schöner Zurückgezogenheit lebenden, in romantische Passionen versenkten Gemüthes, ist dies das Ideal der Villa vom weltmännischen Standpunkte, und dies Ideal hat Herr von Revoltella auf dem schönsten Punkte von Triest, auf der Höhe des „Jägers" verwirklicht.

Triester Carneval.

„Es ist eine traurige Entdeckung, die wir gemacht haben, aber leider zu spät, als daß es noch etwas helfen könnte, nämlich daß wir existiren.“ So sagt ein geistreicher amerikanischer Autor. Es gehen bekanntlich auch von Zeit zu Zeit Leute mit Hinterlassung eines Zettels, auf welchem „Aus langer Weile“ oder Aehnliches geschrieben steht, aus der Welt, bestätigend, daß es im Allgemeinen sehr wenig amüsant ist, „dazusein“. Billiger Weise könnten wir also den obigen Ausspruch zum Grundtext und Motto für eine Aschermittwochs-Homilie wählen. Aber die Betrachtung der Miserabilität des Daseins ist ein abgedroschenes Thema. Pikanter ist's, die possierlichen Apparate ins Auge zu fassen, welche die liebe Menschheit in Bewegung setzt, um jene Langeweile zu bemeistern, jene Misère zu übertünchen. . . .

Wo kommt er her, wo geht er hin, der seltsame Gaukler, der mit der Schellenkappe des Narren hinter dem Einzuge des neuen Jahres einherspringt, um nach wenigen Wochen tollen und ausgelassenen Treibens in seiner Sünden Maienblüte dahinzusinken, getroffen vom Schlage der — Mitternachtsstunde, die dem aschgrauesten aller Mittwoche voraus-

geht? Wer ist der Räthselhafte? Ist er des uralten Freudengottes Dionysos neue Vermummung, der das rauschende Thema der Lebensluft statt auf lydischen Cimbeln jetzt auf moderner Strohfidel variirt, und auch so noch die schöpferischen Urgewässer des Begeisterungstaumels im Menschengemüthe flüssig macht? Ist er die verkörperte „souveräne Ironie" der Romantiker, die, in groteskem Mummenschanz Menschen- und Thiergebild durcheinander werfend, ein witziges Gaukelspiel treibt mit der äußerlichen, zufälligen, bestandlosen Welt der irdischen Formen, die nicht des Seienden wirklicher Umriß, sondern nur Arabesken sind, von der spielenden Laune des Weltgeistes in den verrinnenden Sand der Ewigkeits-Sanduhr gezeichnet? Vielleicht ist er von alledem etwas, und dazu noch das erste Wiedererwachen der Natur, die sich mit einer Grimasse den Winterschlaf aus den Augen reibt — die ungezogene, knabenhafte „Flegelzeit" des jungen Jahres, über das noch nicht der zähmende Empfindungshauch des Lenzes und der Liebe gekommen. Als würdiger Vorläufer tanzt der Alte mit der Schellenkappe dem Triumphzuge des Frühlings vorauf, lärmend wie ein Poltergeist, um plötzlich mitten in der Nacht zu verschwinden, wenn, durch ihn geweckt, Primel und Veilchen ihre schlaftrunkenen Häupter aus der Erde hervorstrecken und neugierig nachsehen, was es gibt.

Man muß aber unterscheiden zwischen dem eigentlichen Carneval, dem Carneval des Südens, der seine Abkunft von den Bacchanalien und Saturnalien des alten Heidenthums nicht verleugnet, und dem nordischen, christlich-germanischen Fasching.

Der Carneval ist ein toller Kobold, der dem Hypochonder in's Fenster guckt, durch's Schlüsselloch schlüpft und dem

Widerwilligen die Ohren voll trompetet, so tief er auch die Schlafmütze darüber ziehen mag. Der Fasching ist ein Monsieur, den man in seiner Wohnung aufsuchen muß. In schwarzem Frack und weißer Kravatte muß man ihm seine Aufwartung machen, und sein Töchterchen, die Freude, darf man nur mit Glacéhandschuhen anfassen. Welche Umstände, welche Kosten für Eintritt und Toilette, um einen Maskenball zu besuchen! Im Reiche des „Carnevals" braucht man blos die Fenster zu öffnen: da tanzen lustige Maskenpaare auf der Straße zu improvisirten Instrumenten; sie tanzen die sonderbarsten Mazurkas und Monferinen und beanspruchen von dem kunstliebenden Zuschauer-Publikum an Fenstern und auf Balkonen nichts weiter, als daß ihnen keine Töpfe und Gläser über die Köpfe ausgeleert werden.

Seit ich nach elfjährigem Aufenthalt am Strande der Adria wieder in deutschen Landen heimisch bin, weiß ich es leider immer nur aus dem „Grazer Schreibkalender auf das Gemeinjahr 18**", wann wir in den Tagen der zeitweiligen Emanzipation des Fleisches leben . . .

Aber vielleicht ist das Alles nur, so zu sagen, vom einseitig-ästhetischen Standpunkte aus gesprochen, der bekanntlich immer das Bunte und Krause, den Flitterstaat, die scharfen Lichter ein wenig gegen das einfach-Schlichte, nüchtern-Vernünftige, Gesunde und Solide bevorzugt. Wenn die geräuschvollen Symptome, mit welchen der italienische Carneval mehr noch in den Aeußerlichkeiten des Straßenlebens als innerhalb der häuslichen Kreise sich ankündigt, bei uns vermißt werden, so kann ein feiner Menschenkenner und Beob-

achter, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, immerhin auch ohne die Hilfe des Kalenders den Fasching, oder sagen wir, den deutschen Karneval, aus Zügen, Mienen, Geberden, Manieren der Leute herauswittern. Es lohnte sich vielleicht sogar der Mühe, eine psychologische Skizze stiller Karnevalssymptome zu entwerfen. Haben junge Männer, die viel tanzen, in dieser Zeitepoche nicht ein zwar fatiguirtes, aber träumerisch und geheimnißvoll angeregtes Wesen? Hat ihr Auftreten, wenn sie auch nur den Saal eines Lesevereins betreten, nicht einen gewissen leichten Schwung, als glaubten sie sich in reizender Frauengesellschaft? Stellen sie den Hut nicht mit einer gewissen Grazie hin, werfen die Handschuhe mit einer gewissen Eleganz hinein und greifen nach dem Zeitungsblatt mit einem schwärmerischen Gesichtsausdruck, als ob sie die Hand um die Taille einer hübschen Tänzerin legten? Man sieht, daß schönere Melodien in ihnen nachklingen, daß ein höherer Rhythmus in ihnen nachzittert. Erschöpfung verrathen sie höchstens durch ein leicht verschleiertes Auge, und dadurch, daß sie die tanzmüden Füße tiefer und gerader als gewöhnlich unter den Tisch strecken. Und zeigen junge Mädchen in diesen Wochen auf der Straße nicht eine gewisse Neigung, verlegen zu erröthen, wenn sie jungen Herren begegnen und von diesen ins Auge gefaßt werden? Kein Wunder; sie sind ja in Zweifel, ob der Begegnende wirklich der Tänzer von gestern Nacht ist, und ob sie sich nicht etwa kompromittiren, indem sie vielleicht an einen Wildfremden ein reizendes Lächeln verschwenden?

Also seien wir gerecht! Man bedarf nicht durchaus des Kalenders . . .

Und wie? berichten nicht alle Lokalblätter ausführlich von Bällen und anderen geselligen Carnevalsvergnügen? Tragen sie nicht alljährlich auch in die Stube des Einsamen die Kunde von „schönen“ und „unvergeßlichen“ Festen, von dem in unvergänglicher Jugend blühenden „reizenden Damenflor“ und der „animirten Stimmung?“

Und giebt es mehr oder weniger öffentlichen Mummenschanz und „Narrenfeste“ nicht auch in Deutschland? Und kann man der deutschen Festnarrheit einen anderen Vorwurf machen, als den alten, bekannten, daß sie den Fehler ihrer Tugend hat, daß sie zu schön ist, zu geistreich, daß zu viel „Methode“ in ihr liegt? — Freilich, wenn man es der Weisheit nicht verzeiht, nach der Lampe zu riechen, so wird man es der Narrheit noch weniger verzeihen . . .

Als ich Jahre lang die Triester Carnevals-Corsofahrten miterlebt hatte, fand ich sie zuletzt ganz abscheulich. Ich verwünschte die Schreihälse, das nächtliche Geschwärme und Gelärme, das Gequiek, Gesinge, Getute und Gezeter. Nichtsdestoweniger schaute ich, wenn die eigentlichen Corsotage kamen, nach dem Wetter aus und bedauerte, wenn Regen drohte, in sophistischer Selbsttäuschung „nur die Confettiverkäufer“. Und wenn so Nachmittags um die dritte Stunde mein unwissentlich lauschendes Ohr vernahm, wie es auf der Straße draußen lebendig wurde, wie die Wagen zu rollen begannen, da vollzog sich eine Verrückung des Standpunktes der Betrachtung in meinem Innern, eine veränderte Constellation, die zunächst dadurch sich kundgab, daß ich mich jedem alltäglichen prosaischen Thun und Treiben abhold fühlte, bis Mißmuth und Langeweile mich zuletzt nöthigten, nach dem

Hute zu greifen und aus dem Hause zu gehen. Und siehe da: vor meinen Augen dehnte sich der lange, breite Corso wieder, wie in früheren Jahresläuften, voll von Wagen, Pferden, schönen Damen, Masken, Eseln, Gassenjungen, Confettihändlern, Dandies, Blumenmädchen, Marineoffizieren, Schneidermamsellen, Soldaten, Matrosen, Christen, Juden, Dalmatinern, Tschitschen, Griechen, Türken und Philistern. Dazu auf den Balkonen, an den Fenstern reiche Schönheitsblüte von allen Jahrgängen.

Da konnte man doch nicht umhin, ein wenig stehen zu bleiben . . .

Nun ja, sie war es wieder, die Reihe glänzender Equipagen, unterbrochen von improvisirten Gefährten aller Gattungen, oft drollig befrachtet mit allerlei Mummenschanz, zuweilen auch, der heiteren Abwechslung wegen, statt mit muthigen Rossen, bespannt mit behäbig trabenden Grauchen: in den Wagen schwarzäugige, von Jugend, Vergnügen und Confettiwürfen geröthete Frauen- und Mädchengesichter, Gestalten, die im Feuer der Confettischlacht die reizendste Plastik defensiver und offensiver Stellungen entwickelten — ringsum hagelnd und stäubend der Inhalt tiefer Confettisäcke, von Fanatikern oft über einen einzigen Wagen entleert — fliegende Bonbons und zierlich dargereichte Blumensträuße — hier und da Masken, vereinzelt, in Gruppen, auch wohl zu Wagen, voll toller Scherze in Wort und Geberden — und in dem bunten krausen Gemälde als kecker, dicker, derber Pinselstrich sich abhebend die unverdrossene Meute der „Gamins“ . . .

Da sehe man sie nur einmal, die verwünschten Rangen, wie sie mit Todesverachtung und fabelhafter Behendigkeit,

von Püffen, Stößen und Tritten unbeirrt, ſich unter die Räder der Wagen werfen, um den Inhalt einer verſchütteten Bonbondüte zu erbeuten! —

War das nicht ein fallender Regentropfen? Gewiß! Aber Tropfen, die der Regengott den Schönen ins Geſicht ſchleudert, werden heut von den Damen, wie es ſcheint, für Confettikügelchen, für eine Schelmerei, für einen guten Witz des Himmels genommen. Glänzende Cylinder hier, Schleier und feine Gewebe dort werden achtlos preisgegeben. Was ſchiert dergleichen den Carneval? Er ſchneidet nur eine Grimaſſe, als wollt' er ſagen: Eines naſſen Todes zu ſterben iſt mir nicht beſtimmt. Ich ſterbe wie mein Schutzherr, Dionyſos, im Feuer. — Und er behält Recht.

Ei, ſo rollt und rollt, ihr närriſchen, unermüdlichen Räder!

Aber ſiehe da, es kommt noch ärger. Mit den Scenen, die nach Einbruch der Dunkelheit in den Straßen, auf den Plätzen, vor den Cafés und in denſelben ſich entrollen, beginnt das eigentliche, vom grellen Tagesſchein nicht mehr eingeſchüchterte und ernüchterte Bacchanal der Narrheit. Masken in bunt zuſammengewürfeltem, oft ſehr einfachem, aber mit dem richtigen Inſtinkt der Tollheit erfundenen Aufputz treten auf den Schauplatz. Es ertönen die quiekenden Laute, mit welchen ſie einander anrufen. Hier und da Geſang und ein Springen und Tanzen zum Klange von allerlei muſikaliſchen und nicht-muſikaliſchen Inſtrumenten. Elegantere weibliche Masken huſchen vorüber, die lüſterne Phantaſie äffend mit dem Zauber anmuthig-ſchlanker, verſchleierter Umriſſe. Da ſchreitet ein weißer, faſt geſpenſtiger Zug von

Tempelrittern in impoſanter Haltung heran, oder eine Phalanx von Kriegern mit Pickelhauben, oder auch ein Trupp wüſter Geſellen in allerlei verſchoſſenen Gewandungen, wie ſie Callot-Hoffmann nicht toller erfinden konnte. Sie gehen Arm in Arm, nehmen die Breite der Straße für ſich in Anſpruch und brüllen ohrzerreißend, aber mit entſchiedenem Talent für polyphone Stimmführung:

„Se oggi la va bene, domani non si sa!“

Da wandelt ein Kerl, der ſich nur in eine Art Domino von grober Sackleinwand geſteckt, einen Topf oder etwas Aehnliches auf den Kopf geſtülpt und ſein Geſicht mit einigen ſchwarzen Kienrußſtrichen maskirt hat. Aber mit wie viel Beruf, mit wie vieler Weihe wandelt er dahin! Der geziemende naive Humor liegt ſchon in ſeiner Haltung, ſeinem Gang; und wie ſeelenvergnügt quiekt er in allen Tonarten! Dieſer genügſame Menſch hat den rechten Sinn und Verſtand der Narrheit.

Ihm ebenbürtig iſt der zerlumpte Virtuoſe, der dort in vergilbtem Flitter mit einer alten Clarinette umherwandert und an jeder Straßenecke einem nicht gewählten Auditorium Pedrotti's zum Gaſſenhauer gewordene Melodie „Bella è l'Italia“ zum Beſten giebt. — O du unverſchämter Geſelle! nun ſchleicht er gar in vorgerückter Nachtſtunde, ſein Tagewerk zu krönen, in die Vorhalle des Tergeſteums, pflanzt ſich dort insgeheim mit einigen Gleichgeſinnten auf und ſtört den Frieden dieſer Hallen und einiger alter Herren, die in den Leſeſälen des Erdgeſchoſſes noch über den Zeitungen brüten, mit plötzlichem Getute! Ein Cuſtode ſtürzt herbei und jagt den Minſtrel ſammt Gefolge

mit Scheltworten hinaus. Er aber tutet, während Jener sich umdreht, den Schluß seiner unterbrochenen Melodie nebenan durch das offene Fenster hinein, bis der ergrimmte Custode auch dies ihm vor der Nase zuschlägt.

Dann verschwindet er sammt seinem Flötenspiel in einer lärmenden Menge. Fortgerissen wird er wie vom Festreigen der Korybanten. . . .

In allen Kaffeehäusern schwirrt es aus und ein wie in Bienenstöcken, von Masken, welche ihre unmaskirten Bekannten dort aufsuchen und necken. Selbst in die Theater drängen diese Kobolde sich ein, und die Insassen der Logen sind nicht sicher vor schelmischem Ueberfall.

Ach, dieser Karneval, er achtet nicht den heiligen Gottesfrieden der stillen Leute, Kopfhänger, Einsiedler und Menschenfeinde. Er reißt sie, für Momente wenigstens, in ein verändertes Schauen und Empfinden hinein, wäre dies letztere auch nichts Anderes als — Aerger. Zum Glück soll auch der Aerger zuweilen heilsam sein. Es ist ein Carneval, den, glaub' ich, selbst die Todten ein wenig in ihren noch übrigen Knochen spüren, und wer weiß, ob sie sich nicht zu einem kleinen Carnevals-Klappertänzchen in der Geisterstunde versammeln würden, wenn es im Carneval eine Geisterstunde gäbe, und die Bacchantenfackel in dieser Zeitepoche nicht der Mitternacht die Augen ausbohrte. Wenn solch' ein Carneval vorüber ist, so weiß jedes Menschenkind, daß er da gewesen, und erinnert sich seiner, wär' es auch nur, um Gott zu danken, daß er vorüber.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch die Deutschen sich in ihrem Carneval vortrefflich unterhalten. Sie tanzen

heute, ſie tanzen morgen, ſie tanzen übermorgen. Sehr amüſant, ohne Zweifel. Aber der ſüdliche Carneval iſt reicher. Seine Spolien ſind der Mummenſchanz, deſſen abgeſchabter Flitterſtaat, auch wenn er abgeworfen im dunklen Winkel liegt, noch in phosphoriſchem Glanze poetiſch flimmert; die Spolien des nordiſchen Carnevals ſind eine Legion durchgetanzter Stiefel, in Staub vermorſchend, proſaiſch und ledern.

Immerhin! — Wie die Aſche des Veſuvs Pompeji, Herculanum und Stabiä bedeckte und ihr Leichentuch um die Saturnalien klaſſiſchen Behagens wob, ſo begräbt die Aſchermittwochsaſche mit fahlem Grau zuletzt den „Carneval“ wie den „Faſching“.

Und ſo ſuche denn Jeder „carnevals-ſelig zu werden nach eigener Façon“. Sehe Jeder, wie er's treibe, ſo lang es noch Zeit iſt. Es lebe die Narrheit und die Luſt in allen Geſtalten! Carpe diem, o Menſch des Nordens wie des Südens!

Se oggi la va bene, domani non si sa.

Bei fremden Menschen und Göttern.

Ein Triester Gedenkblatt.

Als im Jahre 1860 die „Novara" von ihrer Weltfahrt zurückkam, da war es Triest, welches das rühmlich bewährte Fahrzeug in seinem Hafen landen sah, mit den Heimgekehrten, die dort zum Theil für längere Zeit Rast hielten, in regen Verkehr trat, und gleichsam den frischen Schaum abschöpfte von dem, was die Weltumsegler dem Vaterlande, das sie ausgesendet, heimzubringen und mitzutheilen hatten. Nannte die Hafenstadt doch den edlen Förderer des ganzen Unternehmens, den verewigten Erzherzog Ferdinand Max, damals den Ihrigen. Ihm zunächst in längerem und bequemem Umgange Rechenschaft abzulegen, mochten Männer, wie Baron Wüllerstorff, Karl v. Scherzer u. s. w. sich gedrungen fühlen. Dabei kam nun auch Vieles den Triestern zu Gute. Das Meiste hatten wir dem trefflichen Karl v. Scherzer zu danken, der, liebenswürdig, unermüdlich und anspruchslos, wie es seine Art ist, im Schoße des „Schillervereins" die interessantesten Mittheilungen zum Besten gab. Einen überaus reichen Schatz von merkwürdigen Gegenständen aus den entlegensten Ländern hatte die „Novara" mitgebracht, und diese Fülle des Sehenswerthen blieb auf An-

regung des Erzherzogs zwei volle Monate lang in den Sälen des Tergesteums zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt.

Wenn Poeten wie Boz und Adalbert Stifter in Raritätenläden, Trödelbuden und vätererbten Rumpelkammern einen Schatz von latenter Poesie zu heben gewußt, und jedes einfache Stück Hausrath, das durch vieler Menschen Hände gegangen und ein stummer Zeuge menschlicher Schicksale gewesen, für beschauliche Gemüther monumental wird: mit welcher poetisch angeregten Stimmung mußte man erst Räume betreten, wo Allerweltshausrath aus Ceylon und Madras, aus Java, Sumatra und Borneo, von den Nikobaren und Philippinen, aus China, Neuseeland und all' den vielnamigen Inselgruppen der Südsee neben einander gereiht war? Es bedurfte nicht eben einer excentrischen Phantasie, noch eines unnatürlich gesteigerten Nervenlebens, um in diesen Räumlichkeiten zu einem Reichenbach'schen „Sensitiven" zu werden, geneckt von visionären Bildern, Klängen und Düften. Ein Mensch, den dergleichen bloß anglänzt, anstarrt oder angrins't, und nicht auch anredet, wie die Thiere im Märchen; wer taub ist für den Chorus von Völkerstimmen, und in einer solchen Schaustellung nichts weiter sieht, als was im Katalog verzeichnet steht, der gebe die Empfänglichkeit seines geistigen Trommelfells für den Anschlag feinerer Lebenstonwellen verloren und mache sich keine Hoffnung auf ein Entréebillet zum Concert der Sphärenmusik, die ein Sonntagskind aus allem Geschaffenen heraushört.

Zu den Zeiten des edlen Dulders, des Königs Odysseus von Ithaka, erlebte man auf dem Seewege vom sigäischen

Vorgebirge bis zu den Felsen von Ithaka, einer Strecke von etlichen Dutzend Meilen, größere Abenteuer und sah mehr Wunderdinge, als jetzt auf einer ganzen Reise um die Welt. Aber die alte Meersirene schwimmt doch auch noch um den Kiel unserer Dampfer, ihre Nase gewöhnt sich an den Rauch qualmender Schlote, und sie singt und sagt für Jeden, der sie hören will, die wundersamsten Geschichten. Das Wunder stirbt nicht aus und verliert nichts an Bedeutung, wenn es zugleich ein natürliches, vielleicht sogar ein alltägliches ist.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, aus Tagebuchblättern die Erinnerung an Einiges von dem wieder aufzufrischen, was die Sirene der „Novara" sang — für einen weiteren Kreis einige von den Eindrücken zu fixiren, die mir geworden bei jener „Zimmerreise" zu fremden Menschen und Göttern — denn die Götzenbilder fremder Zonen spielten dabei keine geringe Rolle. Die Novarareise als solche, als Geschehniß, ist freilich antiquirt; aber die Welt veraltet nicht, von der das österreichische Fahrzeug so reichliche Kunde und so merkwürdige Denkmäler heimbrachte.

Die singhalesischen Manuscripte, welche die Ausstellung eröffneten, waren in jeder Beziehung würdig, mit ihren geheimnißvollen Sprüchen buddhistischer Weisheit den Reigen anzuführen. Wie ganz anders begrüßt die sonnetrunkene Mystik des Ostens uns in seltsamen Charakteren auf den Blättern der Talipotpalme, von zierlichen Deckeln aus Calamanderholz umschlossen, als in nüchternen europäischen Lauten und Lettern und geistlosen Lederbänden? Um wie viel besser läßt sich auf solchen Palmblättern, die sich in den Wellen heiliger Ströme gespiegelt und sich im Glanzäther hindo-

ſtaniſcher Mondnächte gebadet, zwiſchen den Zeilen leſen, als auf unſerem feinſten Velin, das die Phantaſie doch immer zu einem proſaiſchen Hanffelde zurückleitet. — That man ein paar Schritte weiter, ſo wich das Tiefſinnige dem Zarten, die Askeſe der Galanterie. Statt der buddhiſtiſchen Orakel und Hymnen tönte ein zärtliches Liebesgeflüſter herüber von den Blüthenufern des Indermeeres. Javaneſiſche Toilettestücke erblickte man, fein, zierlich und koſtbar, wie der Bräutigam auf Java ſie ſeiner Braut zum Geſchenke zu machen pflegt. Daneben gab noch eine Anzahl javaneſiſcher Hüttenmodelle, ſowie ein prächtiges, mit Goldfunken durchſticktes Taſchentuch Zeugniß dafür, daß an den blumigen Geſtaden und auf den Eilanden des indiſchen Archipels die Leute nicht immer beſchaulich vor Lotosblumen knien, ſondern des Lebens Reiz und Behagen zu ſchätzen wiſſen.

Weidete man ſich einen Moment an der Idylle, die durch all' dies Zierliche dem Auge vorgezaubert wurde, ſo lauerte ein ſcharfer Contraſt ſchon daneben, um die Phantaſie ſofort in ganz entgegengeſetzter Weiſe in Anſpruch zu nehmen. Die Wand hinan und weithin neben einander gereiht, glitzerte unheimliche Waffenzier, zum Theil der bedenklichſten Art: Lanzen, Schwerter, Schilde, Tomahawks, Skalpmeſſer — ein ganzes Arſenal und Muſeum der höheren Kopf- und Halsabſchneiderei. Strengte man das Auge ein wenig an, ſo glaubte man dunkle Flecken zu ſehen, Spuren des Blutes, mit welchen dies kriegeriſche Geräth in Gott weiß welchen Kämpfen und Metzeleien beſudelt worden war. Gorgonenhaft glotzten dazwiſchen ein paar ſchauerlich-bizarre Geſichtsmasken hervor, von monſtröſen Perrücken aus Men-

schenhaaren überthürmt. Die Einwohner der Fidschiinseln tragen die eine derselben in der Schlacht, um sich ihren Feinden furchtbarer zu machen, während die andere den Neu-Caledoniern bei Tänzen im Mondschein zum Schmucke dient: diese Trefflichen feiern die romantische Mondeshelle mit einer mummenschänzlichen Cavalchina, die ohne Zweifel bei weitem mehr an die Blocksbergscenen des „Faust", als an die Elfenreigen des „Sommernachtstraumes" erinnert.

Wie in Dissolving views nebelhaftes Gebild in einander schwimmt und sich aus einander entwickelt, wandelte der feine Blutdampf, der für sensitive Gemüther das eben erwähnte Waffen-Arsenal umschwebte, sich in feines narkotisches Arom bei der Betrachtung eines Kästchens, das der Katalog als „Rauchapparat und Opiumpfeife eines vornehmen Chinesen" bezeichnete. Süße Betäubung überkam die Sinne, man träumte sich hinein in die Träume, die den schmauchenden Bürger des „Reichs der Mitte" auf dichter Opiumwolke umgaukeln, und begriff für einen Augenblick den Reiz orientalischer Narkose, die wohl am besten über des Lebens Schalheit und die sublime Langeweile, Weltschmerz genannt, hinweghilft.

Aber es ist nicht rathsam, solche asiatische Träume allzulange nachzuträumen; sie könnten unsere europäischen Kopfnerven leicht überreizen. Da lag zum Glücke eine Nummer der „Peckinger Hofzeitung" und gemahnte daran, daß auch das Leben des Orients seine nüchterne, prosaische Seite hat: seine Regierungen, seine Mandarinen, seine Steuern u. s. w. Diese Mahnung wurde durch eine daneben liegende chinesische Banknote nur verstärkt. Die Chinesen sind uns in der Er-

findung des Papiergeldes, wie in der der Buchdruckerkunst sogar vorausgegangen. Indessen, der Katalog bemerkte — man höre! — die Banknoten seien in China bald wieder außer Curs gekommen und hätten heutzutage eigentlich „nur mehr einen historischen Werth!“ — Da sieht man doch gleich, was „chinesische Stagnation“ ist, europäischem Fortschritte gegenüber! — Nicht geringeres Staunen erregte eine weitere Notiz des Katalogs: daß ein ganz hübscher, großer Sonnenschirm aus Pflanzenpapier, den man in der Nähe jener Banknote erblickte, dort zu Lande zum Preise von 2 Cash, beiläufig ½ Kreuzer ö. W., verkauft wird! — Durch diese Mittheilungen des Katalogs fühlte man sich glücklich wieder in die Märchenwelt des Orients zurückversetzt, der man durch den Anblick der „Peckinger Hofzeitung“ einen Augenblick entrissen worden war.

Ein „Orakelköcher“ aus Bambusrohr, vollgesteckt mit dünnen Stäbchen, auf welche chinesische Schriftzeichen geschrieben waren, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Bedarf man eines Orakels, so schüttelt man einen solchen Köcher, und das herausfallende Stäbchen gibt mit seiner Inschrift sogleich einen Anhaltspunkt für weitere Divination. Ferner erblickte man einen jener Papierstreifen, auf welche die Chinesen ihre Wünsche zu schreiben, oder auch figürlich darzustellen pflegen, um sie dann zu verbrennen, und so ihre Bitten als Rauch um so sicherer emporsteigen zu lassen. Auch lag ein Exemplar von den Empfehlungsbriefen auf, welche die Chinesen ihren Todten mitzugeben pflegen, um dieselben dem besonderen Schutze der Gottheit zu empfehlen. — Wer sieht bei diesen Dingen nicht das Zöpfchen des Chinesen baumeln,

dieses Philisters des Orients, der das Bizarre des Morgenländers mit der Pedanterie des Europäers und mit der praktischen Pfiffigkeit des Amerikaners vereinigt?

In Kunstgebilden stand manches wunderliche Dasein zur Schau. Echte Kunst begrüßte den Betrachter nur in dem „Kopfe eines chinesischen Priesters", in Stein gehauen, tausend Jahre alt, bei Canton in einer Pagode gefunden. Das Gesicht war ausdrucksvoll, sprechend, gediegen in der Form wie altrömische Arbeit. Die ehrwürdige Plastik dieser Antike parodirend, wand und krümmte sich daneben ein kleines chinesisches Bronzebildchen, ungemein nett und lebendig ausgeführt, ein räthselhaftes diabolisches Figürchen, man wußte nicht — und der Katalog ebenso wenig — ob Faun oder Teufelchen. Drei in Holz geschnitzte Bildwerke von den Nikobareninseln, eine weibliche Figur, einen englischen Marineoffizier und eine Schildkröte vorstellend, erinnerten an die Kunstbestrebungen, welche gelangweilte Schulknaben hinter dem Rücken der Pädagogen entwickeln. Doch scheinen die nikobarischen Künstler zuweilen aus der Noth eine Tugend zu machen. In der Figur des englischen Marineoffiziers schlug die Unbehilflichkeit der Ausführung in einen so prägnanten Humor um, daß man zweifeln mochte, ob der Bildner als Stümper nicht anders gekonnt, oder ob er in künstlerischer Schalkslaune sich's in den Kopf gesetzt, mit den einfachsten Mitteln zu wirken.

Wie in diesen Bildwerken die Unbehilflichkeit in Humor, so schlug in den Götzenbildern, die aus den Winkeln hervor unheimlich und wie höhnisch in das Getümmel hineingrinsten, die grandiose, grotesk-phantastische Häßlichkeit der Gestaltung fast ins Erhabene und Tiefsinnige um. So absolut Häßliches

zu erſinnen, dazu gehört ebenſowohl eine Art von Genie, wie zur Erfaſſung und Darſtellung des Ideals, und wie die himmliſche Idealität mittelalterlicher Madonnenbilder, ſo konnte auch dies Unnachahmliche, Originelle, grauſenhaft Unſchöne nur aus tiefem Gemüthsgrund hervorgewachſen ſein.

Die Frage iſt: wie kommt es, daß, während das eine Volk ſeine Götter in den Idealen der Schönheit verkörpert, das andere in die tiefſten, ungeahnteſten Abgründe des Häßlichen hinabtaucht, um ſeinem Unendlichkeitsgedanken eine Form und einen äußeren Ausdruck zu geben? Was iſt's, das dieſe ſeltſamen Contraſte wirkt? Etwa die ſpielende Selbſtironie des Weltgeiſtes, der das ewig Eine durch Gegenſätze auszudrücken liebt? Vielleicht könnte man auch ſagen, die Kunſt des Wilden nimmt das unerhört Häßliche zum Ausdruck des Göttlichen, weil ihr das Schöne unerreichbar iſt, greift zur Fratze, weil ihr das Ideal verſagt und die Fratze noch immer bedeutſamer iſt, als das Triviale, Gewöhnliche. Und da dem Wilden überdies der Sinn für das Komiſche gebricht ſo hat die toll-karrikirte Larve des Momus für ihn dasſelbe Pathos wie die Maske der Melpomene. Was verlangt übrigens der Wilde von ſeinem Gotte ſonſt, als daß er Schauder einflöße? Dies erreicht der Götzenbildner durch eine Häßlichkeit, welche originell, meduſenhaft-erhaben und in ihrer Art ſogar genial iſt.

So ließ man Dieſes, Jenes in beſagter Ausſtellung zum Gemüthe ſprechen. Aber immer dichter und ungeſtümer drängte ſich der redſelige Schwarm heran. Schmuckſachen, Acker- und Handwerksgeräth, Kleidungsſtücke, muſikaliſche Inſtrumente, Medicamente, Wurzeln und Kräuter, Canoës

und Ruder, Körbe und Büchsen, Fischnetze und Harpunen, Bogen und Pfeile, Pulverhörner, Sarongs, Griffel, Zepter und Zauberstäbe, Gürtel, Tauwerk, Seide- und Hanfproben, Papiersorten, Tätowir-Instrumente u. s. w., sie alle drängten sich heran und wollten zu Worte kommen.

Kein Wunder, wenn man zuletzt dem bunten, geschwätzigen Reigen ermüdet sich entwand; aber gewiß nicht, ohne zum Abschiede noch einen flüchtigen Blick auf die dichten Reihen von Todtenschädeln zu werfen, die da als „kraniosкopische Sammlung" prangten, mancherlei Menschenracen vertretend, und lehrreich durch seltsame Verschiedenheit.

Ausgetilgt war die Gedankensaat in den Höhlen dieser Schädel; grinsend und hohläugig lagen sie da, ein lautloser Grabeshymnus, der mitten in diesem tollen Lebensreigen, dem Chorus jener „Völkerstimmen" gegenüber, die, streitlustig durcheinanderbrausend, mit vorlautem Gelärm auf allen Wänden und Gestellen umher ertönten, die urewige Stille des Nichtseins vertrat und das allgemeinsame, versöhnende Recht des Todes.

Das Volkslied in Trieſt.

„Was nicht werth iſt geſagt zu werden, das ſingt man!“ pflegte ein Zeitungsredacteur, mit dem ich vor zehn Jahren verkehrte, zu bemerken, wenn auf Volkslieder und ähnliches die Rede kam. Dieſes Ausſpruchs, der mich immer beluſtigte, muß ich auch jetzt wieder gedenken, in dem Augenblicke, wo mir ein vergilbtes Blatt aus der Zeit meines Trieſter Aufenthalts in die Hände fällt, auf welchem mit flüchtigen Bleiſtiftſtrichen Lieder und Reime verzeichnet ſind, wie ſie Signorina Orſolina zu Trieſt an ſchönen Sommerabenden mir vorgeſungen. Die Aufzeichnung ging etwas langſam und nicht ohne Mühe von ſtatten; denn daß das ſangluſtige Mädchen mir, wie ich wohl gewünſcht hätte, die Liedertexte kurzweg in mein Notizbüchlein dictire, davon konnte nicht die Rede ſein. Signorina Orſolina war, ohne ſich deſſen recht bewußt zu ſein, ganz der Meinung jenes Redacteurs: daß dasjenige, was man ſingt, nicht werth iſt, einfach geſagt zu werden; ſie beſann ſich auf die Reime auch nur dann, wenn man ihr erlaubte zu ſingen.

Natur und Leben bieten in Trieſt viel Eigenthümliches. Schade, daß die Reiſebeſchreiber und die Culturhiſtoriker ſich

die Stadt immer nur auf der Durchreise im Fluge besehen. In landschaftlicher Beziehung hat sich nur die traditionelle Angabe aus den alten Reisebüchern in die neuen fortvererbt, daß man von den Abhängen des Karstes eine der schönsten Meeransichten der Welt genieße. Triester Leben zu schildern hat in neuerer Zeit eine heimische Novellistin, Frau Anna Schimpff, unter dem Pseudonym Moritz Horst, unternommen; aber die vierbändige Sammlung vortrefflicher Novellen „Aus dem Küstenlande", welche aus der Feder dieser Frau im Jahre 1865 bei Adolph Krabbe in Stuttgart erschien, konnte bei der feinen, weiblich-edlen Eigenart der Darstellerin ihren Gegenstand nicht dort fassen, wo er am meisten charakteristisch ist, im Volke. Die Sprichwörter von Triest zu sammeln, nahm sich Hr. A. Cassani die lohnende Mühe. Warum hat noch kein sprachgelehrter Triester den Gedanken gefaßt, eine Abhandlung über den italienischen Dialect, wie er in Triest gesprochen wird, zu liefern? Ist auch die Meinung, dieser Dialect sei ein ganz eigenthümlicher nnd localer, ein nur bei deutschen Reisenden, die ihn zum ersten mal hören, verzeihlicher Irrthum, da ja das in Triest und ganz Istrien gesprochene Italienisch im Wesentlichen mit dem venezianischen Dialecte identisch ist, so wäre es doch interessant, nachzuweisen, welche Anlehen diese Mundart auf istrianischem Boden in Beziehung auf den Wortschatz bei den Slaven und bei den Deutschen gemacht hat. Ich erwähne nur beispielsweise die Worte kutscher, scinter, kelnerin, polizei, freile, ackerle (Häkeln), kraut. Interessant und zum Theil erheiternd wäre eine solche lexikographische Arbeit schon aus dem Grunde, weil in manchen Fällen der Name eine

Andeutung geben würde, woher ursprünglich die Sache gekommen.

Ganz unbeachtet geblieben ist bis jetzt auch das Lied, wie es in Triest auf der Straße und in der Schenke gesungen wird. Daß der Triester leidenschaftlich gerne singt, ist Thatsache. Der Proletarier brüllt Solo oder vielstimmig, mit besonderer Vorliebe in vorgerückter nächtlicher Stunde, auf der Straße, in den Osterien; das Mädchen aus dem Volke trillert und schmettert in seiner Kammer mit dem Kanarienvogel um die Wette. Das gute Kind singt Arien aus der neuesten Oper, die es im Mauronertheater selbst gehört, oder die ihm sein Geliebter, der einmal auf der Gallerie des Teatro grande gewesen, vorgesungen oder vorgepfiffen. Man sollte meinen, daß der in Triest, wie bei Menschen italisch redender Zunge überhaupt, so leicht ins Volk dringende Operngesang den eigentlichen Volksgesang schon längst erstickt haben müßte. Das ist indessen nicht der Fall. Das Mägdlein, das eben mit allem Feuer zwanzig mal hintereinander „È scherzo od è follia“ aus Pedrottis „Ballo in maschera“ geträllert, wiederholt gleich darauf eben so oft einen närrischen Vers, der vor ein paar Tagen aufgetaucht ist und der jetzt in allen Gassen, in allen Schenken, in allen Dachstuben die Runde macht.

Wie das Sprichwort, ist im Ganzen auch das Volkslied moralischer als das Volk selbst und bildet, wie jenes, zuweilen eine Art von lautgewordenem Gewissen desselben. Man muß nur nicht nach dem eigentlichen Gassenhauer urtheilen, der überall leicht in das Derbe und Cynische ausartet. Auch das Volk von Triest hat seine — sei es

dauernden, ſei es nur vorübergehenden — Reime und Weiſen, in welchen es mit heiterer Ironie die Geißel über die Schwächen und Nachtſeiten des eigenen Lebens ſchwingt.

Die ſchmucke Trieſter „Sartorella" verläßt ihre Stube und rauſcht über den Corſo mit prunkenden Gewändern, die ſie noch ſchuldig iſt bei Zanutelli, dem wackeren Kleiderkünſtler, der gerne auf Borg arbeitet. Aber auch Zanutelli wird zuletzt ungeduldig und will ſie pfänden. Dann laufen ſie zum „Monte di pietà" (Verſatzamt) und „fliche", Banknoten, müſſen hergeſchafft werden um jeden Preis. Das Lied drückt es in folgenden Reimen aus:

Tutte queste sartorelle, *)
Le marcia in tabaro **)
E non le ga danaro,
Per darghe a Zanutel.

Allora Zanutel,
El ghe vol far sequestro, ***)
E loro corre presto
Al Monte di pietà.

Allora fliche, fliche,
Fliche, fliche, fliche,
Fliche, fliche per pagar.

Es gibt Frauen und Mädchen aller Stände in Trieſt, die zuweilen, in manchen Fällen auch täglich, dem Gelüſte nicht widerſtehen können, eine — Cigarette zu ſchmauchen. Sie ſchmauchen aber in der Regel in der Verborgenheit ihrer Gemächer, nur ſelten zum Fenſter hinaus. Es müſſen

*) Schneidermamſellen, Putzmacherinnen.
**) Mantel, Domino.
***) pfänden.

indeſſen Fälle vorkommen, wo dieſer weibliche Heroismus ſich auf die Straße wagt, ſonſt würde die Veranlaſſung gefehlt haben für den Spottvers:

Varda, che bella bimba,
Che fuma el Spagnoletto,
Al fianco del Cadetto —
Come la fuma ben!

„Ei, ſieh, welch' hübſches Mädel!
Im Mund die Cigarette,
Zur Seit' ihr der Cadette —
Ei, ſieh, wie flott ſie dampft!"

Auf das Alter, in welchem die jungen hübſchen Trieſterinnen anfangen für zartere Regungen empfänglich zu werden, und den Ort, wo ſie zuerſt in Beziehungen treten, die man mit „far l' amore" bezeichnet, geſtattet folgendes Liedchen einen Schluß:

Benedetta la mia mamma,
E anche mi che son so fiola:
La mi manda sempre a scuola,
Acciochè impari a far l'amor.

Geſegnet meine Mutter!
Geſegnet ich ihr Töchterlein:
Sie ſchickt mich in die Schule,
Damit ich — liebeln lerne!

Ich kenne auch ein längeres, ſehr hübſches Scherzlied auf die Frauen im Allgemeinen, das in Trieſt beliebt geworden und das man gerade aus weiblichem Munde oft hören kann. Sollte dieſe Beliebtheit daher rühren, daß eben die Trieſter Frauenwelt ihr beſonders zutreffendes Bild in

dieſen heiteren Verſen erkannt hat, obgleich ſie den Frauen im Allgemeinen gelten? Das Lied hat den Refrain:

Bella è la gondola,
Ma brutto è il mar.

Unter dem allegoriſchen Bilde der Gondel begreift es die Freuden, welche Frauenliebe gewährt, unter dem des Meeres aber die Fährlichkeiten, das Ungemach, die Unſicherheit desjenigen, der ſich dieſer Gondel anvertraut.

Ein Mann — ſo klagt der Sänger — ein Mann, der ſo thöricht iſt, einem Weibe zu trauen, geräth in eine Schlinge, in ein Netz, in eine Mäuſefalle. Schön iſt die Gondel, aber häßlich das Meer. Ein Paradies ſcheint das Weib und iſt eine Hölle. Beſſer als alle Teufel wiſſen die Weiber den Mann zu quälen und mit der Gondel wiſſen ſie ihn geſchickt in die Falle zu locken. Da gibt es hernach Zank und Streit und fuchsſchlau berechnete Vorwürfe vom Morgen bis zum Abend. Und es verrinnt kein Tag, wo ihr nicht die Börſe aufthun müßt: Gulden und Thaler fliegen nur ſo hin, daß es ein Graus iſt. Und das Alles für die Gondel — es iſt eine arge Geſchichte! Und habt ihr einmal keinen Soldo mehr in der Taſche, dann künden ſie euch die Treue auf. „Mangiar soldi“, das iſt ihre Sache und mit der Gondel meinen ſie Alles zu bezahlen.

Nach dieſer Paraphraſe wird auch der des Dialekts weniger Kundige das Original verſtehen:

Qual uomo è si pazzo, chè a donna crede,
Entra nel lazzo o nella rete,
Oppure in trappola lui deve star —
Bella è la gondola, ma brutto è il mar.

Cari, v'avviso, la donna è uno scherno,
Par paradiso, ma è un inferno,
Più d'ogni diavolo vi fa penar,
Vi offre la gondola, per trappolar.

Sera e mattina tormenta e sbuffa,
Qual volpe fina ziga e baruffa.
O corno o piffero vi fan sonar,
Bella è la gondola, ma brutto è il mar.

Le donne son fatte per ingannar,
Ogni giornata vi fan sborsar,
Fiorini e talleri, che fan tremar,
Sol per la gondola — è un brutto affar!

Quando più soldi in borsa non v'è,
Come Bertoldo le lascian la fè;
Le donne bramano soldi a mangiar,
E con la gondola tutto pagar.

Trotz der ſcharfen Kritik, die das Trieſter Volkslied an den Frauen übt, ſchließt es doch keineswegs die Accente ſanfter und warmer Herzensneigung aus und huldigt dem Liebesgotte mit einer Fülle von Liederchen, die einen oft nur ſchlichten Gedanken mit der ganzen Naivetät des Volksgeſanges ausſprechen, zuweilen aber auch ſich zu Klängen von echt poetiſcher Art erheben.

An langen Sonntag-Nachmittagen, wenn der Geliebte auf die „Campagna“ gegangen, vielleicht um dort Kegel zu ſchieben oder auf einer Schießſtätte mitzuknallen, da ſingt das Mädchen:

E Nina e Nana,
Il mio ben xè andà in campagna,
Ah si, ah nò,
In campagna lo troverò.

„Mein Liebſter iſt aufs Land gegangen — auf dem Lande werde ich ihn finden!“

Was dazwiſchen liegt, ſind Flickworte, mit dem liebenswürdigen Leichtſinn der Volksmuſe des Reimes wegen eingefügt!

Zarte Liebeswerbung findet anmuthigen Ausdruck. Der Sehnende klagt: „Wenn ich vorübergehe und Du ſtehſt an der Thür, warum läufſt Du immer augenblicklich hinein? Bin ich ein geſpannter Bogen, daß ich Dich ſo erſchrecke? warum haſt Du Furcht vor mir? Geh' doch, entſchließe Dich und mache mich glücklich! Sage Ja! Entſchließe Dich und gieb mir Dein Wort; entſchließe Dich, Du mein einzig Leben und ſage Ja:

Co passo e ti xè sulla porta,
Perchè corristu subito drento?
Sogio l'arco da farti spavento?
Perchè gastu paura di me?
Via, resolviti a farmi beato,
Dimmi di si;
Via, resolviti a darmi parola,
Dimmi di si;
Via, risolviti, vita mia sola,
Via, risolviti, dimmi di si!

Poeſievoll und zart prägt die Empfindung, die der Gegenſtand ihrer Gluten als Stern des Glücks am Himmel erblickt, ſich in folgenden Zeilen aus:

Quarda che bel seren con tante stelle!
Se fosse giorno bel (?) vorria contarle una per una!
Quella di mezzodì è mia fortuna.

„Welch' heit'rer Himmel, ſieh, mit unzähligen Sternen! Als wär's lichter Tag, wollt' ich ſie zählen einen um den andern! Der dort im Süden iſt mein Glücksſtern!“

Aber auch an humoriſtiſchen Variationen des alten Liebesthemas fehlt es nicht. Liebende Paare necken ſich — vielleicht iſt's zuweilen auch ernſt gemeint — mit der Verſicherung:

Ti credi che ti penso e non ti penso,
Facevo amor con te per passatempo:
Ti credi, che ti amo e non ti amo,
Facevo amor con te per passar l'anno.

Zu Deutſch etwa:

„Du meinſt, ich denke dein? Da irrſt Du weit!
Ich koſ'te mit dir, zu vertreiben die Zeit,
Du meinſt, daß ich dein Bild im Herzen trag'?
Ich koſ'te mit dir, zu verkürzen den Tag! —"

Galante alte Herren ſchützt alle ihre Galanterie und Freigebigkeit nicht gegen den Vorwurf, daß Liebesmüh' an ihnen verloren iſt und daß ſie magere Beine haben, an welchen die Strümpfe nicht mehr haften wollen:

A far l'amor coi vecchi,
Si perde la virtù:
Le gambe le vien secche,
Le calze non resta sù.

Freilich, dieſe Scherze ſind nicht ſo ſchlimm gemeint und jedenfalls ohne practiſche Conſequenz. Im Gegentheil, graue Haare haben auf der Liebesbörſe keinen ſchlechten Credit und die Generoſität, das reelle Gebahren, die Verläßlichkeit „alter Häuſer" wird dort, zur Entſchädigung für übermüthige Verſe, in vertraulicher Proſa hinlänglich anerkannt und gewürdigt.

Wenn die Griſetten es mit dem „geſetzten Alter" im Ganzen recht gut meinen und doch zuweilen insgeheim ein

Liedchen darauf ſingen, ſo iſt das nicht die einzige Inconſequenz, die uns auf dem Gebiete des Trieſter Volksgeſanges begegnet. Man weiß, daß der Trieſter Proletarier ſich gegen die „Signori" höflich und unterwürfig benimmt, beſonders wo es ſich um Erwerb handelt, und daß er zur mehr oder weniger luxuriöſen Exiſtenz des negoziante und des possidente als dem beneidenswertheſten und ehrenvollſten Ziele menſchlichen Beſtrebens hinaufblickt. Nichts deſto weniger iſt er, wenn er ſingt, ganz Demokrat und ſetzt ſich zu den begüterten Claſſen in eine freimüthige Oppoſition. In unzähligen Verſen und Reimen verſpottet er die Canna, d. h. den Cylinder, das Symbol des Herrenthums. „Die mit dem Cylinder", verſichert er offen, „mögen wir nicht; die mit dem Helme noch weniger; die mit dem runden Hut, das ſind die Unſern, mit dieſen gehen wir zu Fiori (Name einer Schenke), mit dieſen gehen wir tanzen:"

Quei della canna non li volemo,
Quei della rasca meno ancor,
Quei del capel tondo, l'anima mia,
Andemo da Fiori, andemo a ballar.

Auf dieſelbe Sache bezieht ſich auch ein Gaſſenhauer, der ein beliebtes Repertoirſtück des nächtlichen Straßenlärms bildet und in den Oſterien wie auf den Straßen im Chorus gebrüllt wird:

O che canna, che canna, che canna . . . u. ſ. f. ad libitum.

An Simplicität des Gedankens und des Ausdrucks ſucht dieſer Text gewiß ſeines Gleichen. Er ſagt Alles mit einem einzigen Worte und übertrifft ſomit noch die deutſche Ballade von „Eduard und Kunigunde — Kunigunde und Eduard", die

doch der Worte zwei bedarf, um eine rührende Geſchichte zu erzählen.

Auch folgender Variation desſelben Grundgedankens wird man den Vorwurf nicht machen können, daß ſie im Ausdruck allzu complicirt und geiſtreich ſei:

Tutti mi dise, chè 'l tempo xè bon;
Xè lo una canna, xè lo un cannon?
Tutti mi dise, chè 'l tempo xè caldo;
Xè lo una canna, xè lo un ghinaldo?

Man könnte ſich den Spaß machen, dies frei zu überſetzen:

„Schönes Wetter haben wir zweifelsohne —
Iſt das ein Hut oder eine Kanone?
Zweifelsohne haben wir warmes Wetter —
Iſt das ein Hut oder ein — Schwerenöther?“ —

Nicht unbeachtet dürfen die Carnevalsverſe bleiben, welche unter dem Einfluſſe der Faſtnachtslaune entſtehen und welche die ganze luſtige Saiſon hindurch im Munde aller nächtlichen Schwärmer und Schreier leben. Manche davon erringen eine außerordentliche Verbreitung.

Se oggi la va bene,
Domani non si sa!

„Wenn es uns nur heute wohlergeht, das Morgen iſt ungewiß!“

Ein echter Carnevalsgedanke, nicht ganz neu, aber gut. Nachdrücklich genug zetert eine bunte Truppe, Arm in Arm einherziehend und die ganze Breite der Straße einnehmend, ihren Mitbürgern jene weiſe Lehre ins Ohr und wendet ſich, um den Reim auf die zweite Zeile zu ergänzen, mit dem Zuſatz:

Olilà,
Strazzona, come va?

gelegentlich an die nächste beste Straßenerscheinung, deren zerlumpter Charakter die Bezeichnung Strazzona rechtfertigt.

Aus diesen Beispielen — denn nur solche, keine Sammlung oder Blumenlese wollte ich liefern — wird sich hinlänglich ergeben, daß Triest seine Volkslieder besitzt, so gut und so schlecht, als sie unter einem sangluſtigen und aufgeweckten Völkchen gefunden werden. Möchte doch diesem Gegenstande ein Triester italienischer Zunge sich zuwenden, der mit dem Volke im engen Verkehr lebt, und dem ein reiches Material zur Auswahl zuströmt, während ich hier nur mittheilen konnte, was ich vor einem Jahrzehnt in den Straßen von Triest erlauschte und was, wie gesagt, meine freundliche Nachbarin, Signorina Orsolina, mit ihrer silberhellen Stimme mir vorgesungen. Die liebe Seele! wenn sie erfährt, daß ich ihre Lieder zum Drucke befördert habe und ihr noch überdies den Gelehrten gegenüber die Verantwortlichkeit für die Vollständigkeit und Genauigkeit des Textes aufbürde, so wird sie mir nicht weniger grollen, als ich ihr grollte, als ich in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft aus ihren Reden entnahm, daß sie mich, nachdem sie erfahren, ich sei ein Dichter, für einen Menschen hielt, der den Tag über mit einer Guitarre in den Kaffeehäusern umhergehe und Lieder für Geld singe.

Frianliſches Reiſebild.

Wo hinter Nabreſina die Eiſenbahn auf dem Wege ins Friauliſche den Karſt verläßt, und gegen das Meer ſich niederſenkt, da fühlt der Reiſende zunächſt durch den Gegenſatz ſich lebhaft angeſprochen, den der weitgeöffnete, völlig ebene Plan des Meerufers mit der ſchroffgezackten Felsregion bildet, die man ſoeben hinter ſich gelaſſen hat. Die Spiegelfläche der See taucht wieder auf; das Schloß von Duino erſcheint auf ſeiner Felsklippe, impoſanter noch als das aus der Ferne herüberdämmernde Miramar. Später zeigt in der Ebene ſich Monfalcone ziemlich angenehm. Maispflanzungen beginnen auf weitgedehnten Strecken vorzuherrſchen. Bei Sagrado belebt ſich die Gegend merklich. Der italieniſche Charakter tritt hervor; man ſieht einzelne Cypreſſen, vollausgewachſen, hochſtämmig. Kriſtallklar, aber ziemlich ſparſam im flachen Sandbette fließend, tritt jetzt der Iſonzo in das freundliche Landſchaftsbild. Dies erweitert ſich alsbald zum weiten Gebirgspanorama, als deſſen Mittelpunkt nach einiger Zeit in ſchöner und freier Lage Görz erſcheint. Faſt noch anziehender vereinigen ſich um Cormons fruchtüppige Gründe mit Gebirgsproſpecten zur angenehmſten Rund-

sicht. Im Flachlande, das wir unmittelbar durchschneiden, bestimmen den Charakter der Landschaft endlose Maisfelder, zwischen welchen als Grenzscheiden Baumpflanzungen in langen Reihen laufen. Die Bäume sind durch Rebengehänge wie durch Guirlanden mit einander verschlungen. Unabsehbar gegen das dem Blicke längst entschwundene Meer hinab dehnt sich die friaulische Ebene. Von Norden aber blickt, nicht allzufern, immer gleichmäßig sichtbar, der gewaltige Höhenzug der karnischen Alpen herüber.

Nun zeigt sich Udine, aus den Büschen der Ebene nur wenig hervortretend. Wir verlassen die Eisenbahn und betreten die Stadt. Wenig versprechen, sobald wir das Thor hinter uns haben, die ersten Häuserreihen. Bald aber erscheint eine Bauart, die man noch lieber römisch als romanisch nennen möchte, in kräftigen Zügen angedeutet. Man erfreut sich eines breiten freien Schwunges in Formen und Linien. Da gibt es nichts Kleinliches, nichts Kümmerliches, nichts Verschwommenes, nichts Schnörkelhaftes. Es ist als träte das Kreisrund, der Bogen, das Rechteck überall mit einer ganz besonderen altrömischen Energie hervor, als fände an Thüren und Thoren und Fenstern das Bestreben nach abstracter Regelrechtigkeit der Linien sich in schärferen Kanten und Ecken als gewöhnlich ausgeprägt. Wir erreichen den Hauptplatz, eingeschlossen von Bauwerken, die uns halb an Venedig, halb an das kriegerisch ernste Verona gemahnen. Die Seitengassen betretend, sehen wir den venezianischen Baustil immer entschiedener hervortreten: Häuserfronten, Portale, Fenster und Balkone, Alles versetzt uns in die Dogenstadt, und wer früher nur diese gesehen, der merkt jetzt, daß Eigen-

thümlichkeiten, von welchen er gedacht, daß ſie einer einzelnen Stadt angehören, ſich über eine Provinz erſtrecken. Fragen wir zuletzt noch den überaus höflichen Udineſen nach dem „giardino publico“, den unſer Reiſehandbuch aufführt, ſo weiſ't er uns einen offenen, freien Grasplatz, im regelrechteſten Kreisrund umgeben von einer Doppelreihe von Bäumen. Aber von welchen Bäumen! Rieſige Platanen ſind es, die prächtigſten, die man ſehen kann, faſt unabſehbar hoch emporgeſchoſſen und ſo dickſtämmig, daß vier Menſchenarme ſie nur mit Mühe umſpannen.

Die Reiſe fortſetzend, ſtoßen wir zwiſchen Codroipo und Caſarſa auf eine Sandwüſte, über welche eine endlos lange Brücke gebaut iſt und die wir für Alles eher halten als für ein Flußbett. Und doch iſt's ein ſolches: das des Tagliamento. Vergebens durchſpähen wir lange Zeit die weite Sandfläche nach einer Waſſerſpur; zuletzt entdecken wir in der That ein Silberſtreifchen, daß ſeinen Pfad im unermeßlichen Sande ſucht. Der Charakter der Gegend iſt inzwiſchen im Allgemeinen immerfort derſelbe geblieben. Immer und immer Maispflanzungen, von Baumreihen durchzogen und abgegrenzt, immer die weite, weite Ebene, nach allen Seiten ſpiegelflach gedehnt, immer im Norden die Umriſſe deſſelben langhingeſtreckten Gebirgszuges. Aber das grüne Caſarſa entreißt uns dem Gefühle der Monotonie, das uns bedroht: es grüßt uns aus dichten Gebüſchen gar heiter und freundlich. Weit reizender noch erſcheint bald darauf das unvergleichliche Pordenone, das mit ſeinen gartenähnlichen Umgebungen, während die Eiſenbahn uns daran vorüberführt, ſich von mehreren Seiten immer anlockender zeigt, einen anmuthigen Proſpect um den

andern vorschiebt, und zuletzt, während der Zug stillhält, uns noch durch den Schlußeffect einer überaus lieblichen Parkanlage überrascht, die dem Stationsgebäude gerade gegenüberliegt.

Pordenone — der Name klingt uns aus der Kunstgeschichte so bekannt. Ist nach ihm nicht Tizians stolzer, in der Freske fast ebenbürtiger Rival, der Michel Angelo der venezianischen Schule zubenannt? Aber auch von selbst lockt der Ort durch seine Anmuth unwiderstehlich; nirgends können wir eine angenehmere Raststation halten. Aus dem vorstädtischen „borgo“ treten wir durch das alterthümliche Thor in die eigentliche Stadt. Sie besteht ganz und gar aus einem „Corso“, in acht Minuten gemächlich zu durchwandeln, seiner ganzen Länge nach zu beiden Seiten von Arkaden eingefaßt. Am Ende des Corso steht querüber das Stadthaus, so stolz und würdevoll, als sollten darin statt der kleinen Angelegenheiten der Pordenonesen jeden Augenblick die Geschicke der Welt entschieden werden. Kleinstädtisch und modernarmselig sind die Läden und Buden zu beiden Seiten der Straße, aber von den Häuserfaçaden herunter grüßen altvenezianische Schönheits-Conturen. Alles ist im palazzo-Stil gebaut, hier maurisch-byzantinisch, dort romanisch. Unferne dem Stadthaus finden wir eine Kirche romanischen Stils, außerhalb der Stadt zeigt eine zweite kleinere denselben Stil in ganz hübschen Verhältnissen. Im „borgo“ stoßen wir noch auf eine dritte kleine Kirche, neben welcher man statt des Thurmes eine Riesensäule von ungeheuerer Dicke aber verhältnißmäßig geringer Höhe aufgerichtet hat, was eine wunderliche Wirkung macht. Im Innern unseres

Gasthofs treffen wir, wie in der Außenseite der Bauwerke, durchaus die venezianische Art vorherrschend. Es sind kleinstädtische, fast dörfliche Räumlichkeiten, aber auf den Wänden einzelner Gemächer begegnen uns altvenezianische Malereien. Venezianisch sind die Kamine, die runden Thürschnallen, die Thürklopfer, die Fensterbalken, die Steinfußböden. Besuchen wir den Park in der Nähe des Stationsgebäudes, der sich schon bei der Ankunft uns so verlockend darstellte. Es ist eine prächtige Anlage auf hügeligem Grunde, durchschnitten von fließenden Gewässern und kleinen Teichen. Die Anlage ist Privateigenthum, aber der Gärtner läßt sich gerne bereit finden, Fremde einzulassen. Er zeigt uns alles Schöne, mit besonderem Behagen aber seine Wasserkünste, die er, den Wasserstrahl mit verschiedenartig durchlöcherten Blechtrichtern überdachend, in mannigfaltigster Weise spielen läßt. Bald überrascht er uns mit fadenförmig auf- und absteigenden symmetrischen Lineamenten, bald mit bouquetartigen Figurationen, bald mit einem stäubenden Regen oder einem förmlichen Feuerwerk von Tropfen. Er zeigt uns auch die hübsche Spielerei, wie eine Kugel oder ein Käppchen von der aufschießenden Wassersäule des Springbrunnens hoch mitemporgehoben und getragen wird. Der Parkanlage selbst geben insbesondere die häufigen Trauerweiden ein charakteristisches Gepräge. Auf einem kleinen Hügel bewundern wir eine ganz aus Buchsbaum geschnittene, ziemlich weitläufige Festung. Pordenone besitzt auch einen „giardino publico“, was man hier so wenig wie in Udine und in anderen italienischen Städten mit „öffentlicher Garten“ übersetzen darf. Es ist ein freier Rasenplatz, von Kastanienbäumen umgeben, mit

etlichen Ruhebänken; Blumen ſind ſtreng verbannt. Aber wozu bedarf der Pordenoneſe eines „giardino publico?“ Wohin man immer hier blicken, welche Wege man rings um die Stadt verfolgen mag, überall verliert der Blick ſich im endlos dichten Grün der Gebüſche, und außer dem Flüßchen Noncello, das den Ort beſpült, begegnen wir ſchier bei jedem Schritte fließenden oder ſtehenden Waſſern, deren Klarheit und Friſche das Aug' ergötzt, während ihr Gemurmel und ihr Rauſchen, beſonders in der Nähe der kreiſenden Mühlräder, auf die man häufig ſtößt, das Ohr in angenehmſter Weiſe beſchäftigt.

Es würde ſchwer ſein, zu beſtimmen, welches die anmuthigſte ſei von den parkähnlichen Scenerien und natürlichen Promenaden, die Pordenone von allen Seiten umſäumen. Schlagen wir den Weg ein, der gegen Torre führt, ſo ſtoßen wir, gleich nachdem wir die Stadt verlaſſen, auf einen Teich, in welchen höchſt pittoresk die Zweige von vier prächtigen Trauerweiden neben einander niederhängen. Nahe daran finden wir einen Park, mit einem Gartenhauſe, dabei ein Wirthſchaftsgebäude, in deſſen Hofe drei alte homeriſche Schaffnerinnen — es iſt Sonntag Morgen — einander die noch immer pechſchwarzen Haare kämmen. Weiterhin führt der Weg uns immer durchs dichte Gebüſch voll ſpringender, rauſchender, meiſt auch ſilberklarer Bäche. Alleen von hochſtämmigen Platanen, Schwarzpappeln, gemiſcht mit echten Akazien und Ailanthusbäumen, durchſchneiden hier, wie überhaupt in der ganzen Gegend ringsumher, die maisbepflanzten Ackerſtrecken, welche die Ebene füllen, während nebenher vornehmlich der Haſelſtrauch und die Robinie die Straßen und

die Bachufer reich umbüſchen. An feuchten Orten, in der Nähe der Bäche und Teiche, ſteht überall die ſchöne rothe Blüthenriſpe des Weiderichs. Läßt man, vom borgo kommend, das Thor der Stadt zur Rechten und betritt den ſeitwärts von der Stadt hinführenden Baumgang, ſo eröffnen ſich auch hier wieder die ſchönſten Landſchaftsbilder. Ueberall Alleen und Gebüſch, überall Trauerweiden, die in Teiche oder in den Fluß Noncello niederhängen, welcher letztere hier in lachenden Auen und dichtbewachſenen Gründen ſich mit buchtähnlichen Waſſerſpiegeln, wohl auch kleine Inſeln bildend, in einer dem Auge wohlgefälligen Weiſe verbreitet. Auch einige kleine Erhöhungen des Bodens trifft man hier, willkommene Ausſichtspunkte über die Ebene gewährend. Der lange Rücken des Hochgebirgs bildet im Norden immer den impoſanten Hintergrund.

An Markttagen ſieht man viele Landleute in die Stadt kommen, ohne daß es ihnen gelänge, durch eine hervorſtechende Eigenthümlichkeit die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich zu ziehen. Anders am Sonntag, wenn ſie ſämmtlich in Holzpantoffeln zur Kirche gewandert kommen. Schreiten ſie dann in Schaaren zu 40 bis 50 über die Pflaſterſteine des Corſo, da vollführen ſie ein Klapper-Concert, deſſen Klangwirkung einzig in ihrer Art iſt. Auf der öffentlichen Promenade betrachten wir uns einen Sonntagsſpaziergang italieniſcher Kleinſtädter. Es lohnt die Mühe, denn wir merken mit heiterem Erſtaunen, daß ſelbſt die species altväteriſcher Philiſter in deutſcher Art, mit hoher Cravatte und ſpitzen Frackſchößen, auch hier nicht gänzlich fehlt. Gemeſſen und ſittig ſpazieren die Bürgersleute mit Frauen und Töchtern

auf und ab, und ein kleiner Ausschuß jüngerer Leute, welche Stutzer vorstellen wollen, stehen in einer Gruppe beisammen, vor welcher die schöne Welt des Städtchens Musterung passirt.

Ueber Agricultur und Viehzucht maßen wir uns kein Urtheil an; aber wir können nicht umhin, wahrzunehmen, daß im Orte selbst und in der Umgebung viele nette Schweinchen umherlaufen, glänzend schwarz von Farbe und durch hübsche langgespitzte Ohren ausgezeichnet. Auch Meister Langohr ist in auffällig häufigen Exemplaren sichtbar, zumeist in schwarzen, die recht wacker trotten und ein glattes Aussehen haben, was nicht zu verwundern, da ihnen ja das üppigste Futter sozusagen in den Mund wächst.

Aber wir verweilen schon zu lange. Sagen wir ein Lebewohl dem reichbebüschten, quellsprudelnden Pordenone. Der dampfende Wagenzug braust heran auf seiner Eisenspur, hält einen Augenblick, uns wieder aufzunehmen, und entführt uns stracks in neue Regionen. Bei Sacile, wohin wir zunächst gelangen, sehen wir den Höhenzug, der uns bisher aus der Ferne begleitet, sich herabsenken und in der Ebene sacht verschwinden, während ein anderer dafür emportaucht, der nun in ähnlicher Weise wie der vorige immerfort am Rande des nördlichen Horizonts bis Venedig hinläuft. Wir denken an Pordenone zurück, aber siehe, da entrollt uns Conegliano plötzlich eines der lieblichsten Städtebilder, das mit jenem um den Preis der Schönheit streiten darf. Aeußerst anmuthend stellt der Anblick namentlich an der Stelle sich dar, wo die zwei Thürme der Stadt in der Niederung mit dem Castell und den säulengetragenen Bauten auf der

Höhe zu einem maleriſchen Geſammtbilde zuſammentreten. Jedes friauliſche Städtchen hat der Kunſtgeſchichte einen berühmten Malernamen gegeben. Wie Udine ſeinen Giovanni, Pordenone ſeinen Gian Antonio, ſo hat Conegliano ſeinen Cima.

Von jetzt an überraſcht uns die Wahrnehmung, daß die Fruchtbarkeit und Ueppigkeit der Gegend ſich auffallend vermindert. Die Gewächſe werden ſparſam und niedrig, bald iſt weit und breit kein hoher Baum mehr zu bemerken. Der Boden iſt ſandig und ſpröde. Die Maisfelder haben ein verkümmertes Ausſehen und erſcheinen auf ganz kleinen abgeriſſenen Strecken, zwiſchen ärmlichen Wieſengründen eingeſchoben.

Der Fluß Piave, den man ſofort überſetzt, iſt ganz von der Art des Tagliamento. Nichts Wunderlicheres als dieſe friauliſchen Flüſſe. Ihre Bette ſind unabſehbare, oft ſtundenbreite Sandgebiete, durch welche vereinzelte Gewäſſerchen fadenartig hinſchleichen. Aber ſiehe da, es tritt Regenwetter ein, vom Gebirg her ſtürzen die Bäche, und unſere Piave, unſer Tagliamento, unſer Torrente, unſer Iſonzo, die wir vorgeſtern ſchier mit der Lupe ſuchen mußten, ſie ſind zu brauſenden Seen angeſchwollen, die ihre gelben Hochfluthen unbarmherzig über die halbe Provinz wälzen. Meilenweit ſind dann oft die Felder überſchwemmt: zum Mindeſten ſäumen die Waſſer, neue Bahnen ſuchend, Wieſen und Felder wie mit Kanälen ein, tanzen in breiten Cascaden über geſtuftes Terrain, und ſammeln ſich in den Niederungen zu Teichen und Sümpfen, aus welchen die Bäume nur mit halbem Stamme hervorragen.

Unſer friauliſcher Wanderflug geht ſeinem Ende zu. Wir eilen an Treviſo vorüber, das mit ſeinem prächtigen Bahnhof, mit ſeinen Stadtmauern, mit ſeiner Kathedrale das Ange nicht übel anſpricht; auch die Gegend zeigt ſich von da an wieder fruchtbar. Landhäuſer ſtehen zahlreich zwiſchen reichbebauten Gründen im Gebüſch.

Jetzt erſcheinen allmälig kleine Waſſerſtrecken in der Ebene, und ehe wir uns deſſen verſehen, ſind wir von den erſt kleineren, zerſtreuten, dann meerbreit ergoſſenen Spiegelflächen der venezianiſchen Lagunen umgeben, und die Rieſenbrücke trägt uns, wohl eine Viertelſtunde lang, über die Gewäſſer den Thürmen zu, mit welchen die vielberühmte Stadt herüberwinkt.

Schöne blühende Bezirke waren es zum größten Theil, die wir durchflogen; aber ſollten wir noch länger im friauliſchen Lande verweilen, ſo würde es uns nicht länger dulden in der Ebene; wir würden uns hinaufflüchten zu den Bergen, deren Gipfel und Hänge Tag für Tag ſo ſchön aus dem ſich zertheilenden Morgennebel hervortreten. Nichts überſättigt das Auge ſo bald als eine weite Ebene, ſei ſie noch ſo üppig, beſonders wenn ſie durchwegs nur mit Einer Fruchtgattung, wie hier mit Mais, bepflanzt iſt. Trägt der Reiſende ein deutſches Gemüth im Buſen, ſo wird er müde der grasgrünen, hoch in's Kraut geſchoſſenen Natur, der langgeſtreckten Alleen, der ſprudelnden Waſſer und der quackenden Fröſche; er ſehnt ſich nach Bergen und Wäldern, nach Felſen und Schluchten, nach Moos und Heidekraut. Auf dieſen Gründen mag eine heitere, freie Behaglichkeit des Daſeins ſich entwickeln, und wer hier geboren, verlangt es

vielleicht niemals anders; um deſſen Wiege aber Fichtenwälder gerauſcht haben, der würde hier, wie ſehr auch angezogen, doch kaum gefeſſelt werden für immer, und er ſänge zuletzt vielleicht ſelbſt im reizenden Pordenone, wie einſt Pyrker in Venedig, „Lieder der Sehnſucht nach den Alpen.“

Ralph und Blanca.

Ein Capriccio.

Ein junges Vagabundenpaar, Ralph und Blanca, von einer eben zu Grunde gegangenen umherziehenden Schauspielergesellschaft, wanderte in der Frische des thauigen Morgens durch einen rauschenden Gebirgswald. Die Beiden waren erst seit ein paar Tagen verheirathet, also in den Flitterwochen, darum wundervoll gelaunt und übermüthig, obgleich sie ihr bischen Habe in den Händen hartherziger Wirthe hatten zurücklassen müssen. Ihr Beilager hatten sie in einer Scheune gefeiert und erwachten am andern Morgen, von der kalten Schnauze eines Rindes angeschnaubt. Aber der ganze Sternenhimmel hatte von oben durch die Löcher und Spalten des Scheunendaches auf sie hereingesehen: Venus, Jupiter, Mars, Orion, Herakles und so zu sagen alle olympischen Götter und Halbgötter hatten wie geladene Gäste das Brautlager des jungen Paares umstanden und ihren Segen dazu gegeben.

Eine geraume Zeit wanderten die beiden jungen Leute noch in der waldigen Niederung einen Bach entlang, an dessen Ufern zwischen Weiden und Erlen das Kräuticht baumhoch sproßte. Der Waldesgrund begann sich auch schon mit den

Boten der Spätſommerzeit, den langen Wedeln der groß-blumigen, asklepiadeiſchen Genzianenart zu bedecken.

Es hatte die Nacht hindurch geregnet; nun aber dampfte der Wald im Morgenglanze, die Luft war ſchwül, und es war, als ob in dieſer ſchweren, ſchwülen Luft die Vögel auf allen Bäumen noch lauter und feuriger als gewöhnlich ſchmetterten. Spitzohrige Haſen liefen über die Lichtungen aus einem ins andere Dickicht, und an einer etwas verſumpften Stelle, wo die rieſigen Föhren- und Fichtenſtämme grün angelaufen waren wie von Schimmel oder Roſt, ſtieß Blanca mit dem Fuße auf einen Igel, der verſteckt im hohen Graſe lag.

Mit der gegen den Zenith ſteigenden Sonne gelangten ſie auf den Kamm des mäßigen Gebirgsrückens, über welchen die Landſtraße mitten durch den dichten, hochſtämmigen Wald führte.

Sie waren ganz allein in der Abgeſchiedenheit des Bergwaldes; höchſtens daß ſie, ſoweit ſie der Straße folgten, manches mal an einem Fuhrmanne vorbeikamen, deſſen müde Gäule, ſtaubbeſudelt und hungrig, am grünen Laub der Bäume oder Sträucher zu beiden Seiten des Weges rupften und naſchten.

Manches mal ſchweiften ſie mit Abſicht ſeitwärts und verloren ſich in der noch traulicheren Verborgenheit einer kräuterduftigen Waldwieſe. Denn jetzt begann es in der grünen Einſamkeit verlockend zu duften. Der heiterſte Sommerſonenglanz lag über dem Walde. Gelbe Schmetterlinge flogen hoch und gaukelten munter bis hinauf zu den Wipfeln der Tannen und Föhren. Alles ſproßte doppelt üppig in der Waldſtille; die Engelwurz ſtand ſo hoch ins Kraut geſchoſſen

da, daß sie mit den jungen Steineichen neben ihr sich messen konnte.

Wie that dem Pärchen, das aus der Welt der Schminke herkam, die unverfälschte Gottesnatur so wohl!

Selbander im grünen Walde! in den Flitterwochen! jung und kerngesund! — Nirgends sind Küsse würzig-süßer als im Walde. Wie angenehm wird eine liebeheiße Wange durch den mit stärkendem Nadelholzduft geschwängerten Waldeshauch gekühlt!

Freilich geschah es unserem Pärchen, daß, während Ralph eben seinen Arm um die lächelnde Blanca schlang, etwa ein Eichhörnchen von der hohen Tanne, unter welcher sie saßen, herunterſprang, dem jungen Weibchen gerade in den Schooß, und in ebenso hastigem Sprunge wieder enteilte, oder daß gar die Gestalt eines Jägers in ähnlichem Momente auf einmal aus dem Dickicht brach und in einiger Entfernung vorüberging. Dann erschrak Blanca, aber Ralph beruhigte sie. „Fürchte nichts!“ sagte er; dem Wildschützen Amor thut der Jäger nichts zu Leide. Und Liebespaare gehören so gut zur Fauna der grünen Wälder als Hasen, Eichhörnchen, Ringelnattern, Schmetterlinge u. dgl.“

Nachdem die jungen Vermählten wieder aufgebrochen, erreichten sie, behaglich schlendernd, nach geraumer Zeit einen erhöhten Punkt, wo sich ihnen die Aussicht auf den im Sonnenglanz strahlenden Spiegel eines großen Sees, sowie auf die Stadt in der Niederung, nebst einem weiten Kranze der schönsten Landhäuser und Gärten eröffnete.

Sie gelangten dann unmittelbar vor eine dieser Villen, welche, am Abhange liegend, mit der Rückseite sich an

den Wald lehnte, an weit umſchauender bedeutender Stelle.

Ralph und Blanca ließen ſich an dieſem feſſelnden Punkte ins Gras nieder und genoſſen die Rundſchau, ſoweit ſie nicht durch das breit hingelagerte Landhaus und die lange Gartenmauer gehindert war, auf deren Rand zur Abwehr eingeſetzte, ſcharfzackige Glasſtücke bedrohlich in der Sonne funkelten.

„Da ſieh' nur!“ ſagte Ralph; „iſt es nicht ärgerlich, daß gerade an dieſer ſchönſten Stelle, wo man den freieſten Ausblick und den ungeſtörteſten Naturgenuß haben möchte, Jemand eine Villa hingebaut und den Platz für ſich allein in Beſchlag genommen hat? So geht es mit allen reizendſten Punkten in der Welt: man baut die größten Landſitze und Schlöſſer an Orten, wo ſie Weg und Ausſicht für Andere verſperren, und läßt ſie dann wohl gar noch — um das Maß der Sünden voll zu machen — leer ſtehen, juſt wie die Paläſte in der Stadt auch, die oft gar nicht oder nur einen Theil des Jahres hindurch bewohnt ſind, während in ſchlechten Hütten ſich das Volk zuſammendrängt —“

„Und ſich oft ſogar mit einer Scheune begnügen muß,“ fiel Blanca lächelnd ein, „wie wir vorgeſtern.“

„Geſtehe nur, Blanca,“ verſetzte Ralph, „daß wir trotzdem ſo gut wie auf Eiderdunen ruhten! — Freilich aber hätte es uns begegnen können, daß wir uns am Morgen in der Krippe des Kuhſtalles wiedergefunden hätten, in welche eine ſchlaftrunkene Magd mit dem Heu, auf welchem wir ſchliefen, uns hätte werfen können.“

„Ach, wenn wir nur wenigstens bessere Kleider hätten!“ seufzte Blanca.

„Der Himmel kleidet zwar die Rosen und die Lilien auf dem Felde, aber nicht die Vagabunden!“ versetzte Ralph achselzuckend.

„Drei Tage lang,“ fuhr Blanca fort, „habe ich meine Haare nicht mehr gekämmt!“

„Daran thatest du Unrecht,“ sagte Ralph; „schon wegen der Fichtennadeln, die dir im Haar hängen geblieben. Sie compromittiren dich, liebes Kind, diese Fichtennadeln!“

„Nicht mehr als dich die grünen Grasflecken und die Spuren zerdrückter Heidelbeeren in deinen Kleidern!“ gab Blanca zurück.

„Du hast Recht,“ sagte Ralph; „wir müssen nächstens wieder einmal Toilette machen, liebe Blanca! Aber das Allerdringendste für den Augenblick wäre doch ein guter Imbiß — meinst du nicht?“ „Siehst du,“ fuhr er fort, „wir hungern, und da drinnen sind vielleicht die riesigsten und leckersten Vorräthe aufgehäuft bei Leuten, die Alles haben, nur keinen Hunger!“ —

In diesem Augenblicke kam aus dem Landhause ein Diener, erblickte die Beiden und grüßte sie im Vorbeigehen.

Der unerwartete Gruß und das etwas einfältige Gesicht des Burschen belustigte den munteren Ralph, und er machte sich den Spaß, demselben zuzurufen: Heda, guter Freund, könnten wir nicht einige Erfrischungen haben?“

Er hoffte sich an der Verblüffung des Menschen zu weiden und war auf nichts Anderes als auf eine schnöde Abtrumpfung gefaßt.

Aber der Diener verbeugte sich und sagte: „Haben Sie nur die Güte, einstweilen einzutreten; mein Herr ist ausgegangen und wird in ein paar Stunden zurück sein.“

Er hatte nämlich von seinem Herrn, einem alten Sonderling, der die Villa mit ihm und einer betagten Haushälterin bewohnte, gehört, ein gewisses Ehepaar aus der Nachbarschaft werde vielleicht zum Besuch kommen, und so nahm er die beiden jungen Leute für die Erwarteten.

Ralph und Blanca sahen einander lächelnd an, und nachdem sie einen Blick des Einverständnisses, einem so hübschen Abenteuer nicht aus dem Wege zu gehen, gewechselt, traten sie, munter der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig, mit dem Diener in das Haus.

An einem Kettenhunde vorüber, einem Köter von abschreckender Häßlichkeit, der bellend und zähnefletschend aus seiner Hütte gegen sie ausfiel, durchschritten sie den Hofraum, wo ein Truthahn umherstolzirte, dem seine Jungen auf den Rücken kletterten, während ein Pfau auf dem Dache saß und einen häßlichen Schrei um den anderen ausstieß.

Als sie zur inneren Thür des Wohnhauses gelangten, war die alte, taube Haushälterin eben beschäftigt, die Ansätze eines Schwalbennestes über dem Thüreingange wegzufegen. Dabei warf sie einen mißtrauischen Blick auf die beiden Fremden, die mit unbewußter Scheu dem geschwungenen Besen auswichen, als könnten auch sie wie die zudringlichen Schwalben mit hinweggefegt werden.

Sie wurden von dem Diener in einen geräumigen Saal geführt.

Hier saß ein kleiner, schäbiger Affe auf der Spitze seiner Kletterstange uud sah mit grimassirendem Gesicht auf einen jungen Hund herunter, der ihm beständig nach dem lang herabbaumelnden Schweif schnappte und vor Aerger darüber, daß er ihn nicht erreichen konnte, von Zeit zu Zeit ein kurzes Geknurr oder Geheul ausstieß.

Im Winkel saß ein alter Papagei, der wunderlicherweise immer „Bum! Bum!“ rief.

Nachdem der Diener Speise und Trank herbeigebracht und das Pärchen in schweigender Hast dem dringendsten Bedürfniß einigermaßen Genüge gethan, fragte Ralph, wie denn der Vogel zu diesem sonderbaren Ausruf gekommen.

„Dies ‚Bum! Bum!‘“ versetzte der Diener, „hat er von der Zeit her, wo er mit der Familie, welcher er angehörte, in einer vom Feinde belagerten und fleißig mit Kanonen beschossenen Stadt zu Hause war. Tag für Tag hörte er da nichts als Bum! Bum! Bum! und machte es bald nach, und hat darüber Alles, was er früher wußte, vergessen. Nur den Namen des kleinen Töchterchens seiner damaligen Besitzerin wiederholt er noch manchmal, aber sehr selten.“

Jene ehemalige Herrin des Vogels, erzählte der Diener auf weiteres Befragen, sei eben bei der erwähnten Belagerung Wittwe geworden, indem ihr Gatte, der Commandant besagter Stadt, bei der Vertheidigung derselben ums Leben kam. Diese Frau aber, fuhr der Diener fort, indem er dabei auf eines der im Halbdunkel an der Wand hängenden bestaubten und halb verblichenen Familienbildes wies, eben diese Frau sei die Schwester des jetzigen Besitzers der Villa gewesen. Nachdem auch sie gestorben und ihr Töchterchen

mitten in den wildeſten Kriegswirren gleichfalls verdorben und geſtorben, ſei dieſer Bruder in den Beſitz des Landhauſes und des ganzen ſchweſterlichen Vermögens gekommen.

„Und der lebt da nun ſo müſſig hin als alter Hageſtolz?“ fragte Ralph. „Womit verbringt er denn ſeine Zeit? Spaziert er fleißig im ſchönen, grünen Walde?“

„Das nicht!“ entgegnete der Diener; „und wenn er es thut, ſo geſchieht es nur, um Tannenzapfen in die Taſche zu ſtecken, mit welchen er hernach den Ofen heizen läßt.“

„Er iſt alſo ein Bischen knauſerig, dein Herr?“ fuhr Ralph zu fragen fort.

„Wie man's nimmt! Küche und Keller ſind immer wohl beſtellt und ſich ſelber gönnt er das Beſte.“

„Und was iſt denn eigentlich ſeine Hauptbeſchäftigung, ſein Zeitvertreib?“

„Seine Hauptbeſchäftigung iſt, ſo zu ſagen, der Fliegenfang; denn er haßt die Fliegen, daß es nicht zu ſagen, beſonders die Brummfliegen, weil dieſe ihn nach Tiſche, wenn ihm eine davon durchs Fenſter oder durch die Thür ins Zimmer gerathen iſt, mit ihrem Geſumſe im Mittagsſchläfchen ſtören. Er will aus dieſem Grunde auch kein Fenſter öffnen laſſen, ſo daß die Luft in ſeinen Gemächern immer dumpf und verdorben iſt. Und da giebt er ſich denn auch beſtändig damit ab, allerlei neue Fliegenklatſchen zu erfinden, ſowie auch allerlei Gifte zu brauen, um dem verdammten Geſchmeiß, wie er ſagt, den Garaus zu machen. Ferner ſind da unten im Garten alle Bäume voll Schlingen und Fallen für die Vögel, die er ebenfalls nicht leiden mag, weil ſie ſchon am frühen Morgen vor ſeinem Fenſter zwitſchern und lärmen.“

Nachdem Ralph und Blanca sich hinlänglich gestärkt und der geschwätzige Diener sie vorläufig sich selbst überlassen hatte, gingen sie daran, heiter angeregt durch die ausgesuchten Erfrischungen, die sie genossen, sich in den Räumlichkeiten, in welchen sie sich befanden, ein wenig umzusehen.

Eine anfröstelnde, gemüthlose Pracht herrschte in den Gemächern. Die Einrichtung war altväterisch, unbequem: schmale Sessel mit hochgethürmten Lehnen, steife Sophas, Schränke mit Zierrathen, welche Fratzengesichter vorstellten.

An einer wunderlich gestalteten Uhr schlich der silberne Perpendikel plump und träge hin und her.

Daneben hing das Philister-Möbel, der Barometer, in riesigen Dimensionen, dessen Zeiger soeben, wie wahrscheinlich immer, um sich nicht zu compromittiren, auf „Veränderlich" wies.

Ein kostbares, aber jungfräuliches Tintenfaß, in welchem niemals ein Tropfen Tinte gewesen, stand auf dem schnörkelhaft verzierten Schreibtische.

Von Büchern war nur ein einziges zu sehen; es hatte einen sehr schönen Einband; als aber Blanca es neugierig öffnete, so erwies es sich als eine Tabakbüchse.

Eine Menge alter, verblichener Familienportraits, überkrustet mit den Spuren der Fliegen aus früheren Jahrzehnten, bedeckte die Wände.

Ausländische Gewächse mit großen, aber schadhaften Blättern standen in der Fensternische wie gelangweilt da, so zu sagen gedankenlos, geistesabwesend.

Blickte man durchs Fenster in den Garten hinab, so sah es auch dort nicht frischer und anziehender aus: ein

ſchnörkelhaftes, ſteifes, ſeelenloſes Anſehen hatte auch dort Alles. Das Ganze erſchien in ein ſo nüchternes Licht getaucht wie die Scenerien eines Guckkaſtenbildes. Und doch war der Garten groß und reich angelegt, und über den Garten hinweg ſah man hinaus in eine bezaubernde Ferne.

Ralph öffnete in ſeinem Uebermuth einen großen Kleiderſchrank. „Da ſieh!“ ſagte er zu Blanca, „der alte Gauch beſitzt ein halbes Hundert Röcke und ein halbes Hundert Beinkleider; ohne Zweifel auch eben ſo viele Schnallenſchuhe oder langröhrige Stiefelpaare.“

Wie moderig es hier duftet,“ ſagte Blanca, „wie dumpf! Der Burſche hat Recht, es gelangt kein friſcher Hauch in dieſe Gemächer!“

„Herein, ihr verbannten, ſchwer verfolgten Brummfliegen!“ rief der fröhliche Ralph. „Summt und brummt heut' einmal hier nach Herzensluſt!“

Damit öffnete er die Fenſter weit, und herein kamen die Brummfliegen und brummten und ſummten luſtig. Sogar ein Schwalbenpaar verflog ſich herein und flatterte eine Weile zwitſchernd in den Gemächern hin und her. Zuletzt kam gar ein Falter geflogen und ſetzte ſich zutraulich auf den Strauß, den Blanca im Walde gepflückt und vor die Bruſt geſteckt hatte.

Schon mit ſeinem Eintritt hatte das junge Paar einen friſcheren Hauch durch dieſe Räume verbreitet; und nun verſchwand bald alles Dumpfe völlig unter den würzigen, ziehenden und wehenden Lüften.

Einmal ſchwang ſich Ralph auf einen Stuhl, um die Bilder, die im Halbdunkel an einer vom einfallenden

Tageslichte abgekehrten Wand hingen, genauer anzusehen. Er wischte den Staub von dem Bilde einer Frau, betrachtete es und sprach dann nachdenklich vor sich hin:

„Diese Frau habe ich schon einmal gesehen; ich weiß nur nicht, ob in der Wirklichkeit oder im Bilde — potz Blitz! wo hab' ich die nur gesehen?"

Blanca achtete nicht darauf, denn sie war eben beschäftigt, den Kakadu zu necken und sich von ihm in den Finger beißen zu lassen.

Hernach entdeckten die Beiden, ihre kleine Durchmusterung des Hauses fortsetzend, das Schlafgemach des Alten, in welchem ein altväterisches, aber von weicher, glänzender Seide strotzendes Himmelbett ragte.

Auf einem Tischchen in der Ecke fand Blanca neben allerlei Leckerbissen einen kleinen Flaschenkorb gefüllt mit, einer Weinsorte, deren prachtvolle, goldgelbe Farbe sie nicht genug bewundern konnte.

„Das ist Tokayer!" sagte Ralph. „Heraus aus dem Kerker, in welchem der alte Harpagon dich hielt, feuriger Ungar!"

Er entkorkte eine Flasche, dann tranken die Beiden einander zu, setzten sich dabei an den Rand des Himmelbettes und kos'ten und plauderten.

„Wenn jetzt der Alte käme!" sagte Blanca.

„Wir ließen ihn gar nicht herein!" erwiderte Ralph. „Es fängt an, mir hier zu gefallen! Wenn wir nur acht Tage hier hausten, wie würde sich Alles in diesen Räumen verändern! Ich schlage vor, daß wir hier bleiben, Blanca, so lange es geht! Setzen wir uns da fest, verschließen wir

die Thüren, vertheidigen wir uns und übergeben wir den Platz erst dann, wenn er durchaus nicht mehr zu halten ist! Ich möchte zur Abwechselung einmal in diesem seidenen Bette schlafen. Wär's nicht schön, da zu überwintern? Die holde Sommerzeit, wo es lustig zu wandern ist, wird bald vorüber sein. Siehst du," fuhr er fort, durchs offene Fenster hinausdeutend, „die großen Pappeln da vor dem Gartenthore streuen schon ihre Wollflocken durch die Luft umher, und die Ranken des Weins sind schon ganz über die Mauer bis zum Fensterrande heraufgekrochen. Ueberwintern wir, wiederhole ich, und sperren wir den Alten hinaus; er verdient nichts Besseres, als im Winter mit den Krähen draußen im Schnee herumhüpfen zu müssen."

Blanca lachte. „Wenn aber zuletzt doch der Augenblick kommt, wo wir die Festung nicht länger behaupten können, was dann? Meinst du, man wird uns freien Abzug gewähren? Ich glaube, wir werden uns schmählicherweise gefangen geben müssen!"

„Ganz und gar nicht!" versetzte Ralph. „Wir entschlüpfen im letzten Moment nöthigenfalls durch die Hinterthür in den Garten und von da in den Wald hinaus."

Nun setzten sich die Beiden an das altmodische Piano; es war entsetzlich verstimmt, seit Jahren unberührt; aber die beiden lustigen Leutchen spielten doch und sangen und lachten, führten Duette und ganze Theaterscenen mitsammen auf und trieben dann wieder anderen Muthwillen.

Sie durchstöberten, erprobten, verkosteten und genossen Alles, was in den Händen des alten Harpagon ein ungenützter und unfruchtbarer Besitz war.

„Da wir nun thatsächlich die Herren dieser Villa sind," scherzte Ralph, „so müssen wir erwägen, wie wir es uns einrichten wollen. — Künftig, liebes Kind, mußt du goldene Nadeln im Haar tragen, statt der Fichtennadeln, die du gegenwärtig darin trägst! — Hol' mich der Geier, wenn ich nicht am liebsten alle Sterne des Himmels zu einer Perlenschnur für dich reihen und den goldenen Mond selber als Broche dir vor die Brust heften möchte!"

„Wie prachtvoll," sagte Blanca, durchs Fenster hinausblickend, „muß dort über dem See die Sonne untergehen! und wie angenehm müßte sich's wandeln in der Abendstunde, Hand in Hand, auf diesen idyllischen Matten!"

„Und welch ein Ausblick!" fügte Ralph hinzu. „Vor uns der weithin leuchtende Wasserspiegel, hinter uns die traulichen Waldberge, in reizendem Halbrund um das Landhaus gelagert! Auf allen diesen Höhen werden die Gluten unserer Liebeswonne wie Freudenfeuer emporschlagen"...

„Schwärmer!" warf Blanca lachend ein. „Der Alte wird unserer Liebeswonne schwerlich Zeit dazu lassen."

„Nichts mehr von dem Alten!" sagte Ralph. „Wir machen Ausfälle, wir vertheidigen uns, wir jagen den Alten meilenweit in die Flucht, wir verproviantiren uns, wir schaffen herein, was uns beliebt!"

„Vor Allem," sagte Blanca, „muß ein neuer, wohl besaiteter Flügel hereingeschafft werden, zu dessen Klängen wir Duette singen können — und die schönsten Romane, die wir einander vorlesen — und die neuesten Komödien, die wir da zusammen aufführen — und für Haus und Garten alle möglichen Blumen und die erlesensten Singvögel"...

„Und Kaninchen," fügte Ralph hinzu, „und Reitpferde, und Turteltauben, und Hunde."

„Ein Windspiel mindestens!" rief Blanca. „Ich liebe die Windspiele — sie stehen so gut auf Gemälden neben stolzen Damen in schwarzen Seidengewändern. Und dann, weißt du, lieber Ralph, so eine große, zierliche, schön geschliffene, goldberänderte Glaswanne müssen wir auch haben, mit herzigen kleinen Molchen und Salamanderchen und drolligen Schildkrötchen" ...

„Da haben wir's!" rief der junge Mann. „Bis vor Kurzem pflegtet ihr Frauenzimmerchen hell aufzuschreien, wenn euch eine Maus über den Weg lief, fielet vor einer Kröte in Ohnmacht und littet kein Gethier um euch als etwa ein Hündlein oder Kätzchen oder einen Kanarienvogel im Bauer, und jetzt hätschelt ihr Molche und Drachen und was weiß ich für klebriges, glitschiges Gezücht!"

„Schweig' still, Ralph, das verstehst du nicht!" entgegnete Blanca ernst; „die kleinen Molche sind recht artige Thierchen! Und diese alten, steifen, schnörkelhaften Möbel," fuhr sie fort, „die werfen wir ins Feuer und richten es uns wohnlich und traulich ein; ganz einfach, aber behaglich. Nur mein Schlafgemach, das muß zum mindesten so prächtig sein wie dieses da!"

„Ganz recht," sagte Ralph, freudig zustimmend; „das wollen wir zu einem kleinen Paradiese gestalten. Und das reserviren wir für uns ganz allein. Da hinein darf niemals ein Dritter den Fuß setzen. Da vereinigen wir Alles, was schön und prächtig ist. Da trägst du Purpurhemden und Schlafröcke von gelber Seide. Tausend und eine Nacht muß

da verwirklicht werden, und alle Glückseligkeiten des Schlaraffenlandes dazu!"

Bis ins Kleinste wurden die Herrlichkeiten des Wundergemachs und das ganze übrige Hauswesen und Familienleben besprochen und festgestellt.

Dazwischen hatte der Papagai von Zeit zu Zeit sein „Bum! Bum! Bum!" vernehmen lassen. Jetzt aber begann er plötzlich denselben Ruf so laut herauszustoßen, daß es durchs ganze Haus schallte, und daß die Beiden ihr eigenes Wort nicht mehr hörten.

Durchs Fenster blickend, sah Ralph einen Alten, wie ihn der Diener beschrieben, von der Stadt her den Berg heraufkommen.

Es war ein ausgedörrtes Männchen mit einem grobknochigen, faltigen, stark grimmassirenden Gesicht und kleinen, boshaft zwinkernden Augen.

Ralph verließ das Gemach, und nach wenigen Augenblicken zurückgekehrt, sagte er, zufrieden lächelnd: „So! Nun sind die Thore der Festung geschlossen, die Zugbrücke ist aufgezogen, die beiden Verbündeten des Feindes sind durch einen listigen Handstreich hinter Schloß und Riegel gesetzt und unschädlich gemacht, die Mauern sind fest und die Besatzung trotzt jeglichem Angriff!"

So sprechend, nahm Ralph aus dem Kleiderschranke des Alten einen großgeblümten Schlafrock und eine Sammtkappe und bekleidete sich damit, während Blanca aus einem Schranke, der in einem Vorgemache stand, und in welchem die Kleider der Haushälterin aufbewahrt wurden, sich ebenfalls in entsprechender Weise vermummte. Nachdem so jener

dem alten Harpagon, dieſe der Haushälterin ſo ähnlich als möglich ſich herausſtaffirt, wobei ihnen die ſchauſpieleriſche Uebung zu ſtatten kam, traten ſie beide auf den Balcon hinaus und nahmen dort gemächlich Platz, Ralph aus einer langen Pfeife rauchend, die er gefunden, Blanca ſich in eine gleichfalls dem Schranke der Haushälterin entlehnte alte Poſtille vertiefend.

Der herankommende Alte erblickte die Fremden auf dem Balcon und erſchrak. Und war das nicht gar eine Art v Spiegelbild ſeiner ſelbſt und ſeiner alten Veronika? Einen Augenblick blieb er ſtarr vor Erſtaunen, dann wollte er haſtig ins Haus eintreten. Aber die Thür war verſchloſſen. Er pochte ſtark. Niemand öffnete.

„Kaspar! Veronika!“ ſchrie er ungeduldig, indem er fortfuhr, giftige Blicke nach dem Balcon hinauf zu werfen.

Aber Kaspar und Veronika fanden ihre eigene Thüre von außen verſperrt, konnten ihm nicht helfen.

Wieder pochte er, und als dies nichts nützte, rief er zuletzt die auf dem Balcon Sitzenden an, deren ſchweigende Ruhe ihn empörte. Was dies bedeuten ſolle? fragte er. Mit welchem Rechte ſie ſich's ſo unverſchämt bequem machten in ſeinem Hauſe?

„Mein Herr,“ gab Ralph zurück, ſich vom Balcon herunterbeugend, „iſt dies die Manier eines gebildeten Mannes, die Gaſtfreundſchaft eines anſtändigen Hauſes in Anſpruch zu nehmen? Statt ruhig an die Thür zu klopfen und Ihre Karte abzugeben, lärmen und ſchreien Sie draußen wie ein Betrunkener, der in ſpäter Nacht Einlaß fordert an der Thür einer ſchon geſchloſſenen Kneipe!“

„Dies ist mein Haus!“ kreischte der Alte, begann neuerdings zu toben und drohte, nach dem Polizeihause zu gehen.

„Thun Sie das,“ sagte Ralph, „und erkundigen Sie sich dort nach der Nummer Ihrer Wohnung, die Sie vergessen zu haben scheinen. Sie werden erfahren, daß Sie im Irrthum sind, wenn Sie glauben, daß“...

„Kaspar! Veronika!“ schrie der Alte dazwischen, lief in seinem Zorn wie eine Bachstelze umher und grimassirte entsetzlich.

„Mein Herr,“ sagte Ralph, „ich wiederhole Ihnen, daß wir Niemanden empfangen. Lassen Sie friedliche Leute ungestört, die nichts verlangen als Ruhe für ihre Flitterwochen!“

Neues Poltern an der Thür. „Kaspar! Veronika! ins Teufelsnamen, öffnet, oder ich“ ...

„Verehrungswürdiger Greis!“ begann Ralph von Neuem; „kommen Sie der Thür nicht zu nahe! unser Kettenhund ist bissig, und unsere Hausmagd führt einen scharfen Besen; sie versteht sich darauf, zudringliche Schwalben, die durchaus hier zu Hause sein möchten, hinwegzufegen!“

„Weg da von meinem Balcon!“ rief der Alte, außer sich vor Wuth; „weg da, freches Gesindel, oder ich werfe euch diesen Feldstein da an die Köpfe!“

„Nur zu, zornige alte Hummel!“ gab dem erboßten Harpagon von unten der Harpagon von oben zurück. „Wir haben tüchtige Fliegenklatschen dahier und werden uns gegen deinesgleichen zu vertheidigen wissen.“

„Das mir, dem Beſitzer des Hauſes?“ ſchrie der Harpagon von unten und ſpuckte vor Grimm um ſich.

„In Ihren Jahren noch ſolche Faſtnachtsſcherze!“ rief lachend der Harpagon von oben. „Schämen Sie ſich, Herr! Entfernen Sie ſich! Sie ſehen, es herrſcht hier keine Geneigtheit, auf Ihre plumpen Späße einzugehen!“

„Bei allen Teufeln, wer treibt plumpe Späße, Herr, Sie oder ich?“ ſchrie der Harpagon von unten. „Oeffnen Sie! zum letzten male ſei es geſagt!“

„Sie heulen ja,“ entgegnete mit kaltem Hohne der Harpagon von oben, „Sie heulen ja um Einlaß, als ob es draußen ſtürmte und hagelte! Was wollen Sie bei dieſem prachtvollen Wetter? Sie können getroſt Ihren Weg im Freien noch eine Weile fortſetzen, ohne fürchten zu müſſen, ſich einen Schnupfen zuzuziehen!“

Der Harpagon von unten ſagte nichts mehr. Wüthend ſtürzte er von dannen, um die Hülfe der Polizeibehörde und der Nachbarsleute in Anſpruch zu nehmen.

„Schade, daß wir kein Publicum da hatten!“ ſagte Ralph zu Blanca. „Wir haben, glaub' ich, das Stückchen Komödie gut geſpielt, am beſten aber der Alte.“

Das luſtige Paar hatte alſo noch eine kleine Friſt. Es benützte dieſelbe dazu, den Eichhörnchen zuzuſehen, die vom Walde herunterkamen und einen Zaun entlang tanzten, von wo ſie ſich auf einen alten großen Nußbaum ſchwangen, um ihn zu plündern und ſeine Früchte für ihren Wintervorrath hinwegzutragen.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde kam der Alte zurück, einen dickleibigen Herrn an der Seite, an deſſen Amtsrock

die metallenen Knöpfe in der Sonne funkelten, und der sich mit einem großen farbigen Tuche den Schweiß vom kahlen Vorhaupt wischte. Es war der Polizeibeamte. Vor ihm schritten ein paar bewaffnete Diener der öffentlichen Sicherheit; eine Anzahl von Nachbarsleuten, wie sie auf die Nachricht von diesem wunderlichen Vorfalle zusammengelaufen waren, schloß sich an.

Ein angeblich blinder Bettler, der in der Nähe an einer Brücke saß, schlug sich hinter die Büsche, als er die Organe der Gesetzlichkeit herankommen sah. Aber Harpagon zog ihn beim Kragen hervor und denuncirte ihn dem Polizei-Beamten als Landstreicher.

Jetzt war die Truppe vor dem Hause angelangt. Ein stämmiger Mann in Hemdärmeln, mit berußtem Gesicht, trat hervor und begann mit Eisengeräth am Schloß der Thür zu hantiren.

Der Augenblick konnte nicht fern sein für die beiden lustigen Vögel, sich in der beabsichtigten Weise durch die Hinterthür gegen den Wald hin aus dem Staube zu machen.

Während sie in der That sich anschickten, das Gemach zu verlassen, kreischte es auf einmal hinter ihnen: „Blanca! Blanca!“

Es war, als ob sie Jemand eindringlich zurückriefe.

Erstaunt wandten sie sich um; es war Niemand da als der alte Papagei, dem es in diesem Augenblicke wieder einmal gefiel, statt seines gewöhnlichen Lieblingsrufes jenen älteren, halb vergessenen hören zu lassen. Er wiederholte denselben, hin- und herhüpfend, mit großer Lebhaftigkeit immer von Neuem.

Betroffen blickten Ralph und Blanca ſich an.

Plötzlich that Ralph einen kurzen Schrei, und Blanca wußte nicht, ob er toll geworden oder was es ſonſt ſei, daß er auf ſie zuſtürzte, ein Medaillon an ſich riß, das ſie am Halſe trug, es öffnete, einen Blick darauf warf, zuletzt mit einem Freudenſchrei Blanca ungeſtüm an den Händen faßte und, ohne weiter ein Wort zu ſagen, wie verrückt mit ihr im Gemache umhertanzte.

„Weißt du, was ich entdeckte?“ ſtieß er endlich hervor, ſtill ſtehend, als ihr der Athem ausging. „Wer iſt dieſe Frau?“ fuhr er fort, auf das im Medaillon enthaltene Miniaturbild weiſend.

„Meine Mutter!“ erwiderte Blanca.

„Gut! Nun betrachte das Bild hier an der Wand!“

Er faßte ſie und hob ſie mit kräftigen Armen empor, bis ſie im Stande war, das ſtark beſchattete Bild genau ins Auge zu faſſen.

„Wer iſt das?“ fragte Ralph.

Blanca glitt faſt ohnmächtig aus den Armen Ralphs auf den Boden herab.

„Gott im Himmel, wir träumen doch nicht etwa?“ rief ſie mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nun wäre ja mit einem male erwieſen,“ fuhr ſie fort, „daß“ . . .

„Daß du die rechtmäßige Erbin und Herrin dieſes Hauſes biſt!“ fiel Ralph ein; „gewiß! und daß Harpagon“. . .

„Vor der Thür bleiben muß,“ ergänzte Blanca, „wenn ich ihn nicht begnadige, den alten Sünder, der, wie mir nun klar iſt — alte, längſt verblaßte Erinnerungen tauchen in

meiner Seele wieder auf — die kleine Blanca bei Seite ſchaffte, ſie dem Director einer wandernden Schauſpielertruppe übergab“ . . .

„Ja, und ohne Zweifel durch beſtochene Zeugen ihren Tod erhärtete, um das ganze ſchweſterliche Erbe an ſich zu bringen.“

„Nun bleiben wir, Ralph!“ —

Er faßte ſie wieder um den Leib und ſchwang ſie hoch empor vor Freuden, nahm ſie dann auf ſeine Arme wie ein Kind und küßte ſie zärtlich.

Jetzt aber eilten die Beiden hinunter an die Pforte des Hauſes, öffneten die Flügel derſelben weit und ſtanden ſo mit einem mal vor den Einlaß-heiſchenden freundlich lächelnd da, wie bereit zum Empfange werther und willkommener Gäſte, worüber der Alte und der Polizeibeamte ganz betroffen waren und einen Moment zögerten, einzutreten, ſo daß ſie von den nachdrängenden Neugierigen faſt über den Haufen geſtoßen wurden.

In dieſem Augenblick aber flog auch ſchon Blanca dem Alten an den Hals mit dem Ausruf:

„Kennſt du mich denn nicht, Onkelchen? — Ich bin ja dein Mühmchen — dein Mühmchen Blanca — die ſo lange verloren geglaubte und nun wiedergefundene Blanca!“

So rief ſie, und wie früher mit Ralph, ſo tanzte ſie jetzt mit dem Alten toll umher. Dieſem aber verſagten die Kniee. Mit ſchlotternden Gliedern ließ er auf einen Stuhl ſich nieder, und er wäre in Ohnmacht geſunken, wenn nicht Blanca mit dem Zuruf: „Herzensonkelchen! ich bin's ja, dein liebes Mühmchen!“ ihn immer wieder geweckt und aufgerüttelt hätte.

Was ſollte er thun? Sie war es! Sie lebte! Sie wußte Alles!

Er ſchloß, immer wieder auf ſeinen Stuhl zurückſinkend, die Augen und überlegte.

Dabei ſcholl immerfort durchs Haus der gellende Ruf des Vogels: „Blanca!“

Zuletzt erhob ſich der Alte hüſtelnd, würgte mühſam einige begrüßende Worte hervor und erklärte mit ſauerſüßer Miene den Anweſenden, der ganze Vorfall beruhe auf einem Scherz der beiden jungen Leute, ſeiner Verwandten, Alles habe ſich nun hinlänglich aufgeklärt.

Dabei ſah er den beleibten, müden Polizeibeamten ſcheu und mißmuthig von der Seite an, als wünſche er ihn zu allen Teufeln. Dieſer wiſchte ſich neuerdings mit ſeinem großen Tuche den Schweiß von der Stirn, und da er nicht recht wußte, was er denken ſollte, ſo dachte er gar nichts.

Die anderen Mitgekommenen ſtanden gaffend da und ſahen aus wie Leute, die geneigt ſind, an der Theaterkaſſe ihr Geld zurückzufordern, nachdem das Stück, welches auf dem Zettel geſtanden, abgeſagt worden.

Mit kurzem Danke wollte ſich der Alte von ſeinen herbeigerufenen Helfern verabſchieden.

Aber das muntere junge Weibchen unterbrach den Stammelnden, indem es an alle Anweſenden im Namen ſeines „lieben Onkelchens“ die freundliche Einladung richtete zu einem kleinen Imbiß und Freudentrunke, wozu denn auch der Alte, wollend oder nicht, gute Miene machen mußte, während ſie ſelbſt ſofort aus den Vorrathskammern das Nöthige herbeiſchaffte und in freigebigſter Weiſe die Wirthin machte. —

Harpagon fügte sich in sein Schicksal. Blanca überließ ihm insgeheim einen Theil des ihr zufallenden mütterlichen Erbes. Das Landhaus mußte er räumen und durfte nichts mit sich fortnehmen als den Kettenhund Mordax und die alte Haushälterin. Das junge Pärchen aber richtete sich's ungefähr so ein, wie es bei der Flasche goldgelben Takayers war verabredet worden. Die Liebe, der Genuß, die Jugend, die Poesie waren mit ihnen eingezogen. Lüfte des frischesten Lebens durchwehten von jetzt an die früher so dumpfen Gemächer. Die morgendlich zwitschernden Vögel und selbst die Brummfliegen wurden gelitten, und am Thore nisteten ungehindert die Schwalben.

Der alte Papagei blieb, wie sich von selbst versteht, bei dem glücklichen Paare.

Als ein Jahr verstrichen war, schenkte Blanca ihrem Ralph einen rosigen Knaben, und der Vogel begrüßte festlich das Erscheinen desselben mit hundertundeinmal hinter einander ausgestoßenem „Bum!" wie die Geburt eines Kronprinzen.

Dante.

(1865.)

Se mai continga chè 'l poema sacro
Al quale ha posto mano e cielo e terra,
Si chè m' ha fatto per più anni macro,
Vinca la crudeltà, che fuor mi serra
Del bello ovile ov' io dormii agnello,
Nimico a' lupi che gli danno guerra;
Con altra voce omai, con altro vello
Ritornerò poeta, ed in sul fonte
Del mio battesmo prenderò 'l capello.
Paradiso C. XXV..

Sollte es wahr ſein, was der berühmte franzöſiſche Romantiker, der kürzlich ein geiſtreiches Buch über Shakſpeare ſchrieb, in den letzten Kapiteln ſeines Werkes mit ſo großem Nachdrucke verkündigte: daß die Helden der rohen Kraft, der eigennützigen, ehrſüchtigen That, gegen die Männer des Gedankens, die Helden des Geiſtes in den Hintergrund treten ſollen; daß die Menſchheit nicht mehr beſeſſen, ſondern geführt werden, daß der Weiſe vor dem Helden den Vorrang haben, die „Horde der Flammen" vor der „Legion der Lichter" weichen ſoll; daß die Geſchichte künftig weniger von den „coups de sabre" als von den „coups d'idée" Notiz nehmen ſoll; daß, während die Plejade der Männer

der That sich zum Untergange neigt, erbleichend im Gefühl des baldigen Versinkens, am anderen Ende des Horizonts, im tiefen Azur des Zukunftshimmels die geheiligte Gruppe der wahren Sterne emportaucht: der Denker, der Dichter, der Künstler, der großen Erfinder, der Wohlthäter des Menschengeschlechts? Dürfen wir eine Bestätigung dieses Dichterworts in den Nationalfesten erblicken, mit welchen man im letzten Decennium angefangen hat, den Cult des Genius zu feiern, die stillen Unsterblichen zu ehren, deren Licht, wie uns die Astronomen vom Licht der höchsten Sterne berichten, noch Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende fortleuchtet, nachdem sie selbst schon lange dahin sind? Freilich ist es nicht die Person des großen Mannes, die bei solchen Gelegenheiten gefeiert wird. Träte der gefeierte Todte plötzlich wieder lebendig unter den Festreigen derjenigen, auf deren Lippen sein Name so eben begeistert schwebt, um unter ihnen aufs Neue zu wandeln, zu wirken, der Enthusiasmus würde bald erkalten, und man überließe den eben Vergötterten bald wieder seinem schnöden menschlichen Schicksal. Wir dulden nur Steinbilder auf den Postamenten, kein lebendiges Bild. Damit aber gibt wohl auch der Genius sich zufrieden: erblickt er doch selbst sein tiefinnerstes Wesen nicht in seiner Leiblichkeit, sondern in dem Bleibenden, das er außer sich hinstellt, losgetrennt von seinem hinfälligen Ich.

Nie völlig dunkel war in Italien die Nacht der Barbarei, die den Tag der alten Cultur vom Anbruche der neuen schied und die Morgenröthe der neuen Zeit floß Jahrhunderte lang mit der Abendröthe der alten zusammen. In diesem Zwielicht stand der große Florentiner Dante, der erste

Italiener und der letzte Römer zugleich. In seiner Seele lebte der große Gedanke des alten Römerweltreichs fort; er träumte sich ein Italien unter kaiserlichem Scepter; im Schwert des Imperators erblickte er das einzige Gegengewicht gegen die weltlichen Uebergriffe der Tiara, und vielleicht nicht mit Unrecht mochte er hoffen, daß, wäre nur ganz Italien vereint unter dem römisch-deutschen Kaiserscepter, der Schwerpunkt des Reiches wieder nach Italien fallen würde. Mit genialem Blick erfaßte der große Ghibelline die Grundübel seiner Zeit, und die für jenes Jahrhundert einzig denkbaren Mittel der Abhilfe. Wehe dem Genie, das in böser, verderbter Zeit zugleich ein großer Charakter ist! Dante war beides. Er hatte das Unglück, sich die Nichtswürdigkeit seiner Epoche zu Herzen nehmen zu müssen; er besaß jenen leidenschaftlichen Eifer für das Gute und Rechte, der zu den unglückseligsten Gaben gehört, die das Geschick einem Menschenkinde verleihen kann, denn er foltert das Herz mit schmerzlichen Wahrnehmungen des Weltlaufs, an welchem die Andern kalt vorübergehen. Menschen wie Dante sind prädestinirt, zu Tode gehetzt zu werden. Seine Landsleute, die Florentiner, warfen ihn ins Exil.

Verbannt irrt er von einer italienischen Stadt zur andern, die Seele erfüllt vom aufreibenden Widerstreit einer glühenden Liebe für seine Heimat, und eines ebenso glühenden Hasses. Er brennt vor Sehnsucht nach ihr, aber er beugt sich nicht und schleudert, immer theilnehmend an ihren Geschicken, furchtbare Pfeile in Schrift und Rede gegen sie: sie antwortet mit verschärften Decreten ewiger Verbannung. Der Flüchtling durchirrt immerzu die italienischen Pro-

vinzen, ruhelos, unstät; jetzt weilt er in den Klöstern des Apennin, jetzt in den Alpenthälern der Lombardei, jetzt an der Etsch, jetzt am Isonzo. Er lernt als Flüchtling ganz Italien kennen, und studirt an Ort und Stelle die localen Schattirungen der Erbärmlichkeit seiner Zeit. Er ist kein bloßer Parteimann, kein bloßer Politiker, er ist ein vollbeseelter Mensch von großer, tiefer Empfindung: ihn quält nicht blos der Parteienhader, ihn quält die Rohheit, die Unwissenheit, die Schlemmerei, alle Verkehrtheit und Verderbtheit, die er schauen muß. Aber im Stillen bereitet er eine furchtbare Rache vor: aus stahlfesten Terzinen schmiedet er sich einen Himmel und eine Hölle, realer und ewiger vielleicht als die wirklichen, und hält ein Weltgericht über Alles, was seine Seele verbittert hat.

Dante ist der Poet des erhabenen Zornes, und wahrlich, es gibt keine bessere Wehmutter der Dichtung, als ein hochaufgesammelter erhabener Zorn in der Dichterbrust — in solcher Esse werden Apollon's schärfste Pfeile geschmiedet; in Widerwärtigkeiten muß das Dichtergemüth gereift sein; gequält muß der Dichter sein von allen Nadelstichen und allen Keulenschlägen des Schicksals; verlassen, verstoßen muß er hinwandeln, verfolgt von den Dämonen des Hasses, der Verkennung und der leiblichen Drangsal; empört muß er sein in tiefster Seele von kleinlichen Gesinnungen um sich her, von schmählicher Selbstsucht, von unseliger Halbheit und Apathie, von Gesinnungslosigkeit, von Habgier und Genußsucht, von eitlem, principlosen Parteigezänk der Zeitgenossen, von Zerfahrenheit der Bestrebungen, die unfähig ist, Einen großen Gedanken fest im Auge zu behalten, und

die alles Große vereitelt oder nur halb gelingen läßt. Zu tief durchdrungen muß er vor Allem ſein vom Wehe des Vaterlandes in jenem lebendigen Vaterlandsgefühl, das keinem echten Manne fehlt, — denn Mangel an dieſem Gefühl iſt immer der ſicherſte Prüfſtein der Charakterloſigkeit. Ja, der Dichter bedarf des Schmerzes, bedarf des Zorns; der echte Dichter iſt ſtets ein Richter und jedes Weltgedicht ein Weltgericht.

Ein ſolches Weltgedicht und Weltgericht im höchſten Sinne aber iſt Dante's „Göttliche Komödie" — von jenen unvergänglichen Werken eines, wie ſie in Jahrtauſenden nur einmal der poetiſche Geiſt in ſeiner Vollkraft mit einer jungfräulichen Sprache zeugt. Dies Gedicht umfaßt die Lebenselemente jener ganzen Zeit in einer organiſch-lebendigen Durchdringung, die man anſtaunt als ein Wunder: Liebe und Haß, Empfindung und Gelehrſamkeit, Theologie und Politik, Religion und Freiheit — das Alles iſt ineinander gewachſen, und doch tritt jedes für ſich wieder ſo energiſch hervor, als wäre es das Hauptprincip des Gedichts. Alle Stimmen erklingen in dieſem Pandämonium: die Lobgeſänge der Seligen und das Winſeln der Verdammten, das Waffengeklirr der Welfen und Ghibellinen und die Harmonie der Sphären. Dante's Werk iſt das erhabenſte, das kühnſte, das tiefſinnigſte, das gelehrteſte, das abſtruſeſte, wenn man will, das je geſchrieben worden; wie ein Wunder ſteht es in der heiteren Literatur des romaniſchen Südens; als ein gothiſcher Dom thürmt es ſich auf im ſonnigen Lande der einſchmeichelnden Melodien, im Lande der Goldorangen — mit der Macht des Genius die eigenen Landsleute des

Dichters zwingend, anzuerkennen, was sie nicht immer anerkennen: das Erhabene, das Tiefsinnige, und sie daran gemahnend, daß die italische Seele einst nicht blos der Mutterschooß des Schönen, des Zierlichen, des Gefälligen, sondern auch des Großen und des Gewaltigen war.

Ein halbes Jahrtausend ist verflossen, seit der Wanderer Dante müde zusammensank, um fern der Heimat den Todesschlaf zu schlummern. Aber horch — die Zeit ist um, es erklingen die Glocken von Florenz, vom Dantegrab in Ravenna schwebt ein unsichtbarer Geisterzug nach der Arnostadt. Der Verbannte, der Flüchtling Dante kehrt endlich heim, und die Verheißung erfüllt sich, die wir aus seiner Dichtung an die Spitze dieser Zeilen gestellt: am Quell, der ihn getauft, empfängt er den Kranz der höchsten Ehren.

Und diese Festglocken von Florenz, sie finden ein Echo überall, und mehr vielleicht als irgendwo finden sie es in deutscher Brust. Freudigen Antheil nimmt, der Tagesfehde vergessend, das deutsche Volk an der Festfreude des Landes, das doch immer jedes edel gestimmte deutsche Gemüth am meisten liebt nach dem eigenen. Zu den Gräbern, über welchen deutsche und italische Hand sich freundlich und friedlich im Geiste begegnen soll, gehört das Grab des großen Ghibellinen, das Grab des Dante.

Bogumil Goltz.

(1866.)

Es gibt keine verkannten Genies. Wenn Verständniß und Urtheilskraft unter den Menſchen auf ein kleinſtes Maß geſchwunden, ſo wirkt noch leiſe ein gewiſſer Inſtinct für das Bedeutende. Laßt die Beurtheiler ſich in Abſurditäten gegen ein echtes Werk der Dichtung oder der Kunſt erſchöpfen, es macht ſich doch zuletzt, wie in der Geſchichte und im Leben, ſo in der Werthſchätzung des Bedeutenden ein Geſetz des Ausgleichs geltend, und man weiß oft ebenſo wenig, wie das beſcheidene Gute, das man zu überſehen ſchien, zu der ihm gebührenden Rangſtufe gelangt iſt, als man angeben kann, wohin die geräuſchvoll ausgetrommelte Mittelmäßigkeit geſchwunden iſt. Oft bleibt ein tüchtiger Mann mit ſeinem Verdienſt Jahrzehnte lang im Hintergrunde. Er zählt einzelne Verehrer, aber im Ganzen ſpricht man wenig von ihm. Wir geben ihn verloren; aber eines ſchönen Morgens erblicken wir ihn auf hohem Piedeſtal, beſtrahlt vom vollen Lichte, und wir ſehen, daß er nichts verſäumt hat.

Wer hat bis vor wenigen Wochen in den Blättern der öſterreichiſchen Capitale auch nur ein einziges mal den Namen Bogumil Goltz geleſen? Welches ſeiner Werke iſt

von einem dortigen Kritiker gewürdigt worden? Man mußte glauben, er sei dort wenig gekannt, und er war es vielleicht auch. Aber das erwähnte Gesetz des Ausgleichs machte sich geltend. Der rechte Augenblick war gekommen. In drei Tagen wußte die ganze Residenz, Bogumil Goltz sei ein berühmter Mann.

Freilich, man merkte es den Lobrednern an, daß sie von der Bedeutung des Gastes, der plötzlich unter ihnen erschien, waren überrumpelt worden. Er electrisirte sie bei der ersten Berührung mit den am meisten zu Tage liegenden Seiten seines Wesens: sie wollten ihm gerecht werden und ersetzten durch Enthusiasmus für die Totalität dieser Erscheinung die noch mangelnde Kenntniß des Details. In der Eile geschah es auch, daß sie den neuen Wein auf Flaschen mit alten Etiketten zogen. Sie nannten den Gast einen Humoristen, ihn, den ernsthaftesten Schriftsteller von ganz Deutschland. Sie fanden ihn witzig und geistreich, ihn, der über die „Unausstehlichkeit der Geistreichen" ein langes Capitel in einem seiner Werke geschrieben. Um geistreich zu sein, besitzt Bogumil Goltz zu viel Herz, und um Einfälle zu haben, ist er zu gedankenvoll.

In diesem Augenblick ist Goltz der bedeutendste unter den deutschen Prosaikern. Wodurch errang er sich diese Stellung? In Bezug auf die Form seiner Werke dadurch, daß diese spontan und überall durch die Sache bestimmt ist; in Beziehung auf den Inhalt seiner Werke dadurch, daß sie einen wirklichen Inhalt haben. Woran es immer am meisten gebricht, sind originelle Geister, Schriftsteller, die wirklich etwas zu sagen haben, die einem innern Drange

folgen, die aus einer einheitlichen, sichern nnd dabei bedeutenden Weltanschauung, Ueberzeugung und Stimmung herausschreiben. Einen solchen Schriftsteller haben die Franzosen noch an Michelet, die Amerikaner an Emerson, die Deutschen an Bogumil Goltz. — Männer dieser Art haben ihre Schwächen. Man wirft ihnen vor, sie wiederholten sich in ihren Werken. Ja, sie thun es, und würden sich gern noch viel öfter wiederholen, denn sie finden, daß man sie, trotz dieser beständigen Wiederholungen des Wesenhaften, nur halb versteht. Sie sind einseitig, sagt man; aber sie sind es mit halber Absicht, weil sie die Betonung, die sie auf das legen, worauf es ihnen für den Augenblick am meisten anzukommen scheint, nicht abschwächen wollen durch eine pedantische Gerechtigkeit in der Vertheilung von Accenten, und weil sie sich als geistige Kräfte fühlen, die, wie die mechanischen, es nur dann zu einer großartigen Wirkung bringen können, wenn sie unabläßig in einem Sinne, in einer Richtung wirken.

Goltz hat, wie Emerson, spät angefangen, für die Oeffentlichkeit zu schreiben. Es konnte dies nicht anders sein bei Männern, deren Bestes in der wunderbarsten Beherrschung und Vergeistigung des Erfahrungsmäßigen beruhen sollte. Nachdem Goltz als Oekonom sein Mannesalter verlebt, ging er auf Reisen, und entladet jetzt, als rüstiger, frischer, liebenswürdiger Greis, die geistige Electricität, mit der er sich in der Atmosphäre des Lebens gesättigt, in kräftigen Strömungen und Geistesblitzen.

Unser Zeitalter ist ein im höchsten Grade unphilosophisches. Dies geht so weit, daß alles Gedankenhafte, selbst

wenn es gar nicht speculativer Natur ist, auf die Köpfe der Zeitgenossen verwirrend und befangend wirkt. Wenn überdies Gleiches nur durch Gleiches, Verwandtes durch Verwandtes erkannt wird, so würde es, bei der Verschiedenheit der Goltz'schen Denkart von der landläufigen und modernsten, mit der Anerkennung unseres Denkers ohne die Nachhilfe jenes „Instinktes für das Bedeutende" übel bestellt sein. Sind es doch die ewigen Rechte des Herzens, des Gemüthes, für die er eintritt in einer Zeit des vorwiegenden Profanverstandes und der Schulvernünftigkeit. Der Gegensatz von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Vernunft, von Barbarei und Civilisation, von Naturalismus und Schematismus, von Divination und Wissenschaft — diese Mächte und ihr Widerstreit, ihre Polarität und ihr beständiger Ausgleich, auf welchem die Geschichte und das Leben beruht, sind der Mittelpunkt seines Gedankensystems. Er begreift sie nicht in ihrer speculativen Tiefe, denn er gewinnt, ein Antäus, seine Stärke durch die Berührung mit dem mütterlichen Boden der Erde, der Empirie; aber er erfaßt und deutet von diesem Standpunkte aus mit genialem Blick das Kind und den Erwachsenen, das Weib und den Mann, das Volk und die Gebildeten, die Völker des Südens und des Nordens, und stattet seine Charakteristiken mit einem so immensen Reichthum scharfsinniger Beobachtungen und geistiger Beziehungen aus, daß man gezwungen ist, die Goltz'schen Werke von dieser Seite als eine nicht blos in der deutschen, sondern in der gesammten Literatur einzige Erscheinung zu bezeichnen.

Eigenthümlich ist das Verhältniß, in welches sich Goltz zur Kunst und Poesie stellt. Er hat ein wunderbares Ge-

fühl für die unmittelbare Poesie der Natur und des Lebens, aber die durch Vers und Reim, durch Klang und Farbe vermittelte betrachtet er im Ganzen mit mißtrauischen Augen. Er wirft den Poeten und Literaten vor, daß sie die heiligen Herzensmysterien schamlos profaniren und ausplaudern, und schämt sich zuweilen auch für seine Person, daß er Schriftsteller ist. Goltz ist eine ganz specifisch norddeutsche Kernnatur: herb und streng, gemüthsvoll, aber nicht phantastisch erregbar, nicht ästhetisch gestimmt, nicht angehaucht von der Klang-, Farben- und Formenfreude des Südens, wie sie schon im südlichen Deutschland, an den Schwellen der romanischen Kunstatmosphäre sich ankündigt . . .

Wir können diese Zeilen, geschrieben in dem Augenblicke, in welchem der Held derselben sich eben anschickt, als Vorleser leibhaftig vor unser Publikum zu treten, nur mit der Aufforderung an die geneigten Leser schließen: Gehet hin und ihr werdet einen Mann finden, der euch wirklich etwas zu sagen hat. Dieser wird euch nicht vorlesen, was ihr auch im Conversationslexikon oder in einem andern Buche findet. Aber wenn ihr ihn gehört und gesehen, so laßt euch durch den Menschen für den Denker, durch den Vorleser für den Schriftsteller begeistern; und wenn euch der Becher gemundet, so sucht den Keller auf und erquickt euch aus dem Vollen am „Buch der Kindheit", am „Jugendleben", an den Büchern von den „Frauen", vom „Volke", von den „Deutschen", von der „Bildung und den Gebildeten", an den „Typen der Gesellschaft", an den „Feigenblättern".

Ueber den Peſſimismus im Stadium der Tobſucht.

Dr. Launer hielt vor Jahren eine Vorleſung in einem Berliner wiſſenſchaftlichen Verein, in welcher er ſagte: „Unſere Generation hat zu viel Nerven und zu wenig Nerv.“ In der That, wir ſind ein ſehr nervöſes Geſchlecht geworden. Mit dem Peſſimismus iſt bei uns eine krankhaft gereizte Stimmung eingeriſſen, und mit der gereizten Stimmung die Schrulle.

Eine gewiſſe Claſſe von „nervöſen“ Polterern nimmt erſtaunlich zu. Wem ſind ſie nicht im täglichen Verkehr ſchon unzähligemal begegnet, jene Gereizten, jene Verbitterten, jene raſenden Rolande des Weltſchmerzes und des Peſſimismus, welche den argloſen Mitmenſchen unter den Katarakten ihrer Beredtſamkeit begraben, unabläſſig donnernd gegen die Verderbniß der Zeiten, gegen Gott und die Welt im Allgemeinen und gegen alles Mögliche im Beſonderen?

Eine Zeit lang hört man ſie mit Vergnügen; denn ſie beſitzen nicht ſelten Geiſt und Suada: ſie ſagen manches Treffliche, dem man gerne zuſtimmt. Allmälig aber geht das Pathos ihrer Rede in ein leidenſchaftliches Lärmen und Toben über; man ſieht zuletzt mit Bedauern, daß ſie von

ihren Gedanken beſeſſen, dämoniſch beſeſſen ſind, daß ſie einſeitig ſind im höchſten Grade, und daß ſie die Fähigkeit verloren haben, auf einen Gegenſtand, oder auf einen Gedanken, der nicht gerade in der Strömung der ihrigen liegt, unbefangen und ruhig einzugehen. Jedes Empfinden erhitzen ſie ſo lange im Glutofen ihrer kranken Subjectivität, bis es faſt nur mehr ein pathologiſches Intereſſe hat, und jeden Gedanken treiben ſie ſo lange einer paradoxen Spitze zu, bis er zur Schrulle wird.

Wie in den perſönlichen Umgang, ſo ſchleicht ein gereizter, polternder Ton dieſer Art ſich hie und da auch in die Journaliſtik ein. Man findet namentlich in ſüddeutſchen Blättern Theater- und Bücherrecenſionen, deren Leidenſchaftlichkeit in der That ſchon ein wenig an Tobſucht grenzt.

In unſerer Literatur iſt das Beiſpiel dieſer Heftigkeit des Tons zuerſt durch Schopenhauer gegeben worden. Ihn hat in der Kunſt des Scheltens und Polterns ſeither kaum einer übertroffen; und mit dem leidenſchaftlichen Tone geht auch bei ihm die Schrulle Hand in Hand. Es genügt ihm z. B. nicht, die ſchon an ſich ziemlich ſchrullenhafte Anſicht auszuſprechen, daß man lateiniſche und griechiſche Autoren nicht mit deutſchen, ſondern nur mit lateiniſchen Anmerkungen herausgeben dürfe; er findet nöthig, deutſche Noten zu alten Claſſikern als eine „Schweinerei“ und eine „Infamie“ zu bezeichnen, und daß man ſie duldet, iſt ihm eine „rückſichtsvolle Niederträchtigkeit“. (Parerga II. § 261.) Es genügt ihm nicht, einfach zu ſagen, daß er eine Idioſynkraſie gegen den Bart habe: er wüthet an verſchiedenen Stellen der „Parerga“ gegen denſelben, und an einer dieſer Stellen

behauptet er, nicht im Scherz, sondern in bitterem Ernst, der Bart sei „obscön", als „Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht", und die Polizei solle ihn verbieten (§ 238). —

Im Grunde sind wir Zeitgenossen alle von dieser Nervosität angekränkelt, und wir theilen uns nur mehr in solche, die sich gehen lassen, und in solche, die sich noch ein wenig beherrschen.

Wohin käme es, wenn der Autor die Briefe, die er in der ersten Aufwallung an boshafte und leichtfertige Recensenten schreibt, wirklich absendete, statt sie zu zerreißen, und wenn der Dichter die Epigramme, die er auf pöbelhafte oder vertrackte Gesellen macht, veröffentlichte, statt sie in sein Pult zu verschließen? —

In der That es käme zu weit, wenn wir nicht der Mäßigung uns umsomehr befleißigten, je mehr wir uns der nervösen Reizbarkeit und Schwäche des Gemüthes bewußt sind.

Ich verlange nicht, daß wir Leisetreter sein sollen. Wer entledigt sich nicht gern einmal durch ein Kernwort, selbst durch einen Cynismus einer drückenden Stimmung? Aber eben weil die Versuchung so nahe liegt, sollen wir ihr zu widerstehen trachten, um ihre Befriedigung nicht zur Gewöhnung, zur Manier entarten zu lassen. Man lasse einer Kraftphrase freien Lauf, wo sie durchaus hingehört; man vertheidige mit scharfer Waffe die reine gesunde Wahrheit, aber nicht jede Schrulle: zur Schrulle aber wird, wie schon gesagt, selbst die Wahrheit, wenn man sie mit leidenschaftlichem Uebereifer auf eine paradoxe Spitze treibt.

Ich bewahre in meiner Erinnerung das Bild eines ehrwürdigen und sympathischen Mannes, bei welchem die

Erſcheinung des „tobſüchtigen Peſſimismus“ nicht einen widerwärtigen Eindruck machte, weil ſie nicht aus egoiſtiſch-perſönlichen Leidenſchaften hervorging, ſondern aus einem Zwieſpalt der inneren Natur — weil ſie zur Symptomatik einer Krankheit gehörte, die weder den Intellect noch den Charakter compromittirte.

Ich meine den verſtorbenen Bogumil Goltz, mit welchem ich nur kurze Zeit, aber in um ſo lebhafterem perſönlichen Verkehr ſtand.

Iſt es erlaubt, den Inhalt eines mündlichen Verkehrs der Oeffentlichkeit preiszugeben? Ein ehrlicher Menſch darf es. Gewiſſenhafteſte Treue — und nur dieſe — kann ſolchen Mittheilungen Werth und Berechtigung verleihen. Ich ſtieß kürzlich wieder auf das Manuſcript meiner Tagebücher aus jener Zeit (1866), und dieſen entlehne ich wörtlich die folgenden Blätter, mit Auslaſſung desjenigen, was durchaus vertraulicher Natur war.

Goltz war, um Vorleſungen zu halten, auch nach Graz gekommen, wo ich eben ein paar Sommermonate zubrachte. Erfreut, den Autor, der mich gerade damals ſo ſehr feſſelte, daß ich ſeine Werke im Reiſekoffer mit mir führte, perſönlich nahe zu wiſſen, ſchrieb ich ein Feuilleton über ihn in der localen „Tagespoſt“.

Noch denſelben Tag erhielt ich einen Beſuch von ihm. Er trat bei mir ein mit den Worten: „Ich heiße Goltz.“

„Wie komme ich zu der Ehre?“ fragte ich, angenehm überraſcht, aber in einiger Verlegenheit.

Vielleicht war der Ausdruck ungeſchickt. Aber Menſchen welche zur Zurückgezogenheit verurtheilt ſind, finden eben nicht

immer gleich das rechte Wort, wenn ein Fremder unversehens in ihre Stube fällt.

Goltz blieb sofort, hoch aufgerichtet, an der Thüre stehen, begann sich zu ereifern, und kanzelte in unaufhaltsamem Redefluſſe mich herunter ob jener „conventionellen Redensart", wie er es nannte, sich dergleichen verbittend.

Während ich ihm den Sitz anbot, sagte er, er komme zu mir, weil er gehört, daß ich mich für ihn interessire, und weil er meinen „Ahasver in Rom" auf der Reise kennen gelernt.

Er hatte kaum sich niedergelassen, so war er auch schon in mediis rebus. Er lief wie ein siedender Kessel über. Anfangs ergötzte es mich, die kernige Suada, die ich aus den Büchern des Mannes kannte, nun mündlich sich ergießen zu sehen. Immer mehr aber entfernte der sprechende Goltz sich von dem gedruckten, den ich kannte. Er ließ sich gehen. Er zeigte sich im Negligée seiner Gedanken. Immer gewagter wurden seine Behauptungen, immer drastischer seine Ausdrücke, immer leidenschaftlicher seine Geberden.

Er gesticulirte lebhaft, schnalzte mit den Fingern auf eine eigenthümliche geräuschvolle Weise, schlug sich eben so geräuschvoll klatschend vor die Stirn, kniff den Mund ein, drückte die Augen zu, zog die Stirnhaut in eine einzige Falte zusammen. Dabei entwickelte er die ganze Kraft seiner gewaltigen Stimme. Er sprach vom ersten Augenblick an ohne Unterbrechung fort, und sprang beständig, ohne ersichtlichen Zusammenhang, von einem Thema zum andern über.

Auf unsere deutsche Literatur kommend, bezeichnete er sie ganz und gar als einen „Scandal", und analysirte zu-

nächst die Werke Goethe's und Schiller's, zeigend, daß sie „bar alles gesunden Menschenverstandes". Von Goethe ließ er noch die Lieder gelten, aber die Dramen und Romane desselben Dichters verurtheilte er aufs Unbarmherzigste. Es sei darin kein einziger wirklicher Mann zu finden; Alles, was geschehe, sei rein absurd, unwahr; Personen, die uns der Dichter als gescheidt vorführen wolle, sehe man durchaus unsinnig, unzweckmäßig, unmotivirt und lächerlich handeln. Auch den Faust bezeichnet er als einen „Jammerkerl": nachdem er sich durch einige schöne Redensarten eingeführt, bestehe seine ganze weitere Thätigkeit darin, daß er dem Gretchen zu einem Kinde verhelfe. . . . Im zweiten Theil bringe der Dichter die hellenische Welt in die deutsche hinein, was „nicht den geringsten Sinn" habe. In formeller Beziehung sei das Alles recht hübsch, dem Inhalte nach aber über die Maßen absurd. Goethe habe sich hier ins Allegorisiren verloren, was der größte Mißbrauch sei, den Einer von seinen Dichtergaben machen könne. Was Schiller betrifft, so sei es dieser, von welchem unsere moderne poetische Sprache, unsere Redensarten, unser Pathos stammt; aber der Mann sei nicht im Stande gewesen, eine einzige Figur zu individualisiren. Auch bei ihm sei Alles „Unsinn": keine Spur von Lebenswahrheit, von Menschenkenntniß. Seine ideale Richtung sei schätzbar, aber den ideellen Gehalt in den natürlichen Dingen aufzuzeigen, den höheren Sinn und Geist derselben zu deuten, das habe er nicht im Geringsten verstanden.

Ich fragte ihn, warum er noch niemals in seinen gedruckten Werken so freimüthig über Dichter und Dichtwerke sich ausgelassen? Er erwiderte, noch sei die Zeit für ihn

nicht gekommen, mit ſolchen Dingen öffentlich herauszurücken; für den Augenblick gelte es, ein wenig „politiſch“ zu verfahren. Erſt ſolle man ihn ſelber anerkennen; wenn er die gebührende Stellung errungen, dann werde er mit ſeinem Donnerwetter dareinfahren und die ganze Miſère unſerer Literatur ſchonungslos aufdecken. Er werde damit anfangen, zu zeigen, wie erbärmlich es gerade um unſere Beſten beſtellt iſt.

Mit etwas mehr Achtung als von dieſen unſeren „Beſten“ ſprach er von Hamann und von Jean Paul, den er gründlicher als irgend Einer geleſen zu haben verſicherte.

Wir kamen auf ſein autobiographiſches Idyll, „Ein Jugendleben“, das ſchönſte und lebenvollſte ſeiner Werke, zu ſprechen. „Sehen Sie,“ ſagte er, „dies Buch habe ich mit meinem Blute, mit meinem „Nahrungsſafte“ geſchrieben. Es hätte 10 Auflagen erleben ſollen; aber wiſſen Sie, welches Buch ſtatt ſeiner die zehn Auflagen erlebt hat? Freytag's „Soll und Haben“. Nicht einmal die jetzt erſchienene zweite Auflage hat der Verleger aus eigenem Antriebe veranſtaltet. Ich war eben in Leipzig, als Marggraff ſtarb, da hielt ich für ſeine Hinterbliebenen, die nicht ſo viel hatten, ihn zu begraben, eine Vorleſung, die achtzig Thaler einbrachte. Da B. hierdurch günſtig für mich geſtimmt war, ſo benutzte ich die Gelegenheit und interpellirte ihn: „Was iſt's? Sie haben mein „Jugendleben“ fünfzehn Jahre; iſt denn noch keine Rede davon, es dem Publikum neu vorzuführen? Meine Stellung hat ſich doch inzwiſchen verändert; ich bin berühmter geworden!“ Aber der Menſch, der natürlich ganz nur Buchhändler iſt, machte Schwierigkeiten; es ſeien noch 300 Exem-

plare auf dem Lager. Da versprach ich ihm das Werk umzuarbeiten; er solle ein förmlich neues Buch erhalten, das ganz gewiß ziehen werde. Zuletzt stellte er 600 Thaler Honorar in Aussicht, knüpfte aber die Auszahlung auch noch an die Bedingung, daß erst 600 Exemplare der neuen Auflage abgesetzt sein müßten." —

Es klang besser und die Summen rundeten sich stattlicher, wenn er von den Zeiten sprach, wo er noch nicht geistiger Arbeiter war, sondern als Oekonom das Feld mit Rindern pflügte. Seine Frau, erzählte er, sei die Tochter eines Millionärs gewesen; mit 100,000 Thalern habe er seine Landwirthschaft begonnen; einen Theil des Vermögens habe er gerettet, aber er habe für viele Verwandte zu sorgen und einige Nichten auszustatten. Nun sehe er sich genöthigt, als Schriftsteller und Vorleser materielle Erfolge anzustreben. Das Bewußtsein, durch seine Schriften sich einen Namen zu machen, oder durch sie auf die Menschen zu wirken, genüge ihm nicht mehr, besonders da er diese Wirkung selbst sehr gering anschlage. Dreißig Jahre nach seinem Tode werde man es freilich beklagen, daß ein Kerl wie er nicht mehr lebe, aber was habe er davon?

Es sind harmlose Aeußerungen, die ich da wiedergebe, aber auch sie wurden mit leidenschaftlicher Wärme vorgebracht, und mit so lauter Stimme, daß die Fensterscheiben klirrten und die Personen in den Nebengemächern Nervenzufälle bekamen.

Nach einstündigem Verweilen sich erhebend, um ins Theater zu gehen, äußerte Goltz, das Schauspiel sei ihm Bedürfniß; er studire da, was auf die Leute wirke, und wie

es wirke. Auch seien ihm die localen Arten des Humors, wie sie in der Posse sich ausprägen, besonders interessant, weil neu.

Als ich ihn hinausgeleitete und wir ein Gemach durchschritten, in welchem eben meine Mutter mit einer befreundeten Dame sich aufhielt, stellte ich ihn den beiden Frauen flüchtig vor. Aber der von geistiger Electricität vollgeladene Goltz entlud sich überall im Vorbeigehen wie eine wandelnde Gewitterwolke. In einem Schwall von Donnerworten begann er zu klagen über die „Verkehrtheit", über die „Absurdität", mit welcher man in Wien ihn aufs Aeußerste geärgert hatte bei Einladungen zum Mittagessen und sonstigen Bewirthungen. Da habe man beispielsweise die „grenzenlose Dummheit" begangen, ihm unmittelbar nach der Suppe nicht etwa ein warmes Stück Fleisch, sondern etwas Kaltes vorzusetzen. Nun frage er, ob man einem „alten Kerl", wie ihm, zumuthen könne, nach der warmen Suppe sogleich einen kalten Bissen zu schlucken, und sich den Magen jämmerlich zu verderben? Und wenn er sich auf irgend eine Speise gefreut, so habe man ihn zuvor mit allen möglichen Dingen abgefüttert, und erst nachdem man ihm den Magen bis zur Ueberladung vollgestopft, erst nachdem er schon die sämmtlichen Schüsseln, und die Einladung, und die Hausfrau selber zum Teufel gewünscht, dann erst habe man aufgetragen, worauf er sich gefreut und woran er gewöhnt sei. Er frage nochmals, ob dies die Art sei, einen alten Kerl zu behandeln?

Wie humoristisch hätten diese Klagen aus dem Munde eines gutmüthigen Polterers geklungen! Goltz sprach sie

mit dem Ernſte eines düſtern Fanatikers. Mit ſeiner hohen Geſtalt, den blitzenden grauen Augen, den finſteren Brauen, ſtand er da wie ein predigender Wiedertäufer, etwa wie der „Bäcker von Harlem", der Graubart

„Mit dem erglühenden Aug', den gekniffenen Lippen, der mächtig Sich aufwölbenden Stirn." —

für deſſen Geſtalt im „König von Sion", (welcher mich zu jener Zeit beſchäftigte) ich in der That die äußeren Züge von Goltz entlieh.

Dieſe vorläufigen Herzensergießungen waren, wie ſich ſpäter zeigte, dem Inhalte nach nur unbedeutende Präludien geweſen — Präludien, an welchen nichts auffallend war, als das Mißverhältniß zwiſchen den Dingen und dem für den Ausdruck derſelben aufgewendeten Ungeſtüm. Und doch fühlte ich, nachdem Goltz ſich entfernt hatte, eine Abſpannung, die kaum größer ſein konnte. Goltz eine Stunde lang ſein Herz ausſchütten zu hören, ließ auch den Geſunden ſeine Nerven empfinden. Das beſtändige Peroriren wie auf der Kanzel oder Bühne, das heftige Schreien, das ſprunghafte Aufgreifen aller möglichen Gegenſtände, die parodoxe Uebertreibung, das Alles verwirrte, betäubte, ermüdete um ſo mehr, je größer der Antheil war, den man dem Manne entgegenbrachte. Das Gefühl des Mitleids kam dazu, ein edles Gemüth, einen gedankentiefen Geiſt ſich unabläſſig in leidenſchaftlichen Paroxysmen krümmen und winden zu ſehen.

Goltz hatte mich eingeladen, ihn Abends nach dem Theater noch in ſeinem Hotel zu beſuchen. Ich hatte dies ablehnen müſſen, hielt es aber um ſo mehr für meine Pflicht, am folgenden Morgen zu ihm zu gehen. Er hatte mir geſagt,

daß er bis 10 Uhr Morgens zu treffen sein würde. Ich ging also vor Ablauf dieser Stunde hin. Als mir beim Eintreten ein Wort von „schuldigem Gegenbesuch" entschlüpfte, begann er sogleich wieder über die „leidige Convenienz" zu fluchen, und über die „Unsitte der Gegenbesuche" im Allgemeinen, zu welcher sich Jeder, auch ohne, wie ich, ausdrücklich aufgefordert zu sein, verpflichtet glaube. In dem kleinen Zimmerchen könne er ja Niemand recht empfangen, auch sei des Morgens nicht aufgeräumt u. s. w.

Ich hatte mich bei Goltz mit dem Vorsatze eingefunden, mich seinen Ergüssen gegenüber nicht mehr so passiv wie bei der ersten Unterredung zu verhalten, sondern zu erproben, wieweit man denn wohl durch besonnene Gegenrede auf ihn beruhigend einzuwirken vermöchte. So sagte ich ihm denn jetzt in halbem Scherz, derjenige, der zumeist auf Convenienz halte, sei er selbst, sonst würde er sich nicht so sehr darüber ereifern, seine Besucher nicht mit größerem Ceremoniell empfangen zu können.

Er achtete nicht darauf und versuchte von anderen Dingen zu sprechen bis er völlig in eine donnernde Standrede gegen die „Gelehrten" sich verlor. Ich wandte ein, Gelehrte müsse es geben. „Nein! tausendmal nein!" rief er doppelt gereizt; „es muß keine Gelehrten geben!" — „Ein Bursche", fuhr er fort, „der es fertig bringt, hinzugehen, sich in die Wissenschaften zu vergraben und eine Gelehrten- oder Lehrerlaufbahn einzuschlagen, den vermöge er nimmermehr für einen rechten Menschen zu halten."

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es nicht Allen in jungen Jahren so gut würde, wie ihm selbst, mit 100,000 Thalern

Fonds den freien Herrn auf eigener Scholle zu ſpielen, daß ſchon um des Erwerbes willen Mancher den Beruf des Gelehrten und Lehrers zu ergreifen genöthigt ſei. Das fuhr er fort aufs Heftigſte zu beſtreiten. Durch gar nichts in der Welt dürfe der Menſch ſich zu einem ſolchen Berufe verleiten laſſen; eher müſſe er verhungern. Er für ſeine Perſon, erzählte er, ſei einmal in ſeiner Jugend, als Jemand ihn veranlaſſen wollte, eine Beamtencarrière einzuſchlagen, in die furchtbarſte Wuth gerathen, und habe den Rathgeber allen Ernſtes bedroht, wenn er ein Wort dieſer Art noch einmal über die Lippen laſſe, werde er ihm den Bauch von unten bis oben aufſchlitzen.

Auch dies erzählte Goltz nicht etwa mit der ruhigen Ueberlegenheit, mit welcher der Greis auf eine jugendliche Tollheit zurückblickt, ſondern mit der ganzen wiedererwachten Erregtheit jenes längſt entſchwundenen Augenblicks und mit den Geberden eines Tobſüchtigen.

Er erzählte hierauf aus ſeiner Jugend noch andere Beiſpiele von Heftigkeit und wilder Leidenſchaftlichkeit, namentlich aus ſeinen landwirthſchaftlichen Lehrjahren, wo er den Vorgeſetzten gegenüber mit den fürchterlichſten Drohungen des „Niederſtechens“ und „Bauchaufſchlitzens“ immer zur Hand war. „Ich habe“, ſagte er, „unzählige Duelle gehabt, habe meinem Lehrer einen Stoß gegen die Herzgrube gegeben, habe einen Kerl einmal mit lauter Reden zum Umſinken gebracht. Ich bin auch einige male auf der Feſtung geſeſſen.“ Ich möge alſo von ihm nicht verlangen, daß er zahm und ruhig von Dingen rede, die ihn empören, und über die er verrückt werden könnte.

Ich warf ihm ein, daß man doch wohl mehr die Natur und das Schicksal als die Menschen anklagen müsse; diese könnten sich ja den Bedingungen des Lebens nicht entziehen, und wenn beispielsweise der Stand der Gelehrten der Art sei, daß er das naive Leben der Seele beeinträchtige, so sei dies um so schlimmer für die Gelehrten selbst, man müsse sie bemitleiden, es sei ja doch nicht ihre Schuld . . .

„Ich weiß es!" rief er; „es ist auch nicht die Schuld der Wanze, daß sie stinkt und doch stinkt sie. Wenn ich z. B. sage, der Schauspieler ist ein schamloser Lump, ein Mensch, der seine Eingeweide dem Publikum vorzeigt, da antworten die Leutchen ebenfalls: „Ja, es muß doch auch Schauspieler geben!" Nein, sage ich, in des Teufels Namen, es muß keine geben! — Und wenn ich sage: Eine Tragödie ist im Grunde der crassesste Unsinn, den man sehen kann, so meinen die Leute ebenfalls ganz erschrocken, es müsse doch auch Tragödien geben! Nein! es muß nicht, es muß nicht, es muß durchaus nicht!" —

„Seien Sie", gab ich scherzend zurück, „nicht intoleranter als der liebe Gott selber, der die Gelehrten und die Schauspieler und die tragischen Poeten alle mit einander nicht blos duldet, sondern sogar erschaffen hat!" —

„Toleranz!" schrie er auf; „Toleranz! was ist Toleranz? Was ist Liebe, von der wir so viel Aufhebens machen! Unsinn! Verdammter Unsinn! und dabei die niederträchtigste Heuchelei! Ich sage Ihnen, Alles ist Heuchelei: Liebe, Glaube, Alles! — Da verlangt man z. B. von mir, ich solle an die Gottheit Christi glauben, und die meisten Menschen heucheln, und stellen sich als ob sie daran

glaubten. Aber kann das ein vernünftiger Menſch? Kann ich einen Menſchen für Gott halten, von dem ich innerlich überzeugt bin, daß ich in vielen Punkten geſcheidter bin als er? Ich glaube an nichts, an gar nichts; weder an eine Unſterblichkeit der Seele, noch an einen Gott, wie ihn die Leute ſich denken — obgleich mir die Bibel die liebſte Lectüre iſt."

Wieder kam er ſodann auf die Literatur, insbeſondere auf Schiller zurück. „Iſt es nicht zum wahnſinnig werden," zeterte er mit heftigen Geberden, „daß es Leute gibt, die Schiller für einen Dichter halten? Wenn man die Goethe'ſchen Lieder für Poeſie hält, was ſie wirklich ſind, wie iſt es möglich, auch „Zu Aachen in ſeiner Kaiſerpracht," oder „Zu Dionys, dem Tyrannen, ſchlich" für Poeſie zu halten? Das iſt nichts als Phraſe, Pathos, Spiel mit poetiſchen Formen."

Leſſing, der vielgerühmte Leſſing, kam noch übler weg. Ich hob die Klarheit dieſes Claſſikers hervor. „Ja, Klarheit!" ſchrie Goltz; „ein klarer Dummkopf war Leſſing; ein klarer Kopf aus Seelenloſigkeit!"

„Ich bin der wahre Fauſt des Jahrhunderts!" ſagte er mir dann u. A., „nicht der Goethe'ſche. Der iſt nichts, der hat nichts gethan, als einem Mädel ein Kind gemacht. Das kann ich auch. Heute noch. In Goethe's „Fauſt" iſt nichts Geſcheidtes, als was der Teufel ſagt, und das iſt Herr Goethe, wenn er Hämorrhoiden hat . . ."

„Ich beglückwünſchte Goltz zu dem Erfolge, den er kurz vorher in Wien gehabt. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte, ich könne mir nicht vorſtellen, was er dort für Aerger habe

ſchlucken müſſen. Es ſeien je 200—300 Perſonen zu ſeinen Vorleſungen gekommen, aber was wolle dies ſagen bei einer Bevölkerung von 700,000 Menſchen? Uebrigens hätten die Wiener und ihre Lebensweiſe ihn empört, vornehmlich ihr naturaliſtiſches Treiben und ihr Carneval. Er habe ihnen geſagt: „Sechs Wochen Carneval wollt ihr haben und freut euch darüber nnd tänzelt und ſpringt? Sechs Wochen Carneval — und ſeid doch das ganze Jahr hindurch Hanswurſte und oberflächliche Racker!“ — Das tolle Weſen auf Maskenbällen habe ihn krank gemacht. Er habe gefürchtet den Kopf zu verlieren. Er ſei in einen ſchrecklichen Zuſtand gerathen, wenn man ihn irgendwohin mitgeſchleppt.

Ich fragte ihn, wie ihm die dortigen Journaliſten gefallen hätten?

„Das iſt eine Gewiſſensfrage!“ meinte er. Ich wünſchte insbeſondere über ein paar dortige Feuilletoniſten, die ihm wohlwollten und die ſich öffentlich ſtark für ihn verwendet hatten, ſeine Meinung zu hören. Er antwortete mit ein paar ganz treffenden Bemerkungen.

Ich wagte noch eine „Gewiſſensfrage“: wie er es bei ſeinen herben, ſchroffen Geſinnungen doch fertig bringe, Perſonen gegenüber, die auf ſeinen Erfolg Einfluß hätten, und die er nicht immer wirklich achte, den Gemäßigten zu ſpielen, ihnen ſeine „Aufwartung“ zu machen, auf höflichem Fuße mit ihnen zu verkehren?

Eben dies, erwiderte er, daß er um des Zweckes willen, den er ſich vorgeſetzt, nämlich für liebe Angehörige zu ſorgen — 9000 Thaler habe er ſchon beiſammen, er

wolle nur die 10,000 vollmachen — die Menſchen oft ſchonen müſſe, ja daß er mitunter ſich verſtellen, lügen müſſe — das eben reibe ihn innerlich auf, und er entſchädige ſich für den auferlegten Zwang durch die Ausbrüche die ich an ihm kennen gelernt . . .

Immer mehr übermannte ihn wieder ſein gährendes Gemüth, immer tiefer ſprach er ſich wieder hinein in Grimm und leidenſchaftlichen Eifer, wobei ſeine ungemein wuchtige rechte Hand immerfort convulſiviſch zitterte.

Zwiſchendurch wurde er auf Augenblicke plötzlich weich, zog mich einmal ſogar an ſich und küßte mich, ohne daß ich den Grund ſeiner Rührung hätte errathen können. In einem ſolchen weicheren Momente verſicherte er mich auch, daß er trotz ſeiner Verbiſſenheit und Heftigkeit doch nicht von bösartiger Natur ſei. Er thue Niemand etwas zu Leide. Seine Frau, die ein „Prachtweib" ſei, und die er ſich aus innigſter Neigung erkoren, habe in manchen Augenblicken, wenn ihn die Eigenthümlichkeiten der Weibernatur reizen, viel von ſeiner Heftigkeit auszuſtehen; immer aber ſuche er ſie dann wieder zu verſöhnen, indem er ſie verſichere, daß es ja nicht ſo böſe gemeint geweſen, worauf ſie zu antworten pflege: „Wenn du mir einmal in deinem Zorn den Kopf abreißeſt, kannſt du mir ihn vielleicht wieder aufſetzen?" —

Nachdem Goltz während dieſer Geſpräche ſeinen Anzug völlig beendet hatte, verließen wir gemeinſam den Gaſthof. Die Dienſtleute des Hauſes, welchen das Toben und Schreien im Gemache des wunderlichen Fremden nicht entgangen ſein konnte, ſtanden verblüfft da und grüßten mit

scheuen, lauernden Blicken, aber auch mit einem nicht ganz verhaltenen Lächeln auf den Lippen. Er dankte in einer schroffen, schier unfreundlichen Art, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen gegen die „Leute" etwas äußerst Herbes und Strenges hatte.

Auf dem Wege sprach er davon, daß er eine unglaubliche Menge von Manuscripten fertig habe, aus welchen er ein Buch über das andere herstellen könnte; gerade das Eigenthümlichste und Tiefste seiner Anschauungen habe er noch gar nicht veröffentlicht.

Wiederholt war ich in den folgenden Tagen noch mit Goltz zusammen. Immer höher stieg das psychologische Interesse, das er mir einflößte, immer höher das Mitleid mit seiner leidenden Natur.

Die Grazer und das österreichische Volk überhaupt, ich meine die untere, ungebildete Classe, erfreute sich seines Beifalls nicht. „Das ist ein Gemisch", sagte er, „von allen möglichen Rassen; das hat gar keinen Typus, keinen Charakter; die brauchen noch ein Jahrhundert, bis sie schlechte Menschen werden — denn jetzt sind sie noch Biester!" —

Damit meinte er vermuthlich blos die Diener seines Hotels, denn sonst verkehrte er ja nicht mit den unteren Classen, und sein excentrisches Wesen, sein Todtenrichtergesicht, sein immer zornsprühendes, rollendes Auge, das Alles mußte so zu sagen versteinernd, wie ein Medusenhaupt, auf die Volksseele wirken, wenn er irgendwo ihr einmal gegenübertrat.

Die materielle Arbeit des Jahrhunderts fand an ihm einen nicht weniger strengen Beurtheiler als die geistige.

„Gehen Sie zu einem Goldarbeiter," ſagte er mir einmal, „zu einem Optiker und ſehen Sie, was die Menſchen Feines auszuführen im Stande ſind. Iſt es nun nicht zum raſend werden, daß eben dies erfindungsreiche Menſchengeſchlecht noch nicht dahin gelangt iſt, eine Art von Knöpfen zu erfinden, die am Gewande feſtſitzen und nicht ſchon nach ein paar Tagen wieder zu baumeln anfangen?" — Mit nicht geringerem Grimme donnerte er gegen die allzu niedrigen Sophas der Gegenwart, und gegen die verkehrte Art, die Wäſche zu reinigen, und gegen hundert andere Dinge des täglichen Bedarfes und Lebens.

Erreichte die Aufregung bei Goltz den höchſten Grad, ſo entlud er ſich in Cynismen, und es gab dann Augenblicke, wo ihm kein Gegner mehr ſeiner Pfeile würdig ſchien als der liebe Gott ſelber. Dann erging er ſich in Ausdrücken, die nicht wiederzugeben ſind, und für welche man ſelbſt bei Fiſchart oder Scarron ſich vergeblich nach Parallelſtellen umſehen würde. Er belegte dann Gott — den „Gott der Leute" natürlich — mit Titeln, welche nicht einmal ein Sterblicher auf ſich ſitzen läßt, ſo lange es ein bürgerliches Geſetzbuch gibt; er ertheilte in Beziehung auf ihn dem Teufel Aufträge, die dieſer ſchwerlich auszuführen den Muth haben wird, und jenem ſelbſt muthete er Dinge zu, deren verblümten Ausdruck man höchſtens in alten Ritterſtücken entſchuldigt. Im Uebrigen wollte er den Gott ſich nicht nehmen laſſen, und zwar beſtand er auf dem perſönlichen. „Ich würde keinen Gott reſpectiren," ſagte er, „der keinen St— hätte. Ich würde ihn fragen, wie er ſich unterſtehen könne, ohne das nothwendige Organ des Thronens zu exiſtiren?"

Der Cynismus und zwar gerade der haarsträubendste, ist ein so allgemeines, so wesentliches, so charakteristisches Ingrediens jener Art von tobsüchtiger Verbitterung, die hier geschildert wird, daß es die Natur fälschen hieße, wollte ich diesen Pinselstrich aus dem Gemälde hinwegwischen.

„Was sagen die Leute von mir?" rief Goltz einmal aus. „Die Einen halten mich für einen Halbgott, die Andern für verrückt, noch Andere für gar nichts, und sie alle zusammen . . ." Natürlich lief der Satz wieder aus in eine cynische Spitze.

Die Licenzen und Extravaganzen, durch welche eine arme Seele, eine innerlich gequälte Natur sich Luft zu machen sucht, erinnern ein wenig an die Ungeberdigkeiten des Kindes, daß sich im Zorn auf den Boden hinwirft und mit den Füßen um sich schlägt. In der Regel haben sie wenig gemein mit eigentlichem Titanenstolz und prometheischem „Göttertrotz". . .

Als Goltz einmal die Aeußerung fallen ließ: „Ja, die Welt ist eine Pfuscherei!" so war ich gewissermaßen überrascht. Er schalt und tobte gewöhnlich nur über Dies und Das, über ganz bestimmte Dinge, wobei die Dinge so ziemlich alle nach einander an die Reihe kamen. Aber eine eigentlich pessimistische Aeußerung über das Weltganze war aus seinem Munde eine Seltenheit. Längst hatte ich bemerkt, daß er vom Gefühl des allgemeinen Weltelends zwar innerlich durchdrungen, ja beherrscht, besessen, aber viel zu sehr Naturalist und Empiriker, viel zu wenig des Abstrahirens und Speculirens fähig war, um sich zu dem philosophischen Gedanken des Pessimismus zu erheben. Er fühlte als

Peſſimiſt; aber er dachte nicht eigentlich als ſolcher, wenigſtens nicht immer und nicht mit klarer Bewußtheit.

Anknüpfend an jene erſte allgemein-peſſimiſtiſche Aeußerung, die ihm mir gegenüber entſchlüpft war, machte ich ihn darauf aufmerkſam, daß doch er ſelbſt in ſeinen Büchern, ganz beſonders aber in ſeinem „Buch der Kindheit", das Poetiſche, Schöne, Beglückende der Welt und des Daſeins, wie kaum ein Anderer geprieſen und verherrlicht habe. Darauf gab er zur Antwort, es ſeien in ihm „ſechs bis ſieben" verſchiedene Perſonen, welche ſeine Werke ſchreiben. Alles, was er geſchrieben, ſei wahr und unwahr, Weisheit und Unſinn zugleich, wie die Bibel, die das abſurdeſte und zugleich das göttlichſte aller Bücher ſei . . .

Mit dieſen Worten rückte er ſchon dem eigentlichen Geheimniß ſeines innerſten Weſens näher.

In der That, es war der Widerſpruch in ihm ſelbſt, was ihn unglücklich, unwirſch, ungeberdig machte. Es war das vergebliche Ringen, einen Ausweg zu finden aus dem Labyrinth der Gedanken, die in ſeinem Gehirne ſich kreuzten. Man muß ſich da vor Allem an das unerſchöpfliche, immer wiederkehrende Thema ſeiner Schriften erinnern. Das große Problem der Civiliſation, der Gegenſatz von Naturalismus und Bildung, von Natur und Geiſt, von Verſtand und Herz — dieſer Gegenſatz und Widerſtreit im concreten Leben beſchäftigte Bogumil Goltz unabläſſig und ausſchließlich, wie Jeder weiß, der die Goltz'ſchen Bücher kennt. Und dies Problem blieb ungelöſt, dieſer Widerſtreit unausgeglichen in ſeiner Seele.

„Bilde ich mich", rief er einmal in ſeiner draſtiſchen Weiſe aus, „ſo bin ich ein Hundsfott; bilde ich mich

nicht, so bringt mich wieder die Natur um — und so kommen wir aus der Verlegenheit nie heraus! —

Das war's: er donnerte gegen den Naturalismus des „Volks", und wieder donnerte er gegen die „Bildung" und die „Gebildeten", er donnerte gegen die Renommisterei des Verstandes, und wieder gegen die Schwärmerei des Herzens: aber die rechte Mitte wußte er nicht anzugeben, weil er sich selbst nicht darüber klar geworden war. Nicht mit den Extremen hatte er es zu thun, sondern mit den Gegensätzen als solchen, und diese erschienen ihm unversöhnlich. Seine, wie schon gesagt, der Abstraction unfähige, durchaus nicht speculative Natur blieb stecken im Concreten und im Widerspruche desselben; versagt war ihm der Trost einer ideellen Versöhnung. Der Wirbel von Gedanken in ihm, die er als gleichberechtigt empfand, und die sich doch widersprachen, verwirrte ihn und nährte in ihm das ungestüme Feuer, das ihn verzehrte.

Es würde zu weit führen, auf diesen Punkt hier näher einzugehen. Hier handelte es sich ja nur um die Schilderung einer gewissen typischen Eigenart des äußeren Gebahrens. Wer für sich den Umriß des merkwürdigen Mannes, von welchem ich spreche, ergänzen will, der greife nach den Schriften desselben, die zu dem wirklich Tiefen und Gehaltvollen gehören, was wir in der Gattung reflectirender Prosa aufweisen können und dessen nicht allzu viel ist, denn wir Deutsche haben Geist fast nur in Feuilletons, selten in Büchern.

In dem, was ich von Goltz hier mitgetheilt, wird man vielleicht manches Kraftwort ergötzlich finden; das Krank-

hafte der Uebertreibung, die leidenſchaftliche Maßloſigkeit der Form wird man entſchuldigen, wenn man ſieht, wie der Mann gelitten als ein geiſtiger Kämpfer und Ringer, dem es ſchier den Kopf verrückte und das Herz brach, daß die dialectiſchen Widerſprüche und „Antinomien", welche ſchon im Bereich der reinen Begriffe von Vielen für unlöslich gehalten werden, im Bereich des realen Lebens nur noch greller hervortreten.

Wendet man von dieſer innerlichſt gequälten, leidenſchaftlichen Seele ſich zu Denjenigen, bei welchen die Verbitterung nicht, wie hier, durch den inneren gedanklichen Zwieſpalt einer edlen und tief angelegten Natur hervorgerufen iſt, ſondern durch kleinliche perſönliche Leidenſchaften, durch äußerliches Mißgeſchick, durch ungeſtillten Ehrgeiz, vermißte Anerkennung, Haß, Neid, Aerger über fremden, wirklich oder vermeintlich unverdienten Erfolg, ſo wird man auch dieſe Claſſe von polternden Peſſimiſten noch des Mitleids werth, ja faſt zu entſchuldigen finden — tout comprendre c'est tout pardonner —, aber ein weit unerquicklicheres Schauſpiel gewähren ſie doch, und ganz unleidlich werden ſie, wenn ſie das öffentliche Richteramt in literariſchen, künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Dingen an ſich reißen. Ob jene perſönlichen Gefühle berechtigt ſind oder nicht, iſt dabei gleichgiltig. Im einen wie im andern Falle werden ſolche Gemüther über die Schranken der Gerechtigkeit hinausgeriſſen werden und zu ruhiger, unparteiiſcher, vorurtheilsloſer Abwägung fremder Leiſtungen unfähig ſein. Weſſen Geiſt und Gemüth verbittert und vergrämelt und verſchroben iſt, der lege, wie „geiſtreich" er auch im Uebrigen ſein mag,

die kritiſche Feder bei Seite; wer befangen iſt von Leidenſchaften und nicht fähig in das Gedanken- und Empfindungsleben eines Andern einzugehen, der mißtraue ſeiner nervöſen Natur und halte ſich nicht für unfehlbar; er tobe, wie Goltz, ſich aus zwiſchen ſeinen vier Wänden, aber er gebe die Ausbrüche ſeiner verbitterten, vergrämelten oder verſchrobenen Subjectivität nicht öffentlich von ſich als Orakelſprüche kritiſcher Weisheit.

Die Waldsängerin.

I.

Ich war — erzählte mir ein Freund — noch ein junger Mensch von wenig über zwanzig Jahren, Studiosus der Philosophie, aber schon als Lyriker in ein paar Almanachen hervorgetreten, und hatte mich soeben über die Sommerferien bei einem Vetter in der ländlichen Umgebung der Hauptstadt X. eingemiethet, in einem Dachstübchen, das schmale Fensterchen, aber aus diesen schmalen Fensterchen eine weite prächtige Aussicht hatte.

Eines Abends spät wollte ich nach einem ermüdenden Gebirgsausfluge mich eben zu Bette begeben, als ich Jemand ungestüm die schwanke hölzerne Treppe heraufpoltern und an meine Thür klopfen hörte.

In demselben Augenblick stürzte, ohne mein „Herein!" abzuwarten, auch schon ein blonder Jüngling von ungefähr gleichem Alter mit mir selbst, aber durch sprühende Augen und eine Art von Mähne ausgezeichnet, die seinem Kopfe etwas Löwenartiges gab, mit leidenschaftlicher Hast in mein Gemach.

Ich erkannte in ihm einen alten Schulkameraden wieder, den ich seit Jahren aus den Augen verloren, und der, wie

ich inzwiſchen vernommen, mit dem Feuer ſeines Naturells, das mir von der Schule her recht wohl erinnerlich war, ſich ganz in die Arme ſeiner Lieblingsmuſe, der Tonkunſt, geworfen hatte.

„Endlich gefunden!“ rief er athemlos und in Schweiß gebadet, während das dichte hellbraune Gelock in wirren Strähnen um ſeine Schläfe flog.

„Höre, Freund,“ fuhr er fort, in der Mitte des Zimmers ſtehend, „Du mußt mir einen großen Gefallen thun! Mach' mich nicht unglücklich und ſag' nicht nein! — Einen Text mußt Du mir ſchreiben! Den Text zu einem großen dramatiſch-ſymphoniſchen Tonwerke, „Triſtan und Iſolde“ betitelt. Heute Mittags, nach Beendigung von Immermann's herrlichem Epos, habe ich dieſen Plan gefaßt, und den ganzen Nachmittag bin ich umhergelaufen, um Dich aufzuſtöbern in Deiner Verborgenheit! Mir brennt der Kopf — ich mußte noch heute mit Dir ſprechen!“ —

Ich hatte beim Eintritt des jungen Mannes den einen Fuß, mit welchem ich eben das Bett hatte beſteigen wollen, zurückgezogen, war während ſeiner Anrede in die ſchon abgelegten Beinkleider geſchlüpft, und beantwortete nun die haſtig hervorgeſtoßenen Worte des ſpäten Ankömmlings lächelnd mit der Frage:

„Biſt Du ein Jude, lieber Freund?“

„Warum?“ ſagte er betroffen.

„Weil man,“ verſetzte ich, zum Scherz aufgelegt, denn ich fand den nächtlichen Ueberfall drollig — „weil man muſikaliſche Texte nicht für die Ehre ſchreibt, unter den jugendlichen Componiſten Deutſchlands aber, wie mir ein Opern-

textſchreiber ſagte, höchſtens die vom Stamme Israels in der Lage zu ſein pflegen, ein Libretto gebührendermaßen zur Hälfte voraus, zur Hälfte nach Empfang baar zu bezahlen!"

Er erblaßte. Aber mein ſchalkhaftes Lächeln beruhigte ihn ein wenig, und nachdem er von dem erſten Schrecken, in welchen mein grauſamer Scherz ihn verſetzt hatte, ſich erholt, erledigte er die Honorarfrage vorläufig dadurch, daß er mir die unerhörteſten Tantièmen zuſicherte, die ſeiner Zeit bei den Aufführungen von „Triſtan und Iſolde" als ein goldener Regen ſich über mich ergießen ſollten.

Dann ſetzte er mir, lebhaft in dem Stübchen auf- und abgehend, ſeine Ideen in Beziehung auf den Text und die Compoſition des geplanten Tonwerks auseinander.

Des Vetters Hahn krähte zum dritten Male, als der junge Tonkünſtler, nach endlich erhaltenem entſchiedenen Jawort von meiner Seite mich begeiſtert ans Herz preßte und mit demſelben Ungeſtüm fortſtürmte, mit welchem er bei mir eingetreten war.

Von dieſem Tage an blieb ich mit Othenio — ſo hieß mein Freund — in lebhaftem Verkehr. Er kam gelaufen zu allen möglichen Stunden des Tages, ſpät Abends und im Morgengrauen, ja, mehr als einmal erſchien er in ſchwülen, ſternenhellen Nächten, wenn eben ſein Gehirn auf den Siedepunkt gerathen, oder ihm ein neuer Gedanke für den Text von „Triſtan und Iſolde" durch den Kopf geſchoſſen war, vor meiner Behauſung, weckte mich mit einer Handvoll Sand, die er gegen die Scheiben des Fenſters warf, und ich mußte dann aus dem Fenſter eine Stunde lang mit ihm plaudern, oder gar mich ankleiden und im Mondſchein mit ihm durch das nahe gelegene Wäldchen ſchweifen.

Oft beſuchte auch ich ihn, in einem Landhauſe, das er gleichfalls bei Verwandten, in einem romantiſchen Waldthale, eine halbe Stunde von meinem Aſyl entfernt, den Sommer über bewohnte.

Das Landhaus war reizend; an einer breiteren Stelle des Thales gelegen, ſtand es, obgleich in der Entfernung von einigen hundert Schritten von Wäldern umgeben, faſt den ganzen Tag weiß und freundlich im Sonnenſchein da. Vom Sopha in Othenio's Stube ſah man durchs Fenſter hinaus in das dichte lebendige Grün der Gartenbäume und weiterhin des hochſtämmigen Nadelwaldes. Das Haupteinrichtungsſtück der Stube war natürlich ein Flügel, über welchem an der Wand die Bilder Beethoven's, Bach's, Schumann's und Chopin's, der fanatiſch verehrten Lieblingsmeiſter Othenio's, hingen.

In Liebe und Haß ungeſtüm, ſprach Othenio niemals anders als mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit über Kunſt und Künſtler. Oft ſpielte er mir auf dem Piano Stücke ſeiner geliebten Meiſter vor, überſtürzte aber in ſeinem Feuereifer Alles derart, daß ich ſelten einen ruhigen und reinen Genuß davon hatte. Er ſang mir überdies Lieder, ja halbe Opern vor, entwickelte aber auch hierbei eine ſolche Leidenſchaftlichkeit, daß das angeſtrengte Organ ihm in der Regel ſehr bald den Dienſt verſagte und der ganze Reſt hernach mehr gekrächzt als geſungen wurde. Das heilige Feuer loderte in ihm ſo ſtark, daß er mir oft den Eindruck machte, als könne er jeden Augenblick explodiren, und vor meinen Augen in Rauch und Dampf aufgehen. Auch ſeine eigenen Klavier- und Geſangscompoſitionen gab er mir zu hören und ich verfehlte nicht, die wildgährende,

wirklich geniale Kraft darin zu bewundern. Aber welchen Anblick bot er selber bei solcher Gelegenheit! „Die ambrosischen Locken wallten ihm vorwärts," wie dem Zeus bei Homer, fielen über sein Gesicht und bedeckten es, so daß nur die großen, funkelnden Augen dazwischen hervorlugten. Und war er dann so recht im Zug, so sang er, mit dem ganzen Leibe sich im Takte wiegend, die Oberstimme mit, gab bei jeder interessanten Wendung, wenn es ein Orchesterstück war, die Instrumente an, welche hier eintraten, seufzte und ächzte um die Wette mit dem Pianoforte, unter dessen Gedröhne das stille Waldthal erzitterte.

Sein lebhaftes Künstler-Temperament verrieth sich auch in den zum Theil sehr verwunderlichen Anweisungen, die er für den Spieler unter die Noten seiner Compositionen setzte. Da stand z. B. zu lesen: „entrückt," — „mit unbändiger Leidenschaft," — „sich wieder gehen lassend," — „zuversichtlich," — „in tollem Rasen," — „schwülwonnig," — „schwirrend," — „wie gestampft," — an einer Stelle sogar: „mit Ekel."

Er warf seine musikalischen Eingebungen in genialer Unordnung auf einzelne Blätter, und niemals gab er sich die Mühe, irgend eine Titelüberschrift für ein vollendetes Clavierstück zu ersinnen, sondern setzte lieber einige Verse darüber, die mit der Grundstimmung des Tonstücks in Harmonie standen.

Eines Morgens saßen wir beide, uns sonnend, auf einem niedrigen Zaun, der den großen Hausgarten von dem mit halbwüchsiger Körnerfrucht bestandenen Ackerfelde des Nachbars schied. Es war ein wundervoller Tag. Wir tranken den Würzeduft der hohen Gräser und Kräuter tief in uns, wiegten

uns auf dem Zaune, wie ein paar Hänflinge und sahen der Mutterhenne nebst ihren unzähligen, überaus drolligen Küchlein zu, die sich gackernd und glucksend zwischen den dichten grünen Halmen des Feldes tummelten. Jenseits des Ackers stand der Wald den Abhang hinan. Hinter den ersten Bäumen sah man eine Gruppe von Soldaten beisammen stehen, auf Blaseinstrumenten tutend. Sie gehörten dem Musikkorps der städtischen Garnison an und pflegten so ziemlich alle Tage in den Wald zu kommen, um sich da freier zu üben, ohne zu ahnen, daß sie gerade hier einen feinsinnigen Musiker mit ihren nicht immer reinen Tönen in Wuth versetzten.

Othenio runzelte auch schon bedenklich die Stirn, als ein etwa dritthalb Jahr altes Knäblein in Sicht kam, mit einem Kopf, groß und rund wie ein Kürbis, das Söhnlein des Wirthes in einer nahen Waldschenke. Es war in den Garten hereingetrippelt, stand in einiger Entfernung und glotzte uns an mit einer Kindertrompete in der Hand.

„Der Bube da," sagte Othenio ernst, „ist auch ein Musikgenie!" — Ich lachte. Othenio fuhr aber lebhaft fort: „Ein Musikgenie! — Jeden Morgen kommt er in mein Zimmer und hört mir sehr aufmerksam zu, wenn ich am Piano sitze und spiele. Findet er mich nicht im Zimmer, sondern etwa im Garten, so wartet er geduldig halbe Stunden lang, steif und stumm auf einem Flecke stehend, wie Du ihn da siehst, die Trompete in der Hand, und läßt mich nicht aus den Augen, bis ich mich anschicke, in meine Stube hinaufzugehen. Dann torkelt er sachte hinter mir drein, die Treppen hinauf, bis ans Piano. Ich spiele ihm hernach

meiſt Schumann's romantiſche Phantaſie, Op. 17, oder die „ſymphoniſchen Etüden" vor, denn für die tieferen und grandioſeren Arbeiten dieſes Meiſters ſcheint er eine beſondere Vorliebe zu haben."

Ich lachte wieder. Aber Othenio wiederholte nachdrucksvoll, in gehobenem Tone: „Eine beſondere Vorliebe! Er pflanzt ſich neben dem Piano auf, horcht zu, guckt mir bald auf die Finger, bald bückt er ſich und richtet ſein Augenmerk auf meine Füße und auf das Pedal, als ob er darüber ins Klare kommen wollte, wie und wodurch ich denn eigentlich das ganze Tongebrauſe zuwege bringe. Die Hände auf dem Rücken ſcheint er ganz Ohr zu ſein; plötzlich aber bringt er eine der auf den Rücken gelegten Hände mit der Trompete zum Vorſchein, ſetzt dieſe ganz ſachte an den Mund und verſucht beſcheidentlich einen einzigen leiſen Ton, ohne Zweifel in dem Bemühen, aus ſeinem Inſtrumente doch auch ſo etwas Aehnliches, wie ich aus meinem Tonwerkzeuge, herauszubringen. Dann hört er wieder zu, immer mit ſo ſinniger, verſtändnißinniger Miene, — lache nicht, ich bitte Dich, — daß ich überzeugt bin, es iſt ihm nicht gleichgültig, ob ich ihm Sachen von Gewicht zu hören gebe, oder leichte Salonwaare. Denn als ich neulich verſuchsweiſe einen gewiſſen banalen Modewalzer anſchlug, begann er unruhig zu werden und flüſterte: „Heimgehen!" — Ich mußte ihm die Thüre öffnen und er trippelte mit ſeiner Trompete von dannen. Ich wiederhole es: „Ein keimendes Tongenie! meinen Kopf ſetz' ich zum Pfande!" — hier faßte mich Othenio ſcharf und feſt ins Auge, ob ich nicht etwa lächle — „ich habe mich auch bei den Eltern des Knaben ſchon

erboten, ihn auszubilden für die Kunst. Wenn er nur endlich einmal reden und mich verstehen lernte, der Range!"

„Die Muse der Tonkunst scheint also diesem Thale absonderlich geneigt!" bemerkte ich.

„Ja wohl", versetzte er. Und nach einer Pause, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, wiederholte er lebhafter und mit einem gewissen mysteriösen Ausdruck: „Ja wohl, lieber Freund, ja wohl! — Du weißt aber noch lange nicht Alles!"

Und nun erzählte er mir mit seinem gewohnten Enthusiasmus allerlei Wunderliches von einer merkwürdigen, geheimnißvollen Stimme, die sich seit einiger Zeit in der Umgegend vernehmen lasse. Von den waldigen Abhängen des Thales herunter und aus den dichtesten Waldgründen heraus, erzählte er, werde zuweilen ein heller Discant vernehmlich, aber nur in abgerissenen Phrasen, oder in lange ausgehaltenen, anschwellenden und verhallenden Tönen, regellos und doch eigenthümlich bestrickend. Diese Stimme mache schon ein gewisses Aufsehen im ganzen Thale; Spaziergänger aus der Stadt, die sie vernähmen, blieben horchend stehen und verlören sich dann im Walde, um dem Ursprunge derselben nachzuspüren. Aber es sei noch Niemandem gelungen, die geheimnißvolle Sängerin von Angesicht zu Angesicht zu schauen, obgleich es auch nicht an wunderlichen, ganz unglaubwürdigen Behauptungen des Gegentheils fehle: die Einen wollten dies, die Anderen Anderes gesehen haben, Holzhauer hätten gar versichert, es sei ein junger Herr, der im Walde so singe und trirlire — er habe sogar schon mit ihnen gesprochen; ein junger Mensch sei es, mit langen blonden Haaren — vermuthlich ein Studiosus.

„Man müßte indeſſen die Ohren eines Holzhauers haben", fügte Othenio erregt hinzu, „wenn man das Mädchenhafte jener wunderſamen Stimme auch nur einen Augenblick zu verkennen im Stande wäre. Und wenn die Stimme wirklich in Zuſammenhang ſtände mit jenem blondlockigen Jüngling, den die Holzhauer geſehen, was ich dahin geſtellt ſein laſſe — nun, dann iſt der Jüngling eben ein verkleidetes Mädchen! Du brauchſt den Geſang nur ein einziges Mal zu hören, lieber Freund, um mir vollkommen Recht zu geben!"

Mein eigenes Intereſſe war durch dieſe Erzählung in ungewöhnlichem Grade erregt worden, und ich wünſchte lebhaft, die räthſelhafte Sängerin ſelbſt zu vernehmen, wozu mein Freund mir auch alle Hoffnung gab, wenn ich nur etwas länger bei ihm verweilen wollte.

Er ſprach dann wieder viel von ſeinem dramatiſch-ſymphoniſchen Tonwerk. Anfangs, ſagte er, habe es ihm noch immer an der rechten Inſpiration gefehlt. Aber ſeit jene merkwürdige Stimme ſich hören laſſe, ſei es wie ein neuer Geiſt über ihn gekommen, ſei die Romantik, die Poeſie, und faſt auch die Liebe bei ihm eingezogen.

Die Sonne war ſchon hinter den Wipfeln des wie ein grüner Wall jenſeits der Thalſtraße ſich erhebenden Nadelholzwaldes hinabgeſunken. Ich war genöthigt aufzubrechen und den Heimweg anzutreten.

Othenio citirte das ſchöne indiſche Sprichwort: „Bis ans Waſſer muß man geleiten wen man lieb hat!" und ging mit mir bis an den Steg, der den Bach in der Mitte des Thals hart neben der Straße überbrückte. Da

blieben wir eine Weile ſtehen, um Abſchied zu nehmen, geriethen aber neuerdings ins Plaudern.

Der Abend war überaus mild und angenehm, die Luft würzig und labend. Im Thale lag ſchon tiefe Dämmerung, aber weiße Wölkchen, von der ſcheidenden Sonne roſig angehaucht, flatterten über dem ſchweigenden Walde.

Da ſtieg plötzlich aus dem ſtillen Tannengrunde ein heller, ſüßeinſchmeichelnder Ton wie eine Rakete in die Luft.

Wir verſtummten, wechſelten einen freudigen Blick und lauſchten. —

Die ſeelenvollen Töne wiederholten ſich, ſteigend, fallend, einzelne Liedphraſen, dann wieder Naturlaute wie der Aufſchrei eines Vogels, und doch in eigenthümlicher Weiſe ſympathiſch anmuthend — ganz wie mein Freund es beſchrieben hatte.

Dann war Alles wieder ſtill. „Was hältſt Du davon?“ fragte Othenio, nachdem eine kleine Zwiſchenpauſe vergeblichen Lauſchens verſtrichen war.

„Es iſt die Stimme eines Mädchens,“ ſagte ich mit Ueberzeugung; „daran iſt kein Zweifel.“

Othenio lächelte und verabſchiedete ſich funkelnden Auges mit warmem Händedruck von mir. Und bevor ich noch aus dem dämmernden Waldthal hinausgelangt war auf den breiten Weg in der Ebene, hörte ich hinter mir den Sturm von gewaltigen und leidenſchaftlichen Klängen erbrauſen, den der erregte Freund, ins Landhaus zurückgekehrt, in den Saiten ſeines Flügels entfeſſelte.

II.

Othenio verſäumte nicht, im Laufe der nächſten Woche mir fleißig weitere Nachrichten von der Waldſängerin zu geben, und häufig genug klirrte auch der Sandwurf aus ſeiner Hand an mein Fenſterchen in vorgerückter Sommernachtſtunde.

Seine Verſuche, der Geheimnißvollen auf die Spur zu kommen, blieben noch immer vergeblich.

Ließ er an einer einſamen Stelle im Wald ſich nieder, ſo wurde die Stimme oft auf einmal ganz in der Nähe vernehmlich. Oder ſie klang aus der Ferne und kam näher und entfernte ſich wieder, ſchien ihn neckiſch zu fliehen, ſobald er mit ungeſtümer Haſt ſich anſchickte, ſie zu verfolgen. Bald klang ſie aus Schluchten oder tiefem Dickicht, bald wieder von ſonnebeglänzten, mit niedrigem Gebüſch bedeckten Hängen herunter.

Ganz und gar war ſie der ſchalkhaften Nymphe Echo zu vergleichen, die ſich hier und dort vernehmen läßt, die man aber vergebens zu haſchen ſucht.

Aber daß ſich das geheimnißvolle Weſen zu dem jungen Tonkünſtler in eine Beziehung ſetze, war kaum mehr zu bezweifeln.

Aus den abgeriſſenen Melodiephraſen der Sängerin hörte er unverkennbar Stimmen der Sehnſucht, der Liebe heraus, die ſich an ihn zu wenden ſchienen, die ihm klangen, als würden ſie ihm vertraulich ins Ohr geflüſtert, und die unmittelbar zu ſeinem Gemüthe ſprachen.

Zuweilen fing er ſolche Phraſen am Piano auf, ergänzte ſie, ſetzte ſie fort, variirte ſie, geſtaltete ſie zu reizenden Phantaſien. Wie Schumann ſich wohl auch ein Thema von ſeiner geliebten Clara geben ließ, um es nach allen Regeln der Kunſt aufs Schönſte auszuarbeiten, ſo verfuhr Othenio mit Themen ſeiner geliebten Waldſängerin.

Dafür ſcholl ihm dann auch manches mal ein warmes „Sei bedankt, du lieber Schwan!“ oder ſonſt ein entſprechendes Liedfragment zurück, ein hingeworfenes Arienmotiv, aber ſtets ohne Worte.

Er ſuchte auch durch ganz beſonders herzgewinnende, zärtliche Weiſen, wenn er die Waldſängerin in der Nähe wußte, die Aufmerkſamkeit derſelben zu erregen. Das Henſelt'ſche „Si oiseau j'étais“, und die Ges-dur-Etüde (aus Opus 25) von Chopin, ſowie die Nummer 2 aus dem zweiten Heft des damals eben erſchienen „Buch's der Lieder“ von Robert Volkmann, ließ er mit beſonderer Vorliebe bei ſolcher Gelegenheit von ſeinem Piano in die Stille des Waldthals hinauserklingen, wiederholt verſichernd, dieſe drei Clavierſtücke ſeien unbedingt die reizendſten, die es gebe, wenigſtens für Liebende. Er ſpielte ſie gern in der hier gegebenen Ordnung hinter einander, indem er behauptete, ſie bezeichneten aufs Schönſte den Stufengang der Liebe: holde Schwärmerei, muthiges, ahnungsvolles Liebewerben, brünſtige Liebesentzückung.

Selbſtverſtändlich verſäumte er auch nicht, Melodien zu ſpielen und zu ſingen, deren bekannter Text zu unmittelbarer Verſtändigung dienen konnte, ſo daß er im Stande war, der geheimnißvollen Freundin ganz beſtimmte Dinge zu ſagen,

und da er seinerseits bald jeden Ton der Waldsängerin zu deuten wußte, so spielte in Fragen und Antworten, Reden und Gegenreden ein kleiner Roman für ihn sich ab, in welchem es sogar an kleinen Eifersüchteleien, an zärtlichem Schmollen und Grollen, an Vorwürfen und Wiederversöhnungen nicht fehlte.

Eines Tages polterte er, wieder athemlos und in Schweiß gebadet, in mein Gemach und berichtete mir, er habe — sie gesehen!

In die Stadt sei er morgens gegangen, erzählte er, und habe, durch die Hauptstraße schlendernd, ein Mädchen erblickt, dessen wunderbares Auge einen Moment lang mit unbeschreiblicher Innigkeit dem Seinigen begegnete, das aber, als er es schärfer ansah, mit sanftem Erröthen sich abwendete und seine Schritte beschleunigte.

„In meinem Herzen" sagte er, „jubelte es: Das ist die Waldsängerin! Ich konnte nicht einen Augenblick zweifeln. In den Augen dieses Mädchens lag die schöne, unwiderlegliche Bestätigung alles dessen, was mir die geheimnißvolle Stimme im Walde zugeraunt, zugesungen und zugejauchzt! Es waren dieselben Worte, dieselben Dinge, in die Sprache der Augen übersetzt! — Ich folgte dem Mädchen, sie schlug den Weg gegen den Markt ein, der leider eben von Menschen wimmelte. Plötzlich fuhr mir der Hund einer Hökerin, ein verdammter häßlicher Köter, dem ich im Gedränge vielleicht auf den Schwanz getreten, bellend gegen die Wade und verbiß, als ich mit einem Fußtritt ihn abwehrte, sich in das Tuch meines Beinkleids; die Hökerin selbst erhob ein Gezeter und erging sich zuletzt meinen Flüchen gegenüber in Schmäh-

worten, eine dichte Gruppe von Gaffern wuchs aus dem Boden und grinste — es war zum Tollwerden! Endlich brach ich mir Bahn durch die Menge, aber die Spur des Mädchens war verloren, unwiederbringlich verloren — Straßen auf, Straßen ab rannte ich wie beſeſſen — vergebens!"

„Blinder Eifer ſchadet nur!" verſetzte ich mit der überlegenen Ruhe und ſkeptiſchen Beſonnenheit, in welcher die Freunde eines Verliebten ſich zu gefallen pflegen. Aber Othenio hatte nur ein Lächeln für meinen Gemeinplatz und wiederholte an den folgenden Tagen fleißig ſeinen Morgen-Spaziergang durch die Straßen der Stadt. Es gelang ihm vorläufig nicht wieder, des Mädchens anſichtig zu werden. Er mußte ſich nach wie vor begnügen, ihrer Stimme im Walde zu lauſchen, ſich in Klängen mit ihr zu unterreden. War er nun doch ſo weit, daß die Holde ihm überall entgegenkam, aus allen Sternen ihm winkte, aus allen Blumen ihm lächelte, aus allen Waſſern ihm rauſchte . . .

Süß und ſchmerzlich war es ihm zugleich, unabläſſig auf ihrer Spur zu ſein, und zuletzt doch immer wieder enttäuſcht zu werden, wenn er das ſchöne Bild haſchen wollte.

In meiner Liedermappe fand er einige Strophen, die er mit großer Freude aufgriff, ſofort in Muſik ſetzte und nicht müde werden konnte zu ſingen:

Suchte lange dich im Walde,
Wähnte ſchon dein Kleid zu ſehen,
Doch es war nur einer Taube
Weißer Flügel im Gebüſch.

Wähnte deinen Gruß zu hören;
Doch es war nur das Geflüſter
Eines Bächleins, das mit Blumen
Plaudernd, über Kieſel rann.

Zwiſchen Zweigen ſah ich blendend
Deine gold'nen Haare blinken:
Doch es war ein Sonnenblitz nur,
Der ſich durch die Wipfel ſtahl.

Und ich glaubte ſchon zu wittern
Deines Odems wonnig Wehen:
Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,
War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in ſüße Träume,
Träumte deinen Kuß zu ſpüren:
Aber ach, es war der Lenz nur,
Welcher lächelnd mich umfing.

Was der zarte Liebesroman dem jungen Künſtler an Zeit raubte, das gab er ihm an Stimmung zurück. Die Compoſition von „Triſtan nud Iſolde" nahm bei allem far niente amoroso des Tondichters einen erſtaunlich ſchleunigen, gedeihlichen Fortgang.

So verſtrichen wieder ein paar Wochen, da kam Othenio mit neuer Kunde zu mir, fieberiſch erregt wie immer. Er trug einen halbwelken Strauß in der Hand, den er mir von Weitem entgegenhielt.

Gelegentlich wieder die Spur der Sängerin im Walde verfolgend, hatte Othenio einen Jüngling bemerkt, der, vom waldigen Abhange herabkommend, den Thalweg einſchlug, offenbar um in die Stadt zurückzukehren. Dieſer Jüngling entſprach auffallend der Beſchreibung, welche die Holzhauer

von dem jungen Menſchen gemacht hatten, den ſie im Walde geſehen, von dem ſie behaupteten, daß er der Beſitzer jener feinen, hellen Stimme, die man in der Umgegend aus dem Walde heraus vernehme.

Es dunkelte bereits, und Othenio konnte das Geſicht des in ziemlich weiter Entfernung vor ihm Einhergehenden nicht ſehen; aber das lange, blonde Haar, die feinen, ſchlanken, durchaus weiblichen Formen, Geſtalt, Größe, Haltung erinnerten ihn an das Mädchen, das er in der Stadt bemerkt und über den Markt verfolgt hatte.

Feſt entſchloſſen, der räthſelhaften Erſcheinung bis in die Stadt, bis ans Thor ihrer Behauſung zu folgen, hielt er ſich im Uebrigen abſichtlich in der gemeſſenen Entfernung von ihr, mit Recht beſorgend, daß ſie, wenn ſie ihn gewahr würde, nicht Stand halten, ſondern ihm gelegentlich entwiſchen würde.

Einmal ſchien es Othenio, als ob der Jüngling ſich flüchtig umgeſehen hätte, und als ob er darauf ſeinen Weg mit etwas beſchleunigten Schritten fortſetzte.

Nach einiger Zeit ließ derſelbe einen Blumenſtrauß fallen, den er bis dahin in der Hand getragen hatte.

Othenio's Herz begann zu pochen, und nachdem er die Stelle errreicht hatte, wo der Strauß am Boden lag, bückte er ſich und hob denſelben mit Andacht auf, wie ein Heiligthum, als ein holdes Liebeszeichen, das, wie er wohl merken mußte, nicht ſo von ungefähr in den Staub der Straße gefallen . . .

Die Seele geſchwellt von Liebesentzücken, blies er den Staub von dem Strauße und ſteckte ihn vor ſeine Bruſt.

Als dann aber wieder sein Blick die Mädchengestalt im Jünglingsgewand suchte, die durch das Thal vor ihm hergeschwebt, da war sie verschwunden.

Sie mußte rechtshin in die Büsche geschlüpft sein, die noch hart vor dem Ausgange des Thales vom Berghang sich bis zum Thalweg herunter erstreckten.

Vergebens warf er sich selbst auch ins Dickicht; die Schatten der sinkenden Nacht vereitelten seine Bemühungen und er mußte nach einer halben Stunde vergeblichen Umherstreifens sich auf den Heimweg machen.

Aber nicht ohne die süße Trophäe des Waldblumenstraußes! — Er zog denselben immer wieder aus seiner Brust hervor, wies mir ihn und küßte ihn vor meinen Augen wiederholt.

„Was zum Teufel aber mag sie veranlassen", rief er aus, „ihre Person so hartnäckig vor mir zu verbergen? mich anzulocken und sich mir doch stets zu entziehen? Wozu diese geheimnißvolle Vermummung?"

Und nun erging er sich in allen möglichen romantischen Vermuthungen über die Absichten, die das Mädchen haben konnte, sich in männlicher Verkleidung zu zeigen.

„Wenn sie nun einmal die romantische Passion hat," sagte ich, „singend durch die Wälder und durch die Thäler zu schweifen, so liegt es doch nahe genug, daß sie sich in männliche Kleider steckt, um unbekümmert und unbehelligt zu bleiben!" —

Ich war recht gespannt darauf, wohin das Alles noch führen sollte.

III.

Ein paar Tage verſtrichen, und ich lag eben im tiefſten Mitternachtsſchlaf, als ein ſtarkes Geklirr des Fenſters mich aufſchreckte — Othenio ſtand draußen und diesmal war unter ſeinem ungeduldigen Sandwurf die Fenſterſcheibe in Trümmer gegangen.

Aber die Ungeduld des Freundes war diesmal auch mehr als je zu entſchuldigen. War er doch in der glücklichen Lage, mir zu berichten, daß er der völligen Enthüllung des Geheimniſſes wieder näher, ja ganz nahe gekommen. Soviel erfuhr ich noch am Fenſter; jetzt ging ich zu ihm hinunter, wir begaben uns in das nahe monderhellte Wäldchen, und da begann er wie folgt:

„Ich ſchlenderte," ſagte er, „von einem unbeſtimmten, räthſelhaften Drange getrieben, wieder in den Straßen der Stadt umher. Plötzlich — denke dir mein freudiges Erſchrecken! — erblicke ich dicht vor mir die nun ſchon wohlbekannte, liebe Geſtalt der Waldſängerin in ihrer Verkleidung! faſt in demſelben Augenblicke aber verſchwindet ſie auch ſchon im Thor eines Hauſes. Ich ſchlüpfte raſch in daſſelbe Haus, natürlich entſchloſſen, ihr bis an die Thür der Wohnung zu folgen. Ich trete ſo leiſe als möglich auf — ſie ſieht ſich glücklicher Weiſe nicht um — hatte offenbar keine Ahnung davon, daß ich hinter ihr her ſei. So geht es aufwärts, drei Treppen hoch, raſchen Schrittes geht ſie auf eine Thür zu, die ſie öffnet, und hinter welcher ſie als-

bald meinen Blicken entschwindet. Ich sehe nach der Nummer der Thür und präge sie meinem Gedächtniß ein. Dann spähe ich nach Personen aus, bei welchen ich nach Namen und Stand der Bewohner des Quartiers, in welchem das verkleidete Mädchen verschwunden war, mich hätte erkundigen können. Ich bemerke Niemand in dem geräumigen, aber ziemlich leeren und öden Hause. Ich sehe mich also, nachdem ich die Treppe wieder hinuntergestiegen, nach der Zelle des Hausbesorgers um, krieche in alle Räumlichkeiten und Winkel des Erdgeschosses, lange vergebens. Endlich gerathe ich an eine steilabwärtsführende, sich in vollkommener Finsterniß verlierende Treppe, auf welcher ich ein paar Dutzend Stufen mehr hinunterfiel als ging. Aber in der finstern Tiefe angelangt, erblicke ich von der Seite her einen schwachen Lichtschein, einfallend durch eine schmutzige Glasthür, hinter welcher Gestalten von plebejischem Aussehen in einer engen, raucherfüllten Stube sich wie im Nebel hin- und herbewegen. Ich stürze mich unverweilt in das Gemach, wo ich im Halbdunkel einige sich am Boden wälzende Familien-Sprößlinge zu zertreten Gefahr laufe, und wende mich an ein hexenhaftes Weib, das eben den Boden fegt und mir mit ihrem Besen eine Wolke übelduftenden Staubes entgegenwirbelt:

„Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, gute Frau, mir zu sagen, wie der Name des Fräuleins ist, das hier im dritten Stockwerk, Nr. 17, wohnt?“

„Im dritten Stockwerk? Nr. 17? warum?“ schnarrte das Weib mit widriger Nasenstimme und maß mich dabei mit stechenden Augen wie einen Verdächtigen.

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen schoß, hatte aber doch noch so viel Geistesgegenwart, meine Geldtasche hervorzuziehen, und dem hexenhaften Weibe die darin befindlichen drei kleinen Silberstücke auszuliefern.

„Nummer 17? im dritten Stockwerk?“ schnarrte sie wieder, aber ohne die stechenden Blicke, „da wohnt das Fräulein Mathilde . . .“

Sie war, glaub' ich, im Begriff, auch den Familien-Namen des Mädchens zu nennen, aber in diesem Augenblick hatte der größere von den beiden verwünschten Rangen, die sich am Boden balgten, sich aufgerafft und leerte mir mit tückischem Lachen ein Gefäß mit Asche oder Sand oder was es war, in den Hut aus, den ich, mit der Oeffnung nach oben, in der Hand hielt! Gleichzeitig brach das übrige Kindergezücht aus allen Winkeln der Stube in ein so infernalisches Halloh, Gelächter und Gelärm aus, daß ich allen Muth verlor, noch weitere Fragen zu stellen und schleunig meinen Rückzug antrat. — Aber ich bin im Allgemeinen doch zufrieden, sehr zufrieden mit den Ergebnissen und Fortschritten dieses Tages! — Ich kenne ihren Aufenthaltsort — ich weiß ihren Namen! Mathilde! Schon dieser Name macht mich glücklich — unbeschreiblich glücklich! — Alles Weitere ergibt sich nun von selbst, und ich wüßte nicht, wie sie meiner Annäherung jetzt noch länger ausweichen könnte!“ —

Othenio war auch nicht träge, sich seine letzte Errungenschaft und Entdeckung zu Nutze zu machen. Er ging unzählige mal an jenem Hause vorüber und blickte nach dem Fenster des Quartiers hinauf, das die Geheimnißvolle barg.

Wiederholt hatte er die Freude, den Kopf des Mädchens zwiſchen den Blumentöpfen am Fenſter zu erblicken, und er ſchwelgte im Anblicke von geliebten Zügen, die er freilich nur ſehr undeutlich, nur im allgemeinen Umriß ſah, die aber ſein liebendes Herz ohne Mühe ergänzte und wonneſelig ausſchmückte mit dem Zauber der glühendſten Farben.

Als ich Othenio kurz darauf beſuchte, ſpielte er mir eine Reihe von wahrhaft genialen Clavierſtücken vor, die er in wenigen Tagen componirt hatte, und die mich durch Originalität ſowohl als Gefühlstiefe entzückten. Er zeigte mir auch eine beſonders zierliche Abſchrift davon in prächtigem Einband; ſie trug auf dem Titelblatte, von Waldblumen-Arabesken umrahmt, die Widmung:

„Meiner geliebten Mathilde!"

„Das Heft iſt bereits in ihren Händen!" ſagte er mir am nächſten Morgen mit leichtem Erröthen, während zugleich ein gelindes Zittern der Erregung und der geſpannten Erwartung ihn überlief.

„Du haſt es ihr geſendet?" fragte ich.

„Nichts ſelbſtverſtändlicher als das!" verſetzte er. „Ich ſandte das Heft „an Fräulein Mathilde", mit genaueſter Bezeichnung ihrer Adreſſe. Und — es wurde auch angenommen! Es lag aber auch ein Schreiben dem Hefte bei — ja ein Schreiben an Mathilde, liebſter Freund, nicht zu wenig ſagend von idealen, und nicht zu viel von proſaiſchen Dingen; ohne Nennung von Namen; die Antwort erbeten unter der Chiffre „L. B. poste restante". Sie ſoll nur ſelbſt errathen, daß der Ueberſender identiſch mit dem Freunde aus dem romantiſchen Waldesthal! Und nun

kann jeder Augenblick mir die ersehnte Antwort bringen! — Du begreifst — ich glühe! ich lodere!“ —

Ich besuchte jetzt Othenio fast täglich selbst, weil er mir nicht blos vorschwärmen, sondern auch vormusiciren wollte. Die Sommertage, so lang sie waren, vergingen rasch.

Eines Tages aber hinderte mich am Ausgehen der gewitterdrohende Himmel, der nach einem äußerst schwülen Vormittage sich ganz mit finsterem Gewölk umzog. Bald darauf entlud sich auch die Spannung der Luft bereits in Blitzen und krachenden Donnerschlägen, während zugleich der Regen prasselnd niederging.

Mitten in diesem Toben der Elemente klopfte es an die Thür meines Dachstübchens und — Othenio trat herein.

Seine Kleider troffen von Regen.

„Sie hat geantwortet!“ rief er und fuhr mit der Hand in die Brusttasche seines Rockes, wie um etwas daraus hervorzuholen — zog sie aber im selben Augendlicke leer wieder zurück, erblaßte, erröthete und zeigte eine Miene, in welcher die äußerste Bestürzung und leidenschaftlicher Aerger sich malte, während zugleich ein gelinder Fluch seinen Lippen sich entrang.

„Was ist Dir?“ fragte ich betroffen.

„Ich glaubte den Brief zu mir gesteckt zu haben,“ stieß er hervor, „und habe ihn in der Eile des Aufbruchs auf meinem Pulte liegen gelassen!“ —

„Nun, so erzähle mir indessen nur mündlich . . .“ begann ich beschwichtigend.

„Du mußt ihn lesen!“ rief er, griff nach meinem Regenschirm, der in der Ecke stand, stürzte sich mit demselben

haſtig in den praſſelnden Gewitterregen hinaus, und ich fand gar nicht Zeit, ihm zu ſagen, daß an den Schirm ein paar Stäbe gebrochen und derſelbe im Augenblicke gar nicht zu gebrauchen ſei.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, den Brief in der erhobenen Rechten.

„Lies!“ rief er, und übergab mir das Papier.

Ich las. Es war ein überſchwänglicher, räthſelhafter Brief. Es koſtete mich einige Mühe, mich in die Stimmung hineinzuverſetzen, aus welcher heraus derſelbe geſchrieben war. Er lautete:

„Lieber, Herrlicher! Die Seufzer aus meiner Bruſt haben ein Echo erweckt, das mich verhöhnt. Du biſt es nicht, der mich verhöhnt, aber das Schickſal. O, gewiß iſt Alles nur ein Traum! Oder nicht? Warum kamſt Du, ach, ſo ſpät, Du Theurer, Wunderbarer? Zwar mir lebteſt Du ſchon lange, und ſo herrlich-ſchön lebteſt Du mir, lange bevor Du kamſt, und nie wareſt Du mir ein Fremder! Und nur durch Dich iſt ſeit Langem die häßliche Zeit mir lieb und ſchön. O Deine Töne — Deine Melodien! Du Reichſter, iſt nicht arm ein Jeder, der Dir naht — und nun erſt ich? Ich würde mit Luſt vor aller Welt zu Deinen Füßen hinknieen, könnte ich Dir ſo zeigen, wie heilig Du mir biſt! Die Töne ſind zwiſchen uns hin- und hergegangen, lange bevor Du kamſt, und ich ſchwelge in ihnen Tag und Nacht, Du Wunderbarer! Aber ich bin ſehr unglücklich, weil Deiner viel zu wenig werth, und rettungslos ſchmacht' ich im ſchnöden Joche des Alltagslebens. Ich kränze mich mit Blumen als Deine Braut, aber ich verſchmachte, welke und ſterbe früher noch,

als die Blumen, wenn Du mich nicht retteſt durch Deine Liebe, Du Hoher, Herrlicher! Das Leben iſt hart und könnte ſo wonnereich ſein und köſtlich!

Ewig Deine Mathilde."

„Iſt das Wahnwitz," ſagte ich kopfſchüttelnd, nachdem ich den Brief erſt ſtill, dann laut für mich geleſen; „iſt's Wahnwitz, oder iſt's Poeſie?"

„Liebe iſt's," verſetzte Othenio und ſein Auge flammte.

„Sehr überſpannt!" warf ich ein. „Du haſt ihr's angethan, mit Deinem Pianoforteſpiel inmitten der Waldſtille, mit Deinen Triſtan- und Iſolde-Phantaſien, mit Deinen „Tönen," wie ſie es Dir angethan hat mit den ihrigen. Aber das Schreiben bleibt doch immer höchſt ſonderbar und räthſelhaft, an manchen Stellen geradezu unverſtändlich."

„Aber ſind darin nicht Urlaute tiefſter, idealſter Empfindung?" fragte Othenio; „iſt das Alles nicht durchweht von einem ganz wunderbaren, ſeeliſchen Arom?"

Ich gab es zu. Ein origineller, wunderſamer Gemüthston klang unleugbar hier und da aus dem ſeltſamen Schriftſtück.

Jetzt begann Othenio die einzelnen Ausdrücke des Schreibens zu commentiren, Charakter und Schickſal der Schreiberin daraus zu entziffern. Der faſt bis zum Wahnwitz geſteigerte Liebesenthuſiasmus des Mädchens machte ihn ſchwindeln, ihre Schwärmerei für ſeine Kunſt, für ſeine Tonphantaſien, für ſein Pianoſpiel berauſchte ihn. Und ihre ſeltſamen Klagen zerriſſen ihm das Herz! Daß ſie in ſchnöden Banden ſeufzend nach Erlöſung ſchmachte — das legte der Brief ihm nahe genug.

„Sie ſeufzt nach Erlöſung", rief er, indem er mit großen Schritten im Gemache auf und nieder ging, bald zu mir gewendet, bald wieder wie im Selbſtgeſpräch — „Wenn ich ſie nicht rette, nicht retten kann — o, ich ſchaudere es zu wiederholen, was ſie ſelber ſagt: ſie ſtirbt! — Sie liebt mich, daran kann ich nicht zweifeln, ſchwärmeriſch, abgöttiſch! — Ich ſchwöre darauf, ſie iſt das edelſte Frauenweſen, das je geathmet! Und denken zu müſſen, daß ſie vielleicht auch das unglücklichſte iſt! — Dieſe Begeiſteruug für mich, für meinen Genius, was iſt ſie anders, als ein Beweis innigſter, wunderbarſter Seelenverwandtſchaft? — Kein göttlicheres Entzücken kann ich mir denken, als einmal ein Weib in meinen Armen, an meinem Herzen zu halten, das mich als Künſtler enthuſiaſtiſch verehrt, anbetet, deſſen Seele mit der meinigen himmliſch ineinanderſchmilzt! — Und ich ſollte nicht Alles daran ſetzen, daß Mathilde mein werde? Alles will ich zum Opfer bringen, Jugend, Freiheit, Unabhängigkeit, für ſie! — Wär' ich ſchon Herr des Wenigen, was mir von dem Tage meiner Großjährigkeit an zufällt, ſie wäre vielleicht zu retten! — Und ſie muß gerettet werden!" —

„Wie aber?" wagte ich hier ihn zu unterbrechen.

„Habe ich mich das nicht auch gefragt?" verſetzte er, und warf ſich neben mir auf einen Stuhl nieder. „Ich bin in acht Tagen erſt zwei und zwanzig Jahre alt — ich bin mittellos . . ."

„Das iſt's!" ſagte ich. „Deine Abſicht iſt ſchön und groß. Aber kannſt Du . . . darfſt Du . . . "

„Ach was, dürfen! können!" — rief er und ſprang heftig wieder auf, „ich muß, Freund, ich muß — verſtehſt

Du? Ich bin genöthigt — o, es klingt so abscheulich prosaisch, und doch muß es sein — ich bin genöthigt Geld zu schaffen! Wir wollen ja leben, leben! Bisher schwärmte ich so hin in sorgenloser Existenz — das ist zu Ende. Ich muß fort, muß einen Beruf ergreifen . . ."

„Aber welchen?" warf ich wieder ein.

„Dafür," gab er zurück, „ist mir nicht bange. Die Welt steht mir offen. Hundert Möglichkeiten bieten sich mir statt einer. Ich kann als Musik-Kritiker bei einem großen Blatte Stellung suchen, oder als Liedertafel-Dirigent, oder als Hofcapellmeister in einer kleinen deutschen Residenz, oder als Dozent für Musikgeschichte an einer Universität, und im Nothfall, das schwör' ich, werde ich mich lieber als Musiklehrer verdingen, oder als Geiger im nächsten besten Theaterorchester unterkriechen, als Mathilden schmachten lassen in unwürdigen Banden!"

Von so übereilten Entschlüssen suchte ich ihn zur Besonnenheit zurückzuführen; aber er ließ nicht mehr mit sich reden.

Tagelang saß er am Piano und phantasirte über Themen wie: „O Mathilde!" „Reich' mir die Hand mein Leben!" und dergleichen.

Er schrieb noch einmal an die Geliebte. Er drang in sie um weitere Enthüllungen. Aber seine Herzergießungen mögen nicht weniger wunderlich, nicht weniger unklar ausgefallen sein, als die er zur Antwort erhielt, und aus welchen noch immer nicht mehr zu entnehmen war, als daß dem „Hohen, Herrlichen" der volle Strom fast mystischer Innigkeit aus einer schwärmerischen und von Leid gebeugten weiblichen Seele entgegenschäumte.

So ging noch etwa eine Woche hin, als die Sache plötzlich eine andere, sehr traurige, ja tragische Wendung nahm.

Ich erhielt ein paar, mit zitternder Hand flüchtig hingeworfene, kaum lesbare Zeilen von Othenio. Er war krank, bat mich eiligst zu kommen, hatte mir eine niederschmetternde Nachricht mitzutheilen.

Ich eilte zu ihm und fand ihn im Bette, vom Fieber geschüttelt.

„Sie ist todt!" sagte er.

„Mathilde?" rief ich erschrocken.

Er wandte sich ab. Thränen erstickten seine Stimme und eine lange Zeit verstrich in düsterem Schweigen.

„Sie ist todt!" wiederholte er nach einer Weile, richtete sich im Bette halb empor und warf sich, als ich in herzlicher Theilnahme mich zu ihm neigte, von Neuem schluchzend an meine Brust.

Hiernach begann er, noch immer halb aufrecht, erst in mattem Tone, bald aber mit der gewohnten Lebhaftigkeit zu erzählen.

„Als ich gestern Nachmittags," sagte er, „an jenem Hause wieder vorüberging, um zum Fenster hinaufzusehen und von ihr, wo möglich, etwas zu erspähen, fand ich vor dem Eingange eine Anzahl von Leuten wie zu einem Begräbniß versammelt.

Ich benutzte diesen Anlaß, gleichfalls vor dem Hause stehen zu bleiben, und hörte gleichgültig die Reden der Leute rings um mich.

Plötzlich schlugen die Worte an mein Ohr:

„Das arme Fräulein Mathilde!" —

Es war eine ältliche, ärmlich gekleidete Frau, die zu einer andern dieſe Worte ſprach.

Ich horchte hoch auf, während mir ein krampfhaftes Beben durch den Körper lief.

„Nun iſt ſie erlöſt!“ fuhr die Frau fort.

„Eingegangen zu einem beſſeren Leben, nachdem ſie in dieſem wenig Gutes genoſſen!“ ſagte die andere.

„Ueberſpannt war ſie freilich immer,“ begann wieder die erſtere, „aber ein gutes Herz hatte ſie, ein engelgutes Herz. Wie hat ſie gedarbt und geſorgt und ſich geopfert für den jungen Menſchen, ihren Verwandten, der leider zu nichts Rechtem taugt!“

„Der einzige Troſt, den ſie hatte, war die närriſche Liebe zu ihrem Muſikus“ ...

„Ja wohl, aber dieſe närriſche Liebe gab ihr auch den Reſt, ſo daß ſie nur noch ſo hinſchmachtete und zuletzt plötzlich verlöſchte wie ein Licht!“

So ging das Zwiegeſpräch noch eine Weile hin und her. Ich erſtarrte förmlich, und zugleich war mir, als fühlte ich plötzlich das Drehen des Erdballs unter meinen Füßen ...

Jetzt wollte ich die Stiege hinaufeilen, — da brachte man ſie ſchon getragen.

Der einfache Sarg wurde auf die Bahre gehoben, und als ich mich umwandte, ſah ich auch ſchon den Prieſter im Chorrock daſtehen, und den Küſter an ſeiner Seite, und es begann die Einſegnung unter den ernſt und feierlich klingenden Sprüchen des Ritus. Die wenigen, meiſt ärmlich ausſehenden Leute ſtanden ſtill und ſtumm dabei, nur einen

jungen Menſchen hörte ich laut ſchluchzen, er ſtand aber ſo entfernt von mir, mitten unter den Uebrigen, daß ich nur ſeinen Kopf ſehen konnte und nicht einmal ſein Geſicht, denn er verbarg es unter ſtrömenden Thränen mit ſeinem Taſchentuch.

Nun erklang's aus dem Munde des Prieſters zum Schluß:

„Et lux aeterna luceat ei!“

Worte, die auf mich von jeher, wegen ihres ſchönen und tiefen Sinnes, immer einen eigenthümlichen, ergreifenden Eindruck machten.

Diesmal aber rührten und erſchütterten ſie mich ſo ſehr, daß mich nach der Betäubung, ich möchte ſagen Erſtarrung, in der ich mich bis dahin befunden, ein plötzlicher Krampf des Schluchzens erfaßte, welcher die verwunderte Aufmerkſamkeit der Leute um mich her erregte.

Ich ſtürzte hinweg, und zugleich kam mir der Gedanke, ſchleunigſt einen Immortellenkranz zu kaufen, dann dem kleinen Trauerzuge nachzueilen, und dieſe letzte Spende auf das Grab der geliebten Todten zu legen.

So einfach im Uebrigen das Leichenbegängniß war, fehlte es doch nicht an einer kleinen Muſikkapelle, und der Trauermarſch, unter deſſen Klängen ſich der unanſehnliche Zug in Bewegung ſetzte, erſcholl hinter mir her, während ich die nächſten Straßen durcheilte. Dünn und armſelig klang die Muſik, aber in mir baute, während ich ſo hinlief, um einen Kranzladen zu erreichen, das Thema ſich auf zur gewaltigſten Schmerzesſymphonie. Ich glaubte den Trauermarſch noch immer zu hören, als ich längſt außerhalb des

Bereichs der Töne war, und so großartig erweiterte und beseelte sich mir das einfache Motiv, daß es Beethoven'schen Riesenschwung gewann, aber freier und freier gestaltete es sich, verwandelte sich in neue gewaltige Tongebilde, bis zuletzt das hehre „Et lux aeterna luceat ei" als wunderbarer Riesen-Choral meinem inneren Ohre erscholl, wie der berühmte Hymnus am Schlusse der „neunten" ...

Ich erreichte endlich den Laden, erstand einen Kranz, warf mich in einen Wagen, fuhr auf den Friedhof und legte die Todtenspende auf das Grab in dem Augenblicke, als eben die Schollen auf den Sarg hinuntergekollert waren und sich darüber zum Hügel gerundet hatten. Aber die blöde Verwunderung der Umstehenden trieb auch von da mich alsbald wieder fort, und nur erst zu Hause, in meinem Gemache angelangt, war ich im Stande, dem ungeheuren Schmerze ganz und ohne Rückhalt mich hinzugeben."

So erzählte Othenio.

Mir war es klar, daß diese ganze Schicksalswendung, ob auch erschütternd, doch segensreich und fruchtbar für meinen Freund ausfallen müsse. Ich sagte ihm das mit warmen herzlichen Worten. Ich führte ihm zu Gemüthe, daß die Weihe der Entsagung und des Schmerzes sein Künstlerthum läutern und verklären werde.

Othenio war nicht unempfänglich für diesen Trost. Der starre, herbe Schmerz löste, während ich zu ihm sprach, sich in Rührung und Wehmuth auf und in einer linden Thränenflut machte sein gepreßtes Herz sich Luft.

Dann raffte er sich plötzlich auf, sprang vor meinen Augen vom Lager herab und erging sich in begeisterten

Plänen, wie er das Andenken der Theuren verherrlichen wolle, wie er sich verwandelt, gehoben, gereift fühle in seinem tiefsten Innern durch dieses Erlebniß.

Wir sprachen noch lange von dem, was die nächste Zukunft bringen sollte. Er wollte zunächst sein großes, dramatisch-symphonisches Tonwerk vollenden, dann auf Reisen gehen, die Welt sehen, Verwandte in Rußland besuchen.

IV.

Ich machte mich auf den Heimweg. Der Sonnenball hing nur mit seinem obersten Rande noch über den Wipfeln. Sinnend schritt ich durch das Gehölz einen rauhen und ziemlich abschüssigen Weg empor. Es war ganz still und einsam um mich, nur der Abendwind säuselte in den Espen zu beiden Seiten des Weges.

Ich schlenderte langsam so hin, das Haupt gesenkt, in tiefen Gedanken an Othenio.

Auf einmal drang zur Rechten aus dem Walde, und zwar aus ziemlich weiter Entfernung, wie es schien, ein Ton zu mir, leise beginnend, allmälig wachsend — dann einzelne hohe Töne mit fast klagendem Accent, wie Rufe eines nächtlichen Vogels ausgestoßen, leise verzitternde wie Aeolsharfentöne — dann seltsame, abgerissene Tonfolgen und Melodiephrasen.

Ich horchte hoch auf . . . War denn das nicht die Stimme der Waldsängerin?

Genau ihre Stimme war's und ihre Weise! Ich horchte wieder und wieder .... Kein Zweifel — Die Stimme Mathildens! — Aber die war ja todt und begraben?

Einen Moment durchrieſelte mich etwas wie ein gelinder Schauer. Die Stimme hatte faſt etwas Geſpenſtiſches für mich.

Wenn Othenio es hörte! — Doch nein! die Gegend des Waldes war ſchon zu entlegen von der Behauſung des Freundes, als daß die Töne zu ihm hätten dringen können.

Mein Erſtaunen, meine Betroffenheit war grenzenlos.

Der regelloſe Geſang nahm indeſſen mit kleinen Pauſen ſeinen Fortgang.

Nun ſchwur ich mir aber, nicht zu raſten, bevor ich dem Räthſel, das, kaum gelöſt, in neuer Geſtalt wieder auftauchte, völlig auf den Grund zu kommen, koſte es auch, was es wolle.

Ich folgte der Spur der nun doppelt geheimnißvollen Stimme und ſtürzte mich in das Innere des Waldes nach der Richtung, woher ſie kam. Immer hinter den Tönen her, und ſtillſtehend, ſo oft und ſo lang ſie verſtummten, gelangte ich an eine ſteil abfallende, dichtbewachſ'ne Schlucht, aus welcher ſie mir ſchon ganz nahe zu kommen ſchienen. Aber als ich unten ſtand in dem Geſenke, merkte ich, daß ich geirrt, und daß die Stimme vom andern Rande der Schlucht herüberklang. Unverdroſſen kletterte ich alſo den entgegengeſetzten Hang empor. Die Stimme klang wieder ganz nahe — aber doch nicht näher als zuvor, ich folgte ſacht, immer vermeinend, hinter den nächſten dichten Bäumen

müßte die räthſelhafte Quelle der Töne meinen Blicken ſich zeigen. Aber ſo kam ich an die zweite, und an eine dritte, quer den Weg verſperrende Schlucht und überall widerfuhr mir das Gleiche.

Endlich war ich bis zu einer Stelle vorgedrungen, wo dieſe Folge von bewaldeten Hebungen und Senkungen des Bodens ein Ende nahm, und auf ebenem Grunde durch die lang hingeſtreckte Gartenmauer eines Förſterhauſes eine Art von Wall gebildet wurde. Dieſſeits des Förſterhauſes lief ein breiter, leidlich gut gebahnter Waldweg hin. Auf dieſem Plane, der, hoch und frei gegen Weſten gelegen, die letzten Lichter des ſcheidenden Tages auffing, während die Thäler ſchon im tiefſten Schatten lagen, klang mir jetzt aus einer Gruppe von Bäumen, die ziemlich dünn ſtanden, plötzlich wieder die Stimme.

Ich ſchlich mich näher, wohl bedacht, Geräuſch zu vermeiden, als die Töne wiederum einhielten.

Jetzt ſah ich einen jungen Menſchen in leichtem Sommeranzug zwiſchen den Bäumen auf- und abgehen. Ich achtete anfangs nicht auf ihn, denn ich ſuchte die Sängerin.

Plötzlich erklangen die Töne von Neuem. Aber ſie kamen von der Stelle, wo der Jüngling auf und niederwandelte. Ich rückte mein Augenglas zurecht — „Alle Wetter! die Stimme kommt doch nicht etwa von dem jungen Menſchen im lichten Sommeranzug dort?“ ſo fragt' ich betroffen.

Allerdings — ſie kam von ihm.

Es war ein Bürſchchen, faſt weibiſch von Anſehen, blondhaarig, bartlos, und doch nicht allzu jung. Gleich

wieder ſchoß mir's durch den Kopf: ein verkleidetes Mädchen! —

Ich war mittlerweile dem Sänger in den Rücken gekommen, hatte ihn umgangen; jetzt wendete er ſich zufällig, und gleich darauf ſah ich ihn auf dem Punkte, zwiſchen den dichteren Bäumen ſacht zu verſchwinden. Aber ich benutzte meine Poſition und verſuchte ihn gegen den gebahnten Weg hinzudrängen, den er dann wirklich einſchlug, wie mit einer Art von Reſignation, als merke er, daß ich ja doch nicht mehr, wohin er ſich auch wende, von ſeiner Spur abzulaſſen geſonnen ſei.

Ich wollte, ich mußte ein Geſpräch mit ihm anknüpfen.

Das ſeltſame Perſönchen ging nun nicht mehr ſingend, ſondern, als wollte es ſeine frühere Schüchternheit durch um ſo größere Dreiſtigkeit vergeſſen machen, pfeifend ſeiner Wege.

Jetzt war ich dicht hinter ihm — jetzt an ſeiner Seite. Ich bot ihm lächelnd einen guten Abend und machte ihm ein Compliment über den ſchönen Sopran, über den er verfüge, und der Alle hier in der Gegend ſeit geraumer Zeit in Verwunderung, Zweifel und Unruhe verſetze.

Der junge Menſch erröthete tief, in großer Verlegenheit, was ich begreiflich fand. Ich fand das Erröthen ganz mädchenhaft; aber ich durfte, obgleich ich etwas wie Mitleid fühlte, keine Schonung üben; ich war es meinem Freunde ſchuldig, die letzte Hülle von dieſem verſchleierten Bilde zu reißen.

Ich ergriff die Hand des Jünglings und flüſterte ihm ins Ohr: „Fräulein Mathilde?“

Ein verwunderter Blick war die Antwort. Ich wiederholte noch einmal: „Fräulein Mathilde?“

Er erröthete jetzt wieder, aber mehr verblüfft und unwillig als verlegen, und sagte: „Sie spotten meiner, Herr! und ich muß mir das gefallen lassen. Ich weiß recht gut, daß meine Stimme etwas ganz merkwürdig Weibisches hat, und daß man mich darum für ein Mädchen halten kann. Ja, ich weiß, daß ich durch ein seltsames Spiel der Natur einen förmlichen Discant besitze, und daß man mich darum oft verlacht. Deshalb gehe ich auch lieber in den Wald und suche die Einsamkeit auf, um zu singen, denn ich habe eine große Neigung für Musik; die ist mir angeboren, aber meine musikalische Ausbildung ist leider sehr mangelhaft."

„Also nicht Fräulein Mathilde?" sagte ich mit einem ungläubigen, ernsten, forschenden Blicke in das unbärtige, mädchenhafte Antlitz.

„Sie halten mich also wirklich für ein verkleidetes Mädchen?" fragte er mit einem herben, fast traurigen Lächeln. „Das bin ich nicht, lieber Herr, ich bin und heiße wie es hier geschrieben steht."

Damit nahm er eine Visitkarte aus seiner Brieftasche, und reichte sie mir. Mein Blick überflog sie eilig. Sie enthielt den Namen:

Vincenz Brechelmeyer.

„Mathilde," fuhr der junge Mensch nun fort, „war der Name meiner unverheiratheten Tante, bei welcher ich nach dem Tode meiner ursprünglich begüterten, später aber verarmten Eltern lebte. Vor ein paar Tagen ist diese meine mütterliche Erzieherin auch dahingegangen. Ganz auf mich selber angewiesen, habe ich mich nunmehr nach einer Stellung umsehen müssen, und es ist mir gelungen, eine solche zu finden.

Morgen werde ich als Praktikant eintreten beim hiesigen Stadtamte, so daß es mit meinem Umherschweifen im Walde ein Ende haben wird, weshalb ich heute noch einmal herausgekommen bin und mich zum Abschied von der lieben Waldeinsamkeit recht ausssingen wollte. Ohnedies würde ich mich jetzt, nachdem ich entdeckt bin, nicht mehr hier in der Gegend hören zu lassen getrauen."

Ich unterlasse es, meine Betroffenheit bei diesen Eröffnungen des jungen Mannes zu schildern . . .

Nun brachte ich das Gespräch auf seine Tante Mathilde.

Sie habe ihn mühselig mit ihrer Hände Arbeit ernährt und aufgezogen, sagte er, und erzählte mir ungefragt ihre ganze Geschichte.

Als junges Mädchen war sie Braut eines Mannes gewesen, der sie verließ, als ihre Eltern plötzlich durch einen Unglücksfall ihr Vermögen einbüßten. Sie verfiel in Trübsinn aus unglücklicher Liebe. Anfangs hatten die Symptome ihrer Geistesstörung noch etwas Harmloses, Poetisches, Opheliaartiges an sich: sie begnügte sich, mit Blumen und Kränzen geschmückt, auf dem Fensterbrette ihrer Behausung im vierten Stockwerk zu sitzen und lächelnd in die schwindelnde Tiefe hinabzublicken, oder Tage lang am Piano zu singen und zu musiciren, und die Büste ihres Lieblings Beethoven zu bekränzen, denn sie war immer eine enthusiastische Freundin der Musik gewesen. Als sie aber einmal in später Nacht anfing, die Möbel ihres Gemachs, Stühle, Tisch, Nachtkästchen u. s. w., eins nach dem andern vom Fenster des vierten Stockwerks in den Hofraum hinabzuwerfen, so daß sie unten donnernd zerbarsten, zum Schrecken des ganzen

Hauſes, da übergab man ſie Tags darauf einer Irrenanſtalt. Nach Jahresfriſt ſchien ſie leidlich wieder hergeſtellt und wurde entlaſſen, aber ſie behielt doch immer etwas Schwärmeriſches, Abſonderliches; dabei verarmte ſie gänzlich, ließ ſich aber, faſt zur Bettlerin geworden, nicht abhalten, das von begüterten Verwandten verlaſſene Kind ihrer verſtorbenen Schweſter — eben den kleinen Vincenz Brechelmeyer — zu ſich zu nehmen, zu pflegen und aufzuziehen. Im Laufe der Zeit hatte ſie dann und wann auch wieder kleine Anfälle von Irrſinn und ihre Schwärmerei für den großen Beethoven wurde zur Manie. Da fügte es überdies der Zufall, daß wie der junge Menſch in ſeiner Erzählung ſich ausdrückte — „ein anonymer junger Muſiker ſich den grauſamen Scherz machte, mit ihr in einen geheimnißvollen brieflichen Liebesverkehr zu treten" — ſie bildete ſich ein, Beethoven, ihr geliebter Meiſter, ſei noch am Leben und er ſei es, der an ſie ſchreibe . . Man dachte eben daran, ſie der Irrenanſtalt zurückzugeben, als ein Herzſchlag ihrem Leben ein plötzliches Ende machte und ſie befreite aus aller irdiſchen Drangſal . . .

Unter dieſer Erzählung des jungen Mannes waren wir aus dem Wald hinaus und auf die große Straße gekommen, die gegen die Stadt hinlief.

Ich wußte genug — und fand es dringend gerathen, ſo ſpät es war, ſtehenden Fußes umzukehren und meinen Freund heute noch einmal aufzuſuchen.

Ich verabſchiedete mich von dem jungen Menſchen und lenkte ungeſäumt meine Schritte rückwärts durch den Wald zur Behauſung Othenio's.

Es war indeſſen vollkommen dunkel geworden.

Vor der Thür von Othenio's Gemache angelangt, hörte ich, daß er auf dem Piano mit großer Leidenſchaftlichkeit phantaſirte. Soviel ich merkte, war er mit der Compoſition des grandioſen Trauermarſches beſchäftigt, der, wie er mir früher geſagt, ſich ſymphoniſch geſtalten und zuletzt in einen großartigen Choral „Et lux aeterna luceat ei“ ausgehen ſollte.

Ich lauſchte eine Zeit lang ergriffen den ernſten Klängen, die aus dem tiefſten Gemüthe des jugendlichen Meiſters ſich losrangen. Niemals in meinem Leben hatte ich ſo etwas Ergreifendes gehört. Mein Auge füllte ſich mit Thränen. Mir war, als ſähe ich meinen Freund zum Genius geworden, der vor meinen Augen auf Adlerſchwingen zum Himmel emporſteige.

Wie hätte ich es über mich gewinnen können, in dieſem Augenblicke zu ihm einzutreten und ihn aus der höheren Welt einer ſchmerzlichen, doch weihevollen und ſchaffensfreudigen Stimmung herabzuſchleudern in den Bereich der proſaiſchen Wirklichkeit, als deren Bote ich zu ihm zurückgekehrt war! —

Hatte die Seele des kunſtbegeiſterten Freundes ſich nicht ſo ganz in ſeine hohen und ſchönen Illuſionen eingelebt, daß es unmenſchlich geweſen wäre, ſie ihm nun auf einmal zu entreißen? Sollte ich jetzt plötzlich vor ihn hintreten und ſagen: Deine Mathilde, deren Verluſt du ſo ſchmerzlich betrauerſt, war ein betagtes, geiſtverwirrtes Frauenweſen, und die Stimme im Walde, die dein ganzes Herz gefangen nahm, war die eines bartloſen Jünglings, Vincenz Brechelmeyer geheißen, den die Natur in ſeltſamer, aber durchaus nicht

beispielloser Laune zum halbweiblichen Discantisten gestempelt? Sollte ich jetzt ihn belehren, daß alle die wunderbaren Beziehungen und Zusammenstimmungen zwischen der Waldsängerin und ihm, sowie alle Aehnlichkeiten, die ihn verlockten, nur Spiele des Zufalls oder Gaukeleien seiner erhitzten Phantasie gewesen?

Ich ließ ab von der Thürklinke, die ich unschlüssig einige Minuten lang in der Hand gehalten; ich machte Kehrt ohne einzutreten und ging stillsinnend den langen Waldweg im Dunkel noch einmal, fest entschlossen, so lange es anginge, in dem Gemüthe des Freundes ungestört die Saaten reifen zu lassen, deren Samenkörner ein wesenloser aber edler Schmerz darin ausgestreut hatte.

Das Schicksal trennte uns unerwarteter Weise schon in den nächsten Tagen. Othenio wurde durch eine Familienangelegenheit genöthigt, unverweilt zu entfernten Verwandten abzureisen.

Er vollendete nichtsdestoweniger binnen Kurzem sein großes Tonwerk und brachte es mit außerordentlichem Erfolg zur Aufführung.

Dann ging er ins Ausland und ich hörte und las noch Manches von den Triumphen, die er überall mit seiner Schöpfung, und später noch mit einigen andern errang.

Aber kein späteres Werk, so hieß es allgemein, erreichte die Frische und Lebendigkeit, den hinreißenden Schwung der Empfindung jener jugendlichen Tondichtung des Meisters, die ich unter so seltsamen Umständen hatte werden und wachsen sehen.

Das Glück blieb ihm indessen getreu und überschüttete ihn mit seinen Gaben.

Als Componist, und fast mehr noch als gefeierter Virtuose auf dem Piano erntete er neben dem unfruchtbaren Lorbeer auch den klingenden Lohn seines Talents und seiner Kunst in reichlichem Maße.

Er war beständig auf Reisen, glänzte in Paris, in London, in Petersburg, sammelte Dollars jenseits des Oceans, und das Letzte, was ich von ihm vernahm, war, daß er sich eine Villa am Comer See gekauft.

So verging eine lange Reihe von Jahren. Ich hatte Othenio nicht wiedergesehen, denn mich fesselte ein bescheidenes Loos an den Ort unseres früheren Verkehrs und er war niemals dahin zurückgekehrt.

Aber eine lang geplante und zuletzt doch ins Werk gesetzte Reise nach dem Süden entführte mich endlich der Abgeschiedenheit meines vieljährigen Aufenthalts.

Eines Tages machte ich auf der Reise Halt in einem Städtchen des südlichen Tirol, das auf der großen Verkehrsstraße der Touristen liegt. Ich saß im Gasthofe beim Mittagstisch, und beachtete nur wenig die Gruppen von Kommenden und Gehenden, die sich rings um mich in dem großen Saale bewegten.

Auf einmal sah ich einen Mann eintreten von auffallend stattlichem und vornehmem Aussehen — eine Gestalt, ein Antlitz, in welchem aus neuer und allerdings sehr fremder Umhüllung mich alte, vertraute Züge begrüßten.

Ich konnte nicht lange im Zweifel bleiben: Othenio stand vor mir. Unser Wiederfinden war — man kann es sich denken — das froheste und herzlichste; wir feierten es bei perlendem Schaumwein und langem traulichem Gespräch.

Othenio ſtand im beſten Mannesalter: aus dem ungeſtümen, ſprudelnden Jüngling war, wie das ſo manches mal zu geſchehen pflegt, ein würdevoller Mann von vornehm gemeſſenem, ruhigem Weſen geworden. Seine ſtattliche Figur hatte eine behagliche Wohlbeleibtheit angeſetzt. An den Fingern trug er ein paar Brillantringe, Geſchenke regierender Fürſten.

Ich mußte aber immer und immer wieder an den jugendlichen Enthuſiaſten zurückdenken, an den mächtigen, genialen Künſtlerkopf mit den feucht-glühenden Augen und der dichten Lockenmähne über der fieberhaft unruhigen, ſchmächtigen Geſtalt, an den blinden und tollen, ins Blaue hinein liebenden und ſchwärmenden Freund der mythiſchen Mathilde, an den Componiſten von „Triſtan und Iſolde"!

Wie weit lag das Alles nun hinter ihm und mir!

Wahrhaftig, die Zeit war da, ihn ohne Schaden aufzuklären über eine verſchollene wunderliche Epiſode ſeiner Jugendzeit.

Ich brachte das Geſpräch auf Mathilde und ſchloß damit, ihm bis ins kleinſte Detail zu erzählen, was ich an jenem Abende erlebt und erfahren, unmittelbar nachdem er an meiner Bruſt ſich in heißen Thränen über den Tod Mathildens ausgeweint.

Er lächelte, ein leichtes Erröthen überflog ſeine Wangen, als ſchämte er ſich ſeiner einſtigen Thorheit. „Die Sache iſt gar nicht ſo wunderbar," ſagte er; „mir ſind ſeither ein paar ganz ähnliche Beiſpiele von geborenen männlichen Discantiſten vorgekommen." Er ſprach mit der kühlen Objektivität des reifen Mannes von der Sache, gab aber zu,

daß der Eindruck jenes Jugenderlebnisses lange bei ihm lebendig geblieben, und daß der Born künstlerischer Inspiration ihm niemals reicher und schöner geflossen, als zu der Zeit, da die närrische Liebe zur geheimnißvollen Unbekannten und dann der Schmerz über ihren Verlust in seinem Gemüthe gährte und wetterte.

Wir saßen bis tief in die Nacht beisammen, und ehe wir schieden, erhoben und leerten wir die schäumenden Becher auf das Andenken der mythischen Waldsängerin!

„Im Grunde," sagte er zuletzt in seiner jetzt so ruhigen und kühlen Weise, „im Grunde war es mir von Anfang an auffällig und für mein musikalisches Gefühl fast unangenehm, daß die geheimnißvolle Stimme immer nur in so regellosen Tönen und abgerissenen Phrasen sich vernehmen ließ. Ich glaub' es gern, daß der junge Mensch nicht ordentlich singen gelernt hatte, und wenn ich jetzt dergleichen hörte, so würde ich mir vielleicht die Ohren zuhalten. Ich sehe jetzt, es war nicht der seltsame, mädchenhafte Discant, der mir's angethan, sondern mein junges Herz, und der Wald, mit dessen Zauber verwebt jene Stimme so merkwürdig, so ergreifend zu meinem Thalhause aus den stillen Tannengründen herüberklang."

Ball-Gespräche.

I.

Ist es Galanterie oder Scherz, daß Sie den Frauen so entschieden den Vorrang vor Ihrem Geschlechte einräumen?

Weder das Eine noch das Andere, mein schönes Fräulein; ich spreche meiner Erfahrung und innersten Ueberzeugung gemäß.

Und doch wüßte ich nicht, was wir eigentlich vor den Männern voraushaben sollten; es müßte nur dies sein, daß wir etwas gewissenhafter sind und uns Vieles als Verbrechen anrechnen lassen, was die Männer oft nur allzu leicht zu nehmen pflegen.

Allerdings stehen die Frauen in der Moralität weit höher, als das starke Geschlecht. Jedoch nicht aus dem Grunde, den Sie, mein Fräulein, so eben angaben, sondern vielmehr darum, weil die Frauen schon seit uralten Zeiten begriffen, daß, genau genommen und wohl verstanden, „Sei schön!“ der oberste Grundsatz aller Moral ist.

Wie viel aber muß das Weib dem Manne zugestehen, worin eben nur er sich zu bethätigen und auszuzeichnen ein Recht hat?

Das wäre?

z. B. im Kriege, als Eroberer, als siegreicher Held.

Sie machen mich staunen, mein Fräulein; ich wußte nicht, daß die Frauen in der Eroberungskunst etwas zu wünschen übrig lassen. Und was die „siegreiche Heldenschaft" anlangt, so bitte ich doch nicht zu vergessen, wie viele Barbaren die zarte Hand der Frauen gezähmt, nachdem die Eisenfaust der Helden erfolglos an ihnen erlahmt war!

Ich habe von einem Römer gelesen, der seine Hand ins Feuer streckte und verkohlen ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Wo fände sich je bei einem Weibe ein solcher Muth, eine solche Standhaftigkeit in der Ertragung von Schmerzen?

Was ist die That jenes Römers gegen den Heroismus, mit welchem die Frauen zuweilen ihr Herz im Feuer verzehrender Liebe verkohlen lassen? Auch sah ich einmal ein Mädchen, das nicht etwa seinen Arm, sondern sein „Liebstes auf Erden", die Haarlocke des einstigen Geliebten, auf Begehren ihres Bräutigams ins Feuer hielt und verkniftern ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen.

Ich glaube gar, Sie fallen bereits aus der Rolle und werden satyrisch! Um so sicherer ist mir der Sieg in diesem Streite. Sagen Sie mir doch gefälligst, sind nicht alle wichtigen Erfindungen von Männern gemacht worden?

Nicht alle. Gerade die einflußreichsten und wirksamsten rühren von Frauen her.

Die wären?

Das Schmollen, die Migräne, die Koketterie, die Kunst in jedem beliebigen Augenblick einen gelinden Strom von Thränen zu vergießen ....

Spötter! Am Ende geben Sie uns auch noch in der Gelehrſamkeit den Vorzug?

Warum nicht? Die Frauen ſind geborne Philologen; denn abgeſehen von einer gewiſſen natürlichen Beredtſamkeit und Sprachgewandtheit, die man ihnen mit Recht zuſchreibt, beſitzen ſie z. B. eine erſtaunliche Kenntniß der Augenſprache, ohne jemals eine Grammatik derſelben in Händen gehabt zu haben. Was die Phyſik betrifft, ſo weiß Jedermann, wie gut ſie ſich namentlich auf die magnetiſchen und electriſchen Wirkungen verſtehen; als Heilkünſtlerinnen thun ſie bekanntlich Wunder und in der Aſtronomie haben ſie ſich namentlich durch den Eifer ausgezeichnet, mit welchem ſie ſich dem Studium des Mondes widmen. Ja, noch mehr: die tiefſten Geheimniſſe der Magie, unerfaßt vom heutigen Wiſſen der Männer, bewahren die Frauen noch immer und üben ſie mit zarten und doch kräftigen Händen. Im Mittelalter, als nur Alte und Häßliche ſich mit dieſer Kunſt befaßten, verbrannte man dieſe als Hexen; ſeit aber die Jungen und Reizenden ſich ihr zugewendet, pflegt man die Sache nicht mehr ſo ſtrenge zu nehmen.

Ich erkläre mich noch lange nicht für geſchlagen. Die großen Räthſel der Welt und des Lebens, über welchen ſo viele Weiſe gebrütet und noch brüten — wie wenig haben ſich an ihrer Löſung die Frauen betheiligt!

Verlangen Sie eine ſolche Betheiligung nicht, mein Fräulein! Die Frauen haben es fürwahr nicht nöthig. Auf das ewige „Woher?“ der Philoſophen finden ſie eine ſehr nahe liegende Antwort. Sie ſehen gar nichts Wunderbares im Weſen und Wirken der Natur; das Geheimniß derſelben

wiederholt ſich in ihnen ſelbſt ſo ſchön, mit ſo vergeiſtigtem Reiz umkleidet, daß ſie an keine weitere Fragen denken. Das Ei des Welträthſels iſt für ſie von keiner Kalkſchale umgeben, die ſie erſt zu bebrüten und zu durchbrechen hätten . . . Doch, Vergebung, ich verliere mich da ſchon ein wenig ins Myſtiſche . . .

So viel verſtehe ich doch, daß Sie mich aus allen meinen Verſchanzungen drängen wollen. Werden Sie nicht wenigſtens zugeben, daß es weit mehr Künſtler und Dichter, als Künſtlerinnen und Dichterinnen gegeben hat?

Alle Kunſt der großen Maler, Bildhauer und Architekten verſchwindet gegen die der Frauen: ſich ſelbſt zum Kunſtwerke zu machen. Nicht mehr wie Künſtler an rohem, äußerem Stoffe, ſondern am eigenen Leibe verkörpern ſie, wie ſelige Götter, das Ideal der Schönheit. Und was die Poeſie betrifft, die Gabe, poetiſch zu empfinden und wunderbare Gemüthstiefen in holder Rede zu offenbaren, da ſagen Sie mir ja nichts mehr, mein ſchönes Fräulein, von einem Vorrange der Männer. Denn bei dieſem Punkte müßte ich den letzten Anhauch von Scherz und Ironie abſtreifen und meine Bewunderung der Frauen müßte doppelter Ernſt werden. Ich kannte ein Mädchen, daß nach langem Weinen über den Verluſt des Geliebten, der ſie verlaſſen, ſich endlich mit den Worten tröſtete: „Wenn er auch nicht ſo oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!“ Dieſes einfache Wort entzückte mich.

Mag ſein, daß wir Frauen das beſitzen, was Sie Gemüthstiefe nennen; ganz gewiß aber fehlt uns der Witz

der Männer, die schönen Gedanken und geistreichen Einfälle, worin diese, namentlich Damen gegenüber, sich überbieten, freilich oft auf Kosten der Wahrheit.

Nicht einmal das kann ich Ihnen zugeben, mein Fräulein. Ein junges Mädchen hatte mir eine Rose geschenkt. Nach einigen Wochen sagte ich ihr: „Ihre Rose blüht noch immer. Wissen Sie warum?“ — „Nun?“ — „Weil sie von Ihnen ist.“ — „Nein,“ sagte sie, „weil sie bei Ihnen ist!“ — Auf diese Rede ging ich nach Hause, durchmusterte einige Dutzende von Sammlungen lyrischer Liebesdichter, und beschloß, da ich im Suchen bald ermüdete, die nächsten tausend Ducaten, die ich erübrigen würde, als Preis für Denjenigen auszusetzen, der aus sämmtlichen erotischen Gedichten, gedruckt in diesem Jahr, einen hübscheren Einfall nachwiese, als derjenige war, mit welchem jenes Mädchen mich überraschte. —

II.

Ach, Sie wollen mich außer Athem tanzen!

Um Gotteswillen, nichts weniger als das, mein liebes Fräulein! Im Gegentheile, ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Ihr Athem noch ein volles Jahrhundert fortfahre, die zarte Woge Ihres Herzens so anmuthig zu heben und zu senken, wie er es heute thut.

Ein volles Jahrhundert? Nein, das wünſchte ich nicht!

Auch dann nicht, wenn gütige Götter den Liebreiz des jugendlichen Alters der Matrone bewahrten?

Was nützte mir das, wenn doch mein Herz alterte und das, was etwa von Verſtand mir der gütige Himmel beſcheert hat?

Ich habe oft ſagen gehört — und namentlich alle älteren Frauen behaupten es, meiſt im Tone elegiſcher Rührung — das Herz der Frauen altere niemals. In Betreff des Verſtandes erlauben Sie mir nur darauf hinzuweiſen, wie ſehr ohnehin die zweideutige Naturgabe kühlen Verſtandes gegen das Himmelsgeſchenk nie welkenden Reizes in Schatten treten würde! Das Beſte, was der Verſtand vermag, iſt doch nur dies, ſeinem Beſitzer den Weg zum Glücke zu bahnen. Das thut aber beim weiblichen Geſchlechte viel beſſer und ſicherer die Schönheit. Das liebenswürdige weibliche Weſen alſo . . .

Bedarf des Verſtandes nicht? — Danke! — Man kann nicht galanter und ungalanter zugleich ſein!

Bitte! ich gebe mich gern überwunden und ſtreiche die Segel vor einer Schönheit, welche den Verſtand zum Bundesgenoſſen hat! Wenn Sie es verlangen, will ich gerne den Verſtand anbeten: mit Ihnen vor Einem Altare zu knieen, kann unter allen Umſtänden nur ein hohes Vergnügen ſein. — Aber wollen wir uns nicht wieder in den Strudel des Tanzes ſtürzen?

Entſchuldigen Sie; ich bin noch ſehr erhitzt. Meine Pulſe ſchlagen.

Sie wollen also nur mit kaltem Blute tanzen? Sie tanzen vielleicht überhaupt nicht gern?

O, leidenschaftlich gern!

Doch? — Nun, ich verstehe — es ist wieder der kühle, unerbittliche Herrscher Verstand, der sich in die Sache mengt, und dem Sie nun einmal, für diesen Abend wenigstens, Treue geschworen zu haben scheinen! — Das arme Herz — wie müßte es seufzen unter dieser dauernden Alleinherrschaft seines Gegners!

Unter dieser Herrschaft ist noch Niemand unglücklich geworden.

Aber auch noch Niemand glücklich! — Wie viele Freuden gibt es denn, zu welchen der Verstand nicht eine griesgrämige Miene macht?

Sie haben Recht: So ist's z. B. gleich beim Tanze! Man tanzt am Ende herzlich gern, aber der Verstand sagt: Bei Lichte besehen ist's doch kindisch und eine Thorheit. Man betrachte nur einmal diese zwecklosen Schritte und Sprünge und Bewegungen! Ist das ganze Gebahren nicht eigentlich zum Lachen?

Um des Himmelswillen — nicht weiter in diesem Tone, Fräulein! Sollten denn die Schritte und Sprünge und Bewegungen das eigentliche Wesen des Tanzes sein? Besteht die Lust des Essens in der Bewegung der Kiefern, die Wonne des Fliegens im Regen der Fittige? Nein! Die im Tanzschwunge bewegten Glieder sind nur Organe eines innerlich-thätigen Lebens, eines höheren Genusses; Organe des „holden Wahnsinns", der himmlischen „Mania", die Platon zuerst beschrieb und die erhab'ner ist, als aller

irdiſche Verſtand — Mutter des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Poeſie, der Luſt!

Ich verſtehe Sie nicht!

Wie unverſtändig muß ich alſo geſprochen haben! Ach, Fräulein, lehren Sie mich Ihren „Verſtand!“

Wollen Sie mich dafür ihre platoniſche „Mania“ lehren?

Ich nicht, Fräulein; meine Sache iſt das nicht. Ich kenne nur Einen, der dieſe Sache zu lehren weiß. 's iſt einer mit goldenen Fittigen und mit ſcharfen, in ſüßes Gift getauchten Geſchoſſen.

III.

Aber warum verlangen Sie denn gar ſo dringend, daß ich die Maske ablege?

Aus keinem anderen Grunde, ſchöne Dame, als weil mir das ganze Maskenweſen ein Gräuel iſt. Iſt es nicht ſchrecklich, unter lauter „Larven“ zu wandeln mit dem fühlenden Herzen in der Bruſt? Kann es einen unglücklicheren Einfall geben, als daß ein paar hundert hübſche Geſichter ſich hinter ſchnöde Masken verſtecken, ſo daß einem nun überall ſtatt warmen friſchen Lebens, eine ſchauerliche todte Welt aus Pappendeckel entgegenglotzt? Iſt das menſchliche Geſicht nicht ſchon Maske an ſich genug? Muß auch noch eine zweite darüber kommen?

Sie ſind ja ganz entſetzlich aufgebracht! Und vielleicht mit Unrecht. Muß denn die Maske immer nur Schönes verbergen? Bedenken Sie doch, wie Sie vor manchem Geſicht erſchrecken würden, wenn es ſich Ihnen plötzlich enthüllte!

Seit ich im Breton de los Herreros die Geſchichte von jenem Spanier geleſen, der durch voreiliges Erſchrecken bei Gelegenheit einer Demaskirung ſein beſtes Glück verſcherzte, würde auch ein häßliches Geſicht, hinter der Maske hervortretend, mir nicht ſo geſchwinde die Faſſung rauben. Und ſo kann ich denn wirklich nicht umhin, verehrte Dame, Sie wiederholt und dringend zu bitten . . .

Halten Sie ein, mein Herr! Bevor von irgend etwas Anderem die Rede ſein kann, muß ich Sie bitten, mich erſt die Geſchichte von dem Spanier wiſſen zu laſſen, der, wie Sie ſagten, durch voreiliges Erſchrecken bei Gelegenheit einer Demaskirung . . .

Habe ich Ihre Neugier rege gemacht? Alſo Neugier gegen Neugier? Das freut mich herzlich und ich eile, Sie zu befriedigen. Denn für die Nichterfüllung unſerer heißeſten Wünſche gibt es keinen ſüßeren Troſt, als den, wenigſtens ſeinerſeits einen Wunſch der Grauſamen erfüllen zu können. Vernehmen Sie alſo das Schickſal des unglücklichen Spaniers. Er verfolgt eine reizende Maske und beſtürmt ſie, ſich zu demaskiren. Nach langem Bitten gibt ſie nach und nimmt die Larve ab. Der Jüngling aber prallt entſetzt zurück, denn aus einem lieblichen Geſichtchen ſtarrt ihm nur um ſo widerwärtiger eine unförmlich große Naſe entgegen, ſo häßlich, daß ihm die Sinne ſchwinden und er wie toll, mit einer mühſelig geſtammelten Entſchuldigung, von dannen rennt. Nach einiger Zeit verfügt er ſich ans Büffet, um durch ein Glas feurigen Weines die peinliche Erinnerung hinwegzuſpülen. Da nähert ſich eine Maske und nimmt dicht an ſeiner Seite Platz. Verſtört blickt er auf . . . und ſiehe da, die wohl-

bekannte, fatale Naſe ragt ihm wieder entgegen! Lächelnd liſpelt die Dame: „Iſt das Eure Galanterie, Ihr Männer?“ — „Um des Himmelswillen,“ ruft der Entſetzte, „verzeiht mir, meine reizende Donna! Ihr ſeid liebenswürdig, ſehr liebenswürdig, aber, offen geſagt . . . dieſe Naſe . . . ja, dieſe Naſe . . . bei allen Heiligen, ich ertrage den Anblick nicht!“ Und damit wollte er neuerdings hinwegſtürzen. Da verſetzte aber die Dame: „Wenn Euch nur meine Naſe ein Dorn im Auge iſt, ſo fahre ſie hin!“ Und mit dieſen Worten nahm ſie die häßliche Naſe aus dem Geſicht und präſentirte ſie dem Erſtaunten; an ihrer Stelle zeigte ſich ein kleines und höchſt liebenswürdiges Näschen, welches die reizende Dame ſofort mit ſpöttiſchem Lächeln rümpfte, während ſie mit einer leichten Verbeugung ſich entfernte und den Verblüfften, die lange Naſe in der Hand, ſtehen ließ.

Da ſehen Sie nun, was bei hartnäckiger Verfolgung von Masken am Ende für Unheil ſich ereignen kann!

Allerdings lehrt die erzählte Geſchichte, daß man leider nicht immer ahnen könne, was einem bei Verfolgung von Masken Seltſames begegnen mag. Dafür gewährt ſie aber auch den lehrreichen und unſchätzbaren Troſt, daß man ſich vor einer häßlichen Naſe nicht gleich zu entſetzen braucht, weil man nicht weiß, ob nicht etwa die Eigenthümerin ſie plötzlich herunternimmt und in den Winkel wirft.

Es wäre zu wünſchen, daß dieſe tröſtliche Lehre auch außer dem Ballſaale Verbreitung fände. Die Menſchenkenntniß und Menſchenliebe könnte dabei nur gewinnen.

Allerdings. Ich für meine Perſon habe mich ſchon öfter in der Lage jenes Spaniers befunden. Gar oft ſtieß

mich irgend eine Aeußerlichkeit an einem Menſchen ab, und wenn ich vertrauter mit ihm geworden, da war mir's, als legte er jenes Häßliche ab, wie die Maske des Spaniers ihr Naſenfutteral, und ſtralte mir entgegen in mangelloſer Liebenswürdigkeit. Die Alten, mein ſchönes Fräulein — ich ſage „Fräulein", denn Ihre Stimme klingt mir entſchieden mädchenhaft und ſogar auch ein wenig bekannt — die Alten alſo . . . aber Sie hören es vielleicht ungern, wenn ich von den Alten ſpreche? Verzeihen Sie, wenn ich einen Anlauf nahm, pedantiſch zu werden . . .

Was ſollte ich denn gegen die Alten haben?

Ich meinte nur . . . als junges Mädchen . . . Sie haben alſo nichts gegen die Alten?

Nicht das Geringſte . . . ſo lange dieſelben mir nicht etwa einen Heiratsantrag machen!

Sehr wohl! Die Alten alſo, mein ſchönes Fräulein, hatten Bildwerke, die von außen lächerliche und häßliche Figuren darſtellten, innerlich aber ſchöne Götterbilder enthielten, und mit einem ſolchen Götterbildfutterale verglich man den häßlichen, aber weltweiſen Socrates.

Sehr ſinnreich! Auch die frühere Erzählung von der Doppelmaske gefällt mir. Sie machen einem wirklich Muth! Ich nehme alſo die Maske ab, um ſo dringenden Bitten nicht länger zu widerſtehen, und wenn Sie hinter der Maske etwas finden, was Ihnen nicht gefällt, ſo nehmen Sie freundlichſt an, daß es — eine zweite Maske iſt!

Fräulein Irene? Ich dacht' es halb. O tauſend Dank für die holde Gewißheit!

Sie verzeihen mir also, daß ich nicht auch die zweite Maske ablege? Es ist mir leider nicht möglich!

Es gibt einen Magier, der diese letzte Demaskirung der wahrhaft Schönen an Allen mit größter Leichtigkeit vollzieht.

Und wer ist dieser Magier?

Der Blick der Liebe! Vor dem Blicke des Liebenden entschleiert sich das Götterbild, und genau genommen, sieht eigentlich nur er die innere wahre Gestalt der reinen Schöne, während der kalte und oberflächliche Blick der Andern an der Maske haften bleibt!

Sehr richtig; aber . . .

Kein Aber, mein schönes Fräulein, und überhaupt nichts mehr über diesen Punkt. Wenn uns Jemand belauscht hätte, so würden wir tüchtig ausgelacht werden, daß wir in einer Ballnacht platonische Dialoge commentiren. — Es ist erschrecklich heiß im Saale! — Ich gehe; soeben kommt der Herr Studiosus Quirl heran, ohne Zweifel um Sie zu fragen, wie Ihnen die letzte Spritzfahrt der „Cerevisia“ gefallen hat. — Auf Wiedersehen!

Die Nacht der Weihe.

Wer die rothgedruckten Tage aus dem Kalender striche, der hätte zugleich die Poesie aus dem Leben gestrichen.

Stralend und mit Kränzen geschmückt tritt die Feststunde in den Reigen der Tage, der müden Schrittes mit bestaubten Gewändern auf der schattenlosen Heerstraße des Lebens hinwallt, und in dessen einförmigem Wechselgange wir seufzend und mühselig die Sisyphuslast der Tagesarbeit wälzen.

Wohlthätig unterbricht ihr nahender Schritt die schale Gewöhnlichkeit des Daseins, die schweißtriefende Hast des Erwerbes, die ängstliche Sorge des Besitzes; für Tausende und Tausende vermittelt einzig sie noch den Bezug auf das Edle und Schöne, den Aufschwung zur inneren Freiheit, den Zusammenhang mit dem Großen und Ganzen, den Geisteseinklang mit der Sphärenharmonie des Weltalls.

Ostern, das Fest des aus Todesbanden sich ewig losringenden, und Pfingsten, das Fest des siegreich über die Welt ergossenen Geistes — sie fallen beziehungsreich mit der Auferstehung des Naturlebens, mit dem weltverjüngenden

Hauche des Frühlings, der die Lande durchweht, zusammen; aber mitten in den Todesschlaf der Natur, die der Winter mit weißem Leichentuche bedeckt, mitten in die endlose, neblige Nacht, das Schneegewirbel, das trübe Gebrause des Sturmes und die gefühlsarme Erstarrung der Gemüther, senkt sich als ein stralendes Wunder mit unzähligen schimmernden Lichtern, grünen Reisern und tausenderlei blinkenden Liebesgaben die „Nacht der Weihe" herab — ein echtes Symbol des aus lichten Geistessphären ins Dunkel der Materie herniedersteigenden Heiles.

Wie ein Traumglück senkt sie sich herab, diese Herrlichkeit, in nächtlicher Stille, flüchtig, auf wenige Stunden; nicht erlösend und weltverjüngend wie der Ostertag und das Pfingstfest, aber goldener Verheißungen und schöner Ahnungen voll. An kindlich gestimmte Gemüther wendet sie sich, die der Sehnsucht nach reinem Geisterglück noch eine Stätte bewahren, und deren Glaube noch vertrauensvoll die goldenen Ideale der Menschheit umschlungen hält.

Ihnen erscheint die „Weihnacht" als der Abglanz jenes Glückstraums des Menschengeschlechtes, dessen Herrlichkeit in den Urweltsagen der Völker blüht, während sie als Eldorado und Atlantis dem begeisterten Blicke des Dichters aus den Tiefen des Meeres taucht, und als lockendes, leuchtendes Ziel am Ausgange der Zeiten steht.

Wer dieser Feier weihevolle Bedeutung erfaßt hat, den wird der äußere Flitter nicht stören, der sie umkleidet, und nicht der oberflächliche Tand, der Andern vielleicht als das wahre Wesen erscheint, hinter dem sie keinen ernsteren Sinn erblicken.

Mag immerhin an Tand und Flitter die Welt ſich freuen! Ein Ueberreſt von ſchöner Naivetät und Kindlichkeit liegt in allem Tand, und es iſt nicht Alles verloren, ſo lange die Luſt an Tand und Spiel unter den entſetzlich klug werdenden Menſchen nicht bis auf die letzte Spur erloſchen iſt.

Die andern Feſte alle, die des Jahres Wechſel zurückführt, ſie feiern den Sieg des Geiſtes, der Reife und der Männlichkeit; in der „Weihnacht“ aber triumphirt das Kind und die Natur.

Tand und Flitter — finden ſie nicht gerade in den Städten, dort alſo, wo ſonſt der kühle Verſtand ſeine Orgien feiert, als Symbolik des Chriſtabends den überſchwänglichſten Ausdruck? Da flimmert Gold und Silber mit hellerem Stral in tauſend ſinnbeſtrickenden Formen; heißer lodert der Glanz der Juwelen auf und berührt ſympathiſch ſchöner Frauenaugen verwandte Flammenglut; in hellen Schaufenſtern flirrt es von farbigen Geweben, deren Glanz und Reiz das Auge beſticht. Alles das erfüllt die Gemüther mit feſtlicher Stimmung und verpflanzt die Weihnachtsfreude ſelbſt in des Salons blaſirte Regionen.

Dieſe heitere Feſtzeit des Ueberfluſſes, der Verſchwendung, des ſeligen Gebens und Nehmens — kann man ſie im ſtrengen Sinne eine chriſtliche nennen? Verträgt ſie ſich mit dem Geiſte der Entſagung und der Askeſe? Hat ſie nicht einen etwas heidniſchen Anſtrich? Leitet ſie nicht unvermerkt ſchon ein wenig zu den Saturnalien des Carnevals, der Emancipation des Fleiſches hinüber? — Streut nicht unter der Maske des Chriſtkindleins manch' lüſterner Heidengott ſeinen Goldregen in den Schoß einer blondzöpfigen Danae?

Wetteifernd mit den Zauberſpenden der Natur und des Handwerks ſchmücken die Künſte ſich und die Poeſie in roſiger Feſtlaune. In gleißenden Pyramiden wächſt wie aus dem Boden hervor eine goldumflitterte Literatur, deren ſalonfähig gewordene Außenſeite nun auch der glanzverwöhnten Dame einen Blick ablockt, und der gegenüber ſelbſt des Kritikers Gift ſich in die „Milch frommer Denkungsart“ verwandelt: nur ſchonend wagt er ſie anzutaſten — „ſo gnadenreich und heilig iſt die Zeit“.

Und doch — hilft all' der glänzende Tand über die Leere hinweg, deren Gefühl den ſtädtiſchen Lebemann und die Weltdame durchfröſtelt?

Genießt ja kaum mehr die Kinderſtube im Gewühle der Stadt am Chriſtabende das reine Geiſterglück und die ganze Beſeligung, die ein Herz und einen Abend voll auszufüllen im Stande iſt. Und wo die Nacht immerfort zum Tage gemacht wird, wo tiefe, echte Nachtſtille faſt zur Mythe geworden, wie verlöre da nicht die „Nacht der Weihe“ viel von ihrer Weihe, die mitternächtliche Feſtſtunde viel von ihrer Romantik, von ihrem märchenhaft anmuthenden Glanz und Zauber?

Wie anders wird in ländlicher Stille, von den Wunderblumen der Sage umrankt, von den Schlaglichtern eines bedeutſamen Naturlebens umſpielt, der tiefere Sinn dieſer Nacht lebendig!

Da regt ſich's mitternächtig in den ſtillen, verſchneiten Gehöften, Laternenſchimmer blitzt auf und huſcht über die Felder, ſtille, ernſt-frohe Menſchen wallen über den blinkenden Schnee, durch den kniſternden Wald, auf deſſen weiß-

verhangenen Zweigen geheimnißvolle Lichter ſpielen; wohl auch durch wildes Geſtöber, dichte Finſterniß und rauhen Decemberſturm geht es der weißen Dorfkirche zu, aus welcher feierlicher Orgelklang erbrauſt, das Gemüth mit ſüßem Schauer füllend, und deren kerzendurchſtrahltes Inneres nun auf einmal die winterlichen Pilger wie ein überirdiſches Aſyl aufnimmt.

Glücklich Jeder, in deſſen Kindheits-Erinnerungen das Weihnachtsfeſt im magiſchen Glanze des hundertfachen Kerzenſterngefunkels einer ſtillen, weißen, vom Geſtöber des Winters umbrauſten Dorfkirche fortlebt!

Ihm nur wird es völlig verſtändlich, welch' ein glücklicher Gedanke der auf das menſchliche Gemüth ſich meiſterlich verſtehenden katholiſchen Kirche es war, in den Reigen der Jahresfeſte, die alle ſinnvoll und anregend ſind, reich an ſeiner Symbolik und echter Poeſie, auch eine nächtliche Feier mit einzufügen!

Nie kann das grelle Licht des Tages und ſeine zerſtreuende Geſchäftigkeit die Blüthen der Herzenstiefe ſo reich entfalten, wie die Nacht, „unendlicher Geheimniſſe ſchweigende Botin," welcher Novalis ſeine wunderbaren Hymnen ſang.

Der Ungemüthliche.

Ich fuhr eines Tages, auf einer Reise begriffen, durch das Städtchen X., und während die müden Postgäule den Marktplatz entlang trabten, kam ich an einem Wirthshause vorüber, aus welchem soeben ein Mensch herausgeworfen wurde. Die Gewalt des Wurfes war eine so heftige gewesen, daß der arme Teufel auf der Straße sich nicht wieder aufrichten konnte und hilflos dalag, während der Schwarm lustiger Gesellen, der ihn solchergestalt über die Schwelle befördert hatte, singend und lärmend sich wieder in das Gastgemach zurückzog, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Halb aus Mitleid, halb aus Neugierde, ließ ich halten, stieg aus dem Wagen, half dem Unglücksvogel auf die Beine, und da ich merkte, daß er sich im Fallen stark beschädigt, überdies auch sonst das Ansehen eines krüppelhaften Menschen hatte, denn er war lahm an einem Fuße und auf einem Auge blind, so nahm ich ihn zu mir ins Gefährt und erreichte gleich darauf die Herberge, in welcher ich die Nacht zuzubringen gedachte. Dort ließ ich ihn zu Bette bringen und einen Arzt rufen, dem ich ihn empfahl, denn er schien mir der Pflege gar sehr zu bedürfen. Im Uebrigen gönnte

ich ihm auch, da er mühsam sprach, die nöthige Ruhe und wollte ihn für den Rest des Abends mit Fragen nicht weiter behelligen.

Den andern Morgen ging ich zu ihm hin, fand ihn in einer ziemlich schlechten Verfassung, denn er hatte durch den Fall eine starke Erschütterung der Brust erlitten, und der Arzt erklärte unter vier Augen den allgemeinen Zustand des gebrechlichen Mannes für einen bedenklichen.

„Wie kam es nur", fragte ich, mich ans Bett zu dem Kranken setzend, „daß Euch von jenen Gesellen in der Schenke eine so unglimpfliche Behandlung widerfuhr?"

„Wie es kam?" erwiderte er. „Ach, das kam so, lieber Herr. Die muntern Gesellen, die in jener Gaststube beisammen saßen, das waren lauter gemüthliche Leute, und ich, müßt Ihr wissen, Herr, ich bin, wie die Leute sagen, ein ungemüthlicher Mensch. Und das eben, Herr, das ist der Fluch meines Lebens immer gewesen, daß ich ein ungemüthlicher Mensch bin, wofür ich gar nichts kann, da ich mir zeitlebens alle erdenkliche Mühe gegeben habe, ein gemüthlicher Mensch zu werden, wie die andern Leute, aber vergebens. Schon als kleinen Knaben hat mein seliger Vater, Gott tröst' ihn! mich lahm geschlagen — daher mein Hinken auf einem Beine — weil mein Bruder etwas verbrochen hatte. Diesen wollte er nämlich nicht schlagen, weil er ein allzu gemüthlicher Knabe war.

Mein Bruder wurde, eben weil er ein gemüthlicher Knabe war, von allen Leuten und insbesondere von den Frauen gehätschelt und geliebkost, und wenn Besucher ins Haus kamen, oder Verwandte und Freunde uns auf der

Straße begegneten und mit uns sprachen, so sahen sie immer nur meinen Bruder dabei an und richteten ihre Worte immer nur an meinen Bruder; über mich glitten sie mit den Augen hinweg, als ob ich in einer Tarnkappe steckte.

In der Schule sah ich, wie andere Knaben, wenn sie etwas verbrochen, von den Lehrern mit Lächeln zurechtgewiesen, höchstens ein wenig beim Ohrläppchen gezupft, oder bei den Härchen ein klein wenig gezogen, oder mit der Rückseite der flachen Hand auf die Wange getätschelt wurden — ich dagegen, selbst wenn ich mich sehr brav benommen und ausgezeichnet hatte, mit sauersüßer Miene kurz belobt und dabei mit Augen angesehen wurde, als ob ich eigentlich Prügel verdient hätte.

Wenn meine Geschwister oder Kameraden einen schlimmen Streich ausführen wollten, so nahmen sie mich nicht dazu und thaten es heimlich vor mir, denn ich war ihnen zu wenig gemüthlich.

Kleine Kinder, Hunde, Katzen u. dgl. gaben sich auch nicht gerne mit mir ab und wichen mir aus, obgleich ich ein Freund von ihnen war. Ich machte daher vielerlei Versuche, sie durch ein entgegenkommendes Benehmen für mich zu gewinnen, aber nichts wollte verfangen. Wenn ich die Katzen streichelte, so kratzten sie mich, wenn ich die Hunde an mich lockte, so bissen sie mich in die Wade, und sah ich ein Kindlein in der Nähe nur so ein bischen liebreich an, so begann es zu strampeln und zu schreien, als stecke es am Spieße.

Nachdem ich herangewachsen, wurde ich in eine Kanzlei gethan und schlug die Beamtenlaufbahn ein. Es kam die

Zeit, wo ich der Nächſte war, in eine höhere Stelle vorzurücken. Aber es wurde mir derjenige meiner Collegen vorgezogen, der dem Chef der Kanzlei immer beim An- und Ausziehen des Ueberrocks behiflich war. Ich wollte mich in ähnlicher Weiſe gefällig erzeigen und reichte dem Vorgeſetzten beim Fortgehen dienſtwillig vorſpringend, Hut und Stock. Aber er ſah mich grämlich an und murmelte unwirſch etwas in den Bart, und meine Amtscollegen nannten mich von da ab einen Speichellecker und Heuchler. Bei der nächſten Vorrückung wurde mir derjenige vorgezogen, von welchem der Vorgeſetzte wegen ſeines guten Humors ſich auf Reiſen begleiten ließ; bei der dritten derjenige, auf welchen die ältliche Nichte des Vorgeſetzten ein Auge geworfen hatte. Von mir ließ der Chef ſich weder Hut noch Stock reichen, noch auf Reiſen begleiten, noch gab er mir ſeine Nichte — denn ich war ein ungemüthlicher Menſch.

So kam ich nicht weiter im Amte und zu guter Letzt wurde ich gar entlaſſen. Warum? Ach Gott, weil ich ein ungemüthlicher Menſch war.

Jetzt wendete ich mich dem Kaufmannsſtande zu; aber kein Menſch wollte etwas von mir kaufen, weil ich nicht gemüthlich mit den Leuten zu reden wußte.

Nach dem Tode meiner Eltern und meines höchſt gemüthlichen, aber leider am Delirium tremens zu Grunde gegangenen Bruders fiel mir ein kleines Erbe zu, mit welchem ich ein Bauerngütchen ankaufte, das ich nunmehr zu verwalten mich anſchickte, wobei ich vor Allem nach einer paſſenden Helferin und Lebensgefährtin mich umſehen zu müſſen vermeinte.

Ich hatte aber große Schwierigkeiten, eine Frau zu bekommen. Die ländlichen Schönheiten fanden zu wenig Kurzweil bei mir, schämten sich meiner auf den Tanzböden und hielten sich lieber an die flotten, lustigen Bursche. Wenn ich hernach mich zusammennahm und es machen wollte wie die Gemüthlichen, und auch einmal einen Scherz bei solch' einem Mädchen riskirte, so bekam ich wohl gar eine Ohrfeige.

Endlich fand sich doch ein weibliches Wesen, das mich nehmen wollte, vielleicht nur, um unter die Haube zu kommen. Aber es war ein Geschöpf von übelstem Humor. Und wenn ich sie aufheitern, oder nach einem Zank versöhnen und beschwichtigen wollte, so konnte ich ehrlicher Kerl mit aller gutgemeinten Beredtsamkeit in einer Stunde nicht so viel bei ihr ausrichten, als irgend ein Taugenichts mit drei verlogenen, aber „gemüthlichen" Worten bei so einem Weiblein auszurichten vermocht haben würde.

Sie betrog mich auch und verließ mich zuletzt, nachdem sie mir vorher noch ein Auge ausgekratzt — weshalb ich, wie ihr seht, außer dem, daß ich hinke, auch einäugig bin. Aber Recht behielt sie doch vor aller Welt. Man brauchte mich ja nur anzusehen und man wußte sogleich, daß ich ein Ungeheuer, sie aber ein Engel sein mußte . . .

Ja, worin lag denn das eigentlich, daß ich ein so ungemüthlicher Mensch war? Ich gab mir doch, wie gesagt, viele Mühe, gemüthlich zu sein, heiter und lustig auszusehen, aber, obwohl ich glaubte, gerade so oft zu lachen oder einen Scherz zu machen, wie andere Leute auch, so geschah es mir doch häufig, daß, wenn ich lachte, ein Anwesender mich ganz verdutzt ansah, und behauptete, es sei doch eine Merkwürdigkeit,

mich lachen zu ſehen und er hätte nicht geglaubt, daß ich es könnte.

Ich war oft ſo fröhlich innerlich im Herzen, hätte manchmal ſogar auch hell aufjauchzen oder mitjubeln mögen mit dem Fröhlichen, mitten in der ſchönen Gottesnatur, oder ſonſt — aber es war, als ob ich keine Kehle hätte zum Jauchzen und Jodeln und keine Beine zum Springen und Tanzen, und da hieß es denn: „Der hat kein Gemüth — man ſieht's ihm an — den rührt nichts und freut nichts — ein Klotz iſt's und ein Griesgram, ein ſauertöpfiſcher Kerl. . ."

Es war wirklich an dem, daß, ſozuſagen, kein Hund ein Stück Brot von mir nehmen wollte.

Und ich meinte es doch gut.

Wenn ich mich unterwegs einem Wanderer anſchließen wollte, ſo ſchlug er alsbald unter irgend einem Vorwand ſeitwärts einen Feldweg ein, ſo ungefähr, wie man einem verdächtigen Menſchen ausweicht.

Wenn ich einen Betrübten tröſten wollte, ſo weinte er nur noch ſtärker als zuvor, wurde ungehalten und ſagte mir Grobheiten, als ob ich ihm Gott weiß welche Beleidigung angethan hätte.

Wenn ich einem Bedürftigen durch ein Darlehen aus der Noth half, ſo äußerte er zu den Leuten mit einem Blick gen Himmel, es ſei traurig genug, in die Hände der Geldmäkler und Wucherer zu fallen. Und wenn ich einem Armen etwas ſchenkte, ſo ſah er das Geldſtück an, ob es nicht etwa falſch ſei . . .

Duldete ich Spinnen an meinen Wänden, und Schwalben, die in meinem Hauſe niſteten, ſo nannte man mich einen

unreinlichen Patron, und fegte ich sie weg, so hieß es: „Da seht den gemüthlosen Menschen!“ —

Wenn ich in der Schenke neben munteren Kumpanen saß, so thaten sie, als ob ihnen mein Gesicht das Getränk sauer mache.

Zuletzt wurde ich in einen großen und unangenehmen Proceß verwickelt. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung wendete die ganze Sache sich sonnenklar zu meinen Gunsten; selbst der Gegner hatte sein Unrecht eingestehen müssen. Aber die Geschworenen sprachen ihn dennoch frei, weil er ein sehr gemüthliches Aussehen hatte.

In Folge dieses Processes verlor ich das Bischen, das ich besaß und da eine überaus reiche Tante, auf die ich meine Hoffnung gesetzt hatte, mich zu Gunsten eines liebenswürdigen Windbeutels enterbte, so zieh' ich seitdem verlassen, arm und krüppelhaft, wie Ihr mich gefunden, schier als ein Bettler in der Welt umher.“

So erzählte der Mann, aber da er immer mehr ermattete, so empfahl ich ihm Ruhe und entfernte mich mit einigen Troſtworten.

Den nächsten Tag fand ich ihn der Auflösung nahe. Er fühlte recht gut, wie es um ihn stand und obwohl es ihm Mühe machte, zu sprechen, kam er doch wieder auf sein Schicksal zurück und flüsterte trübselig:

„Die Liebe stand an meiner Wiege nicht und auch an meinem Sarge wird sie nicht stehen. Und ich war doch auch ein Mensch, wäre gerne geliebt worden und hätte gerne geliebt. Ich hatte darnach zeitlebens ein Verlangen, so groß, so heiß, daß ich es nicht beschreiben kann. Aber die Natur

hatte den schlimmsten aller Flüche auf mein Haupt gelegt: den der Ungemüthlichkeit. Und so bin ich zu Tode gezaust worden, wie die Eule, die sich bei Tag unter die andern Vögel mischen will."

So klagte er; nach einiger Zeit aber flog ein Lächeln über sein Antlitz und er begann wieder:

„Ich weiß doch Einen, der sich nicht im Geringsten darum kümmert, ob ich ein jovialer Bursch, oder ein langweiliger Kauz gewesen bin. Das ist der Todesengel, der mir jetzt unter den Arm greift und mich einführt zur ewigen Ruhe. Der Tod umfaßt die Gemüthlichen nnd die Ungemüthlichen mit gleicher Milde und Freundlichkeit. Die Stätte der letzten Rast kann Keinem verwehrt werden und das Recht des süßen ewigen Schlafes ist gleich für Alle." —

So sprach er und verschied.

Armer Teufel, wirst Du Recht behalten mit der Hoffnung Deines letzten Augenblicks? Vielleicht täuschtest Du Dich und Dein Schicksal ist auch jetzt noch nicht versöhnt. Ruhe Dich geschwind ein wenig aus vom Ungemach Deines unglückseligen Daseins; ich fürchte, nach wenigen Wochen oder Monaten wirft der Todtengräber Deine sterblichen Reste aus dem Grabe, um an ihrer Statt die Gebeine eines gemüthlichen Hallunken hineinzubetten.

Ueber das Glück.

Zu Venedig hörte ich die Geschichte eines jungen Mädchens erzählen, welches mit einer merkwürdigen Consequenz bis zum letzten Lebenshauch vom Mißgeschicke verfolgt wurde. Dies Unglückskind, Natalina geheißen, stammte von begüterten Eltern; eine schöne, heitere Zukunft schien dem Mädchen gewiß. Aber die Mutter starb im Wochenbette, und dem Vater ging an dem Tage, an welchem ihm das Töchterchen geboren wurde, ein Schiff auf der See mit all' seinem Gut zu Grunde. Bei der Kunde dieses Unglücks wurde er vom Schlage gerührt und das Kind blieb als arme Waise zurück. Eine betagte reiche Verwandte nahm es zu sich, gewann es lieb, ließ ihm eine gute Erziehung angedeihen und setzte das herangewachsene Mädchen zum Erben ihres ganzen Vermögens ein. Aber als die Dame starb und das Testament eröffnet wurde, da fand man in demselben einen Formfehler, um dessentwillen es umgestoßen und für ungiltig erklärt wurde. Natalina stand völlig mittel- und hülflos in der Welt. Sie mußte sich als Magd verdingen. Ein junger Mensch, der Sohn vermöglicher Eltern verliebte sich in sie. Bei dem Gange zur Kirche nähert er sich ihr

wiederholt, knüpft Gespräche mit ihr an, betheuert ihr seine Liebe und gewinnt ihre Gegenliebe. Aber der armen Natalina blüht kein Glück; all' ihre Hoffnung wird durch die Entdeckung vernichtet, daß der Geliebte mosaischen Glaubens sei, daß sie niemals seine Gattin werden könne. Sie macht dem jungen Manne verzweiflungsvolle Vorwürfe, des Betruges wegen, den er an ihr verübt. Er versichert sie von Neuem seiner zärtlichen Liebe und will sich taufen lassen nach dem Ableben seines hochbetagten Vaters. Bald darauf wird er ans Sterbelager des Vaters nach einer entfernten Stadt gerufen. Aber noch vergehen Monate in peinlichem Harren für Natalina. Endlich stirbt der Greis. Der junge Mann läßt sich taufen und eilt zur Geliebten, um sie als seine Gattin heimzuführen. Aber das Mädchen ist einige Tage zuvor schwer erkrankt; der Tod hat sie an der Schwelle ihres Glückes hinweggerafft und eine Stunde vor Ankunft des Bräutigams ist sie zur Erde bestattet worden. Der Jüngling gibt sich ganz seinem Schmerze, seiner Verzweiflung hin; er will Natalina noch einmal sehen und läßt das Grab öffnen. Da findet man die Unglückliche in veränderter Stellung auf dem Gesichte liegend, wie Jemand, der sich in entsetzlicher Qual herumgeworfen — sie ist scheintodt begraben worden und erst im Grabe gestorben . . .

Diese einfache Geschichte ist mir im Gedächtnisse haften geblieben und ich erinnere mich derselben oft, wenn ich zu Betrachtungen über das, was man Glück, Schicksal, Verhängniß nennt, angeregt werde.

Unser guter Freund, der gesunde Menschenverstand, sagt uns, dasjenige, was wir meinen, wenn wir uns des Ausdrucks

bedienen: „dieſer Menſch hat Glück, jener hat Unglück", ſei blos auf Rechnung des Zufalls zu ſetzen und lächerlich ſei es, an eine Vorherbeſtimmung, an eine Macht zu glauben, durch welche in geheimnißvoller Weiſe des Schickſals Gunſt oder Ungunſt ſich an die Ferſen irgend eines beſtimmten Menſchen hefte.

Aber fragt nur den nächſten beſten Tarokſpieler: er wird, ſo aufgeklärt, ſo frei von Vorurtheilen er auch ſein mag, dafür einſtehen, Glück und Unglück ſei kein leeres Wort.

Bei Montaigne ſind einige beſonders wunderliche Glückszufälle zu leſen. Eine Mauer wurde bei der Belagerung einer Stadt durch eine Mine in die Luft geſchleudert, fiel aber ſo genau in ihre Vertiefung wieder zurück, daß ſie feſtſtand wie zuvor. Ferner: einem Edelmanne begegnete es in der Schlacht, daß er von einem Pfeile gerade in ein Geſchwür getroffen wurde, an welchem er ſeit lange litt; das Geſchwür entleerte ſich und war geheilt. Noch ein drittes Geſchichtchen tiſcht der alte Schelm ſeinen Leſern auf, das ich nicht unterdrücken will, obgleich es einigermaßen unartig iſt: Jemand warf mit einem Steine nach einem Hund und traf — ſeine Schwiegermutter. Se non è vero, è ben trovato.

Das ſind Zufälle — aber es gibt Menſchen, deren Lebenslauf eine Reihe von ſolchen Glückszufällen iſt. Und wieder gibt es Menſchen, denen die rollende Scheibe Fortuna's, wie der Mond den Erdbewohnern, immer eine und dieſelbe Seite, und zwar die öde, wüſte Kehrſeite zuwendet. Haltet Umfrage; Tauſende und aber Tauſende werden mit trübem Lächeln beſtätigen: es gibt nicht blos einen blinden,

regellos waltenden Zufall es gibt eine geheimnißvolle Bestimmung, Glück und Unglück genannt, es gibt Glücks- und Unglücksſterne, es gibt „Glückskinder“ und „Glückspilze“, es gibt „Pechvögel“ in der Welt.

Der Glaube an ein Verhängniß geht durch alle Völker und Zeiten, und von ſämmtlichen Arten des Glaubens und des Unglaubens iſt dieſe die unausrottbarſte in der Menſchenbruſt. Perſonen, welche nur ein ſpöttiſches Lächeln haben für religiöſe Dogmen, laſſen ſich doch mehr oder minder von der Idee des Fatalismus oder wenigſtens von einem fataliſtiſchen Inſtinkte beherrſchen.

Das Sprichwort faßt die Sache, wie es ſeine Art iſt, derb und humoriſtiſch an:

„Wer Glück hat, dem kälbert der Ochs.“ — „Wer Glück hat und guten Wind, der kann in einem Korbe über den Rhein fahren.“ — „Wer Glück hat, der malt ohne Wind und Waſſer.“ — „Assai ben balla a chi fortuna suona.“ (Sehr gut tanzt, wem das Glück dazu aufſpielt.) Und umgekehrt:

„Wer Unglück ſoll haben, der ſtolpert im Graſe,
Fällt auf den Rücken und bricht ſich die Naſe.“

Ja, ſo weit iſt das Glück dem Bereiche der Ueberlegung, der Berechnung, der Vernunft entrückt, daß es vielmehr in einem geheimnißvollen Bunde ſteht mit der Dummheit. „Der Dumme hat's Glück.“ — „Mehr Glück als Verſtand.“ — „Ein Narrenglück.“ — „Beſſer ein Quentchen Glück, als ein Pfund Weisheit.“ —

Noch ehrenrührigere Titel als den eines Dummkopfs hat das Sprichwort für die Glücklichen.

„Das Glück läßt sich melken
Von H—, Buben und Schälken."

In der That, man muß sich beinahe des Glückes schämen, und daß Erfolg zu haben schier gar als ein Verbrechen gilt, davon wissen Staatsmänner, Heerführer, Dichter und Künstler ein Lied zu singen . . .

Im Gegensatze zu den obigen Sprüchen hört man freilich auch wieder sagen: „Der Mensch ist seines Glückes Schmied" „fortes fortuna juvat" (das Glück ist auf der Seite der Tapfern) und das sind sogar goldene Worte, die jeder sich gegenwärtig halten sollte sein Leben lang. Oft klagen wir allerdings unser Geschick an, wo unser Ungeschick die Schuld hat. In unzähligen Fällen sogar wird man Glück und Unglück im Charakter des Menschen, in seiner Gemüthsanlage begründet finden. Aber nicht immer! Und hier soll eben nur von jenem Theile menschlichen Geschicks die Rede sein, der unabhängig ist vom Wesen der bestimmten Persönlichkeit, unabhängig von den Eigenschaften, welche anscheinend das Lebenslos des Menschen bedingen.

„Wer Unglück hat im Spiel, hat Glück in der Liebe," ist ein triviales Sprüchlein, mit welchem jeder Dame, die eine Partie im Kartenspiel verloren hat, ihr galanter Nachbar schmeichelt, und welches vielleicht nicht mehr besagt, als die allgemeine Wahrheit, daß die launische Göttin Fortuna einen Sterblichen nicht leicht mehr als eine bestimmte Art von Glück zutheilt. Gewiß ist, daß, wenn man zwischen der Gunst papierner Kartenköniginnen und der Gunst der Frauen einen Vergleich anstellen wollte, in Beziehung auf die Beständigkeit der Vergleich noch zu Gunsten der papiernen

Königinnen ausfallen dürfte. Spielerglück ist in der That eine Art von Glück, in deren Bereich wunderbare Fälle von Beständigkeit fast noch häufiger sind, als sensationelle Fälle von Untreue. Gewissen Personen fallen nun einmal ihr Leben lang die besten Karten zu, und wenn sie Jahre hindurch nicht mehr gespielt, so finden sie beim ersten erneuten Versuch das Glück mit ebenso räthselhafter Treue an ihre Seite gebannt wie je zuvor. Allerdings fehlt es auch in der Laufbahn des absolut glücklichen Spielers nicht an kleinen Schwankungen. Der glückliche Spieler hat in Wochen, Monden, Jahren einzelne Unglücksstunden; und die Fälle von plötzlichem Ruin eines Glücksspielers ereignen sich meist dann, wenn der Spieler das Glück, das ihn jahrelang begleitet hat und das ihn vielleicht von morgen an wieder jahrelang begleiten würde, übermüthig und freventlich herausfordert, statt den Tag, den er als einen bösen erkannt hat, in Ruhe vorübergehen zu lassen.

Das Geld des Glücklichen fällt überall auf fruchtbaren Boden und trägt hundertfältige Saat. Doch zeigt bei dem Handelsmanne, dem Industriellen das Glück sich weniger noch in einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen, als darin, daß ein Solcher, wenn ihm ein Unglück widerfährt, doch immer, wie die oben erwähnte, in die Luft geschleuderte Mauer bei Montaigne, in die alte Vertiefung zurückfällt und so fest steht, wie zuvor. —

Die Weisheit, mit welcher Schlachten zu Wasser und zu Lande gewonnen werden, ist oft nicht größer, als diejenige, mit welcher, nach der bekannten indiscreten Aeußerung eines Diplomaten, im Durchschnitte die Welt regiert wird.

Und was würde selbst aus den genialen und tüchtigen Staatsmännern, wenn ihnen nicht das Glück zur Seite stünde? Man denke an Bismarck. Dürfte und könnte ein Mann dieser Art der ihm zujubelnden Menge gegenüber sprechen wie er denkt, er würde sagen: „Ihr guten Seelen, die ihr mich bis zu den Sternen erhebt und in jedem meiner Erfolge das Ergebniß unfehlbar rechnender Weisheit erblickt, ihr wißt nicht, wie viel ich diesem und jenem günstigen Zufalle verdanke — ihr wißt nicht, wie oft ich schwindelnd ging auf der „Schneide des Geschicks", wie oft ich dem Abgrunde näher war als dem Gipfel — ihr wißt nicht, wie oft ich va banque spielte mit verbundenen Augen!" —

Der Ruf der Aerzte gründet sich auf „glückliche" Curen. — Wenn ein kranker Mensch sich eine Arznei verschreiben läßt und dieselbe zu sich nimmt, so bessert sich entweder sein Zustand, oder er bleibt wie er ist, oder er verschlimmert sich. Genau dasselbe geschieht, wenn man die Arznei nicht zu sich nimmt, oder wenn man sich überhaupt keine verschreiben läßt. Da aber von dem Kranken wenigstens die Besserung gemeiniglich auf Rechnung der eingenommenen Arznei gesetzt wird, so ergibt sich von selbst, welcher große Spielraum dem Glücke in der Laufbahn des Arztes vergönnt ist.

Eine nicht ganz seltene Erscheinung ist der literarische Glückspilz: er ruht meistens nach einem oder ein paar glücklichen, entscheidenden Trümpfen auf seinen Lorbeern aus. Von seinem Gegenstück, dem literarischen Pechvogel, wäre viel zu erzählen. Ist er der Autor eines Epos, das Erfolg hat, so trifft dasselbe zusammen mit einem Werke gleichen Titels aus der Feder eines fürchterlichen Kritikers, welcher

für sieben Blätter Recensionen schreibt. Concentrirt er seine Kräfte jahrelang auf einen großen historischen Roman, so erscheinen zu gleicher Zeit mit demselben sechs andere große historische Romane von namhaften Autoren. Schreibt er eine Satyre auf die deutsche Zwietracht, so werden während der Drucklegung derselben ihm zum Trotze die Deutschen für einige Zeit einig und schlagen die Franzosen. Verfaßt er einen Musiktext, so erliegt der Componist unter den Händen bösartiger und feindseliger Recensenten, und der Dichter wird „mitgefangen, mitgehangen"! —

Glück in der Liebe! — Darf man denn so eigentlich von Glück und Unglück in der Liebe sprechen? Versteht es sich nicht von selbst, daß den Schönen die Herzen zufliegen und die Häßlichen gemieden werden? So fragt man und verweis't dabei mit spöttischem Lächeln auf die unerfreulichen Züge alter Jungfern, auf das unbeholfene Wesen alternder Junggesellen. Aber Goethe war vielleicht der vollkommenste, der herrlichste Mensch und Mann, der je gelebt hat. Und er, dem das Glück sonst Alles verschwenderisch in den Schoß warf, errang sehr spät und in unzulänglichem Maße was das Unentbehrlichste ist und wofür kein Lorbeer entschädigt: Familienglück und eine traute, behagliche Häuslichkeit. Er liebte viel und wurde geliebt; aber ein Frauenwesen, seiner würdig, ward ihm nicht zu Theil; und so nahm dieser Olympier zuletzt seine Haushälterin zum Weibe, die gute Christiane, die zum Herrn Geheimrath zeitlebens aus großer Tiefe hinaufblickte, und die zwar, wie man sagt, den Cult des Bacchus, aber nicht den des Musengottes mit ihm zu theilen in der Lage war.

Ich kann mir nicht versagen, schließlich auch noch einer Art von Glück und Unglück zu gedenken, von welcher mir persönlich ganz erstaunliche Beispiele vorgekommen sind: ich meine das Wetterglück und Wetterunglück bestimmter Personen. Ich wüßte Personen zu nennen, die man getrost statt eines Barometers benützen könnte, und die man nur zu fragen braucht: „Gedenken Sie morgen einen Ausflug zu machen?“ um zu wissen, ob es für den nächsten Tag ausgezeichnet schönes oder niederträchtiges Wetter geben wird. Man erinnert sich des verstorbenen Feuerwerkers Stuwer und seines sprichwörtlich gewordenen Wetterunglücks. Dagegen soll der alte Kaiser Wilhelm — der auch sonst schon in einigen Kleinigkeiten Glück hatte — sich einer so außerordentlichen Wettergunst erfreuen, daß ihm selten oder niemals weder eine der vielen schönen Revuen, die er über seine Soldaten abhielt, noch eine Spazierfahrt durch böses Wetter — höchstens durch einen kleinen Hagel von Schrotkörnern! — verdorben worden ist. —

So gibt es also wirklich in der Welt eine geheimnißvolle, unberechenbare, in großen und kleinen Dingen launisch waltende Macht, die man Glück und Unglück oder Verhängniß nennt? Ist wirklich ein Theil der Menschen ohne Rettung dem Lose verfallen, in vergeblicher Mühsal den Stein des Sisyphus bergan zu wälzen, während Anderen die goldenen Früchte des Lebens unausbleiblich in den Schoß fallen? Muß ein solcher Glaube nicht niederdrückend, ja demoralisirend auf die Unglücklichen wirken, und die Zahl der Mißvergnügten auf dem Erdenrunde vermehren, andererseits aber die Zuversicht der Glücklichen bis zu frevlem Uebermuth steigern?

Allerdings müßte er dies wenn nicht jener geheimnißvollen Erfahrungsthatsache launisch-eigensinniger Schicksalsgunst oder Ungunst sich eine andere, ebenso unleugbare Thatsache gegenüberstellte.

Ich meine die bedeutsame und entscheidende Thatsache des plötzlichen Umschwungs, der oft nach langen Jahren einer mit scheinbar eiserner Consequenz sich behauptenden Glückslage doch endlich hervortritt.

Eindringlich ist diese Lehre des endlichen und plötzlichen Umschwunges schon seit Jahrtausenden ausgeprägt in der zur Kinderfabel gewordenen Geschichte des Crösus, sowie das Unheimliche, Beängstigende eines langen, ungetrübten Glückes längst seinen lebendigen Ausdruck gefunden hat in der allbekannten Sage vom Ringe des Polykrates.

Die Vertreter hoher Schicksalsgunst in der Weltgeschichte stehen auch da als die lehrreichsten Beispiele plötzlichen Schicksalswechsels, jähen Fall's. Die am meisten typische dieser Gestalten ist der erste Napoleon — dem sich aber auch der Dritte in dieser Beziehung bedeutsam an die Seite stellen läßt. —

Wechselt das Glück, so wechselt ja wohl auch das Unglück; obgleich der Umschwung von Unglück zum Glück, wie es scheint, sich seltener als der umgekehrte ereignet. Nicht immer reicht, wie bei der armen Natalina, der Schicksalsfluch bis ans Grab und übers Grab hinaus.

Zwei Dinge darf der Unglückliche zu keiner Zeit aufgeben: die Hoffnung auf den Umschwung, und den muthigen Kampf gegen das Mißgeschick.

Der Schwächling und der Feigling hat kein Recht, das Schicksal anzuklagen. Nur wer sein Leben lang mit

männlichem Muthe und mit dem ganzen Aufgebote seiner Kräfte bemüht gewesen, „seines Glückes Schmied zu sein", darf sagen: „Bis hieher reichte mein Wille und meine Kraft, und hier begann mein Verhängniß."

Und was die Hoffnung betrifft, so wüßte ich ihr keinen besseren Ausdruck zu geben, als ich ihr vor Jahren in Versen gegeben:

O verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Niederschwebt's auf gold'ner Brücke
Plötzlich dir und unverhofft.
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,
Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt sein Wonnetag!

Wandle nur auf seinen Spuren:
Deinem gläubigen Vertrau'n
Kann's erblühen auf den Fluren,
Von den Sternen kann es thau'n,
Aus den Lüften kann es regnen
Wie ein fallend Rosenblatt,
Plötzlich kann es dir begegnen
Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen
Ganz dein Muth verloren glaubt,
Kann sich's plötzlich zu dir neigen
Wie ein liebeflüsternd Haupt.
Wo sich bricht an Kerkermauern
Der Verzweiflung banges Fleh'n,
Kann es dir mit Wonneschauern
Plötzlich in die Seele weh'n.

Sah'ſt du deine Jugend ſchwinden,
Und es blieb dir unerfleht,
Kann dem Mann es Kränze winden:
Nimmer kommt es ja zu ſpät.
Noch den Greis kann es entzücken,
Und noch in der Todesſtund'
Kann es ſeinen Kuß dir drücken.
Segnend auf den bleichen Mund.

Ich könnte hier ſchließen; aber ein kleines Poſtſcriptum habe ich noch auf dem Herzen. Geneigter Leſer, wenn Du einen vom Unglücke Verfolgten ſiehſt, einen Menſchen, dem im Großen und Kleinen Alles quer geht, einen Pechvogel in was immer für einem Sinne — ſei mild! füge kein Leid zu dem, was er ſchon hat, mache ihm lieber eine Freude, wenn Du kannſt. Insbeſondere Du, geneigte Leſerin, gib dem Unglücklichen, den Du nicht mehr liebſt, nicht überdies noch einen Fußtritt! — Das Schickſal iſt oft herbe und grauſam; aber es kann nicht oft genug geſagt werden, daß die Liebe und Milde der Menſchen Vieles auszugleichen vermöchte. Durch Liebe und Milde die Schläge des Geſchickes lindern, wäre der einzig mögliche und zugleich der denkbar ſchönſte Sieg des Menſchen über das Fatum.

Erinnerung an Venedig.

I.

Unter den Redensarten, die ſich von einem Bädeker auf den andern fortvererben, findet ſich nun lange genug auch die von der „trauernden, um ihre einſtige Herrlichkeit trauernden Königin der Lagunen". Wehe Dir, Fremdling, der Du dieſe „trauernde Königin" beſuchſt, wenn Dich das Ungefähr auf einem Platze oder in einer Gaſſe einquartiert, in welchen ſich ein Café oder eine Schenke befindet! Bis zwei Uhr Morgens wirſt Du Dein, von angeſtrengter Tagesumſchau in den Reizen der Dogenſtadt ermüdetes Auge nicht ſchließen können, ſollteſt Du auch ſämmtliche Elegien, die von Venedigs Trauer und melancholiſcher Stille ſingen, unter die Kiſſen Deines Hauptes legen. Wenn in anderen, nur um ein Geringes nördlicher gelegenen Städten nach Mitternacht noch etwas Weniges in den Straßen geſungen und gelärmt wird, ſo macht Tags darauf ein ſcharfes „Eingeſendet" im Localblatte eine Klage wegen Störung des öffentlichen Schlafes anhängig und intimiert den Behörden ein feierliches „Videant consules" etc. In Venedig ſingt der letzte Nachtſchwärmer auf der Straße ſeine Romanze um drei Uhr Morgens, und

alle Welt findet das in der Ordnung, denn alle Welt weiß, daß der Venetianer, wie der Italiener überhaupt, ſchreien muß, wenn er nicht platzen ſoll.

Venedig iſt zu allen Zeiten eine lebensluſtige Stadt geweſen; wenn es die Geſchichte verſchwiege, ſo würden die farbenhellen Bilder ſeiner alten Meiſter dafür zeugen. Ich wage zu behaupten, daß ſich dieſer Charakter wenigſtens in der Sphäre des Volkes, das von politiſcher Gedankenbläſſe weniger angekränkelt iſt als die gebildeten Kreiſe, noch heute nicht verleugnet. Dieſelbe altvenetianiſche Heiterkeit und Lebensluſt, für welche der ſinnenfreudige Farben- und Formenprunk auf Paul's, des Veroneſers, Bildern Zeugniß gibt, ſie lebt noch fort, wenn auch zum Theil, dem Charakter moderner Zeit entſprechend, in weniger poetiſcher und anmuthiger Geſtalt. Sie lebt noch fort in dem Zucca-barucca-Verkäufer, der ſo ſelbſtzufrieden und ſelbſtbewußt ſich dort an die Ecke des Gäßchens hinpflanzt, offenbar nicht blos um ſeine, in appetitliche Schnitte zerlegte Kürbisfrucht, die ihm wenige Soldi einträgt, los zu werden, ſondern vor Allem, um den inneren Fond ſeines Lebensdranges und ſeines unerſchöpflichen Stimmmetalls den ganzen Tag über in einladenden Rufen auszumünzen, die ebenſo Selbſtzweck ſind, wie das Tongeſchmetter der Amſel oder der Nachtigall. Sie lebt fort, die altvenetianiſche Lebensluſt, im mitternächtlichen Gaſſenhauer, der ſo ſtimmgewaltig durch die Gaſſen hallt; ſie lebt fort im Guitarregeklimper und Geigengeſchwirre wandernder Minſtrels, das des Abends aus allen Winkeln hervor- und hinausklingt bis an die einſam rauſchende Meerflut; ſie lebt fort in jenem fröhlichen Menſchengewimmel,

das Tag für Tag, wenn der Abend einbricht und die Lichter angezündet werden, durch das Prachtthor des Torre dell' orologio hervorſtrömt aus den Gaſſen und Gäßchen der Merceria, um ſich luſtwandelnd zu zerſtreuen über das ſalonmäßig glatte, ſchimmernde Marmorpflaſter von San Marco, inſonderheit an Tagen, wo Frau Muſica mit einer braven Militärbande ihr Throngerüſt inmitten des herrlichen Platzes aufſchlägt. Eine Zeit lang ſchien es, als ob die Venetianer, vom politiſchen Groll der finſtern lombardiſchen Nachbarn angeſteckt, die k. k. öſterreichiſche Militärmuſik dem ausſchließlichen Genuſſe der Fremden überlaſſen wollten. Bald aber ſind ſie davon wieder zurückgekommen; der muſikaliſche Inſtinct ſiegte über die politiſche Dreſſur, und der Marcusplatz vereint wieder an Muſikabenden das einheimiſche Volk und die Fremden zu einem ſo einträchtigen Schwarm von Müßiggängern als nur je.

„Aber die Stadt ſelbſt," ruft man aus, „das architektoniſche Venedig mit ſeinen verfallenen Prachtgebäuden, die Plätze und Gaſſen und Canäle, wo Stein um Stein ſich löſ't, und „melancholiſch-langſam" in die düſtere Flut hinuntergleitet, und die moderduftigen alten Kirchen mit ihren ſteinernen Dogenbildern auf Marmor-Sarkophagen — drücken nicht wenigſtens dieſe der Lagunenſtadt den Stempel der Schwermuth und Trauer auf?" Ich leugne den Ernſt des Eindrucks nicht, den heute das monumentale Venedig machen kann; aber, warum überſieht man, daß die ganze Kunſt Venedigs doch urſprünglich auf das Heitere angelegt iſt? warum überſieht man die luſtigen Lebensfunken, die noch immer in dieſer alten Aſche glimmen? warum ſpricht man

nicht auch von den grünen Arabesken modernen Lebens, die dieſe grauen Trümmer überwuchern? — Wenn man von einem Spaziergang auf der Riva bei einbrechender Dunkelheit zurückkehrt und auf den Marcusplatz einbiegt, auf welchem ſoeben die abendlichen Lichter angezündet werden, was flimmert und flittert und flirrt uns da unter den Arkaden der alten Procuratien ſo eitel-weltlich, ſo modern und lebensluſtig entgegen? Was dehnt ſich da für ein geheimnißvoll ſtrahlender Lichtgürtel, wie mit tauſend und abertauſend ſchimmernden Brillanten beſetzt? Es ſind die prachtvollen Läden der venetianiſchen Juweliere und Goldwaarenhändler, die hier in faſt ununterbrochener Reihe den Glanz und Reichthum ihrer weltberühmten Auslagen entfalten. — Niemals habe ich dieſes in ſeiner Art einzigen Anblicks genoſſen, ohne daß es mir geſchienen hätte, als lodere in dieſem Glanzgefunkel die märchenhafte Herrlichkeit des alten Venedigs wieder auf. Aus der Ferne wollte mich dies zitternde Geflimmer, durch die nächtliche Dunkelheit weithin leuchtend, immer bedünken wie das geheime, lebensſelige Augenblinzeln der wunderſchönen Göttin Venezia, wie ſie Paolo Veroneſe im Dogenpalaſte gemalt hat. Nein! geſteht es nur: lebensluſtig wogt in Venedig nicht nur das Menſchengewimmel, lebensluſtig rauſchen nicht blos die Carnevalsweiſen Venedigs; lebensluſtig ſchimmern, wenn Ihr genauer zuſeht, auch dieſe ſchönen griechiſch-romaniſchen Bogen und Säulen und Capitäler, die ringsum ragen. Und dieſen iſt es nicht zu verargen, denn ſie ſind doch eitel Heidenthum; aber auch die ſchönen weißen Pflaſterſteine von San Marco glänzen und glühen Nachts wie von geheimer Lebensfreude. Und ſelbſt die

ehrwürdigen Zinnen und Kuppeln und Portale der goldenen Basilica überglühen mit dem Goldglanz ihrer mauriſchen Zierarten den byzantiniſchen Ernſt, ſcheinen aufzuglimmen und aufzublitzen wie Glutfunken myſtiſcher Lebens- und Liebestrunkenheit des Orients.

Aber vielleicht ſteht dieſe glänzende Titelvignette von San Marco doch vor einem Buche von elegiſchem Inhalt und es hat die Melancholie weiter im Innern der Lagunenſtadt ihren Thronſitz aufgeſchlagen. Folgen wir den Hauptadern des Verkehrs nach allen Seiten; betreten wir die Merceria, die Frezzeria, den Rialto u. ſ. f. — überall Menſchengewimmel, überall reiche Waarenauslagen, höchſt geſchmackvoll geordnet, Abends in heller Beleuchtung ſtrahlend. Was das Promeniren und Flaniren im Innern Venedigs, beſonders Abends ſo eigenthümlich angenehm macht, iſt die trauliche Enge der Gaſſen, die doch mit jedem Schritte neue maleriſche Ausblicke eröffnet; ferner das glatte, ſchöne Pflaſter, die Windſtille, der Mangel alles Staubes und die verhältnißmäßig große Reinlichkeit, die auch in den engſten Winkelgäßchen herrſcht. Wer andere Städte geſehen, in welchen trotz beſtändiger Thätigkeit der Straßenfeger doch immerwährend Schmutz und und ekle Gerüche herrſchend ſind, der wird durch die Reinlichkeit Venedigs überraſcht werden, noch mehr aber dadurch, daß ſelbſt dort, wo man einmal auf eine Ausnahme von der Regel ſtößt, das Geruchsorgan nur in geringem Maße beleidigt wird. Woher mag dies kommen? Ohne Zweifel daher, daß in den Gaſſen kein Staub vorhanden iſt, durch welchen der Schmutz amalgamirt und feſtgehalten würde; ferner daher, daß die Zugthiere fehlen,

welche die ſtarkbefahrenen Straßen der Städte allſtündlich von Neuem zur offenen Cloake machen, und daß der Hauptherd aller böſen Geruchsaffection in unſeren Straßen, die Oeffnungen der Abzugscanäle, in Venedig gar nicht bemerklich ſind. Eine eigenthümlich weiche und milde Luft, ein localer Sirocco, fächelt in den Gaſſen Venedigs, und während vielleicht auf der Riva oder dem Marcusplatze ein heftiger Wind weht, kann man die Merceria oder die Frezzeria in angenehmer Windſtille durchwandeln. Aus dieſem Grunde möchte ich auch die ausſchließliche Schwärmerei der Fremden für die Riva, den offenen Meerſtrand, nicht theilen. Zwar hat dieſe Strandpromenade im Winter die warme Sonnenſeite, aber deſto ärger iſt ſie auch den winterlichen Stürmen und dem Regen ausgeſetzt, während die Plätze und Gaſſen im Innern der Stadt ein von jedem rauhen Anhauch verſchontes, gleichmäßig temperirtes Aſyl bieten.

* * *

Daß San Marco bei Mondſchein geſehen ſein will, iſt eine bekannte Sache. Im Tageslichte ſieht dies altehrwürdige, zieratreiche Bauwerk ein wenig wie eine fahle, welke, ſchlafende Blume aus; im Mondesglanz aber ergeht es ihr wie der Lotusblume bei Heine. Der Mond

„erweckt ſie mit ſeinem Licht,
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr Blumenangeſicht."

Wie bedeutſam ſind die großen Bogenwölbungen, die ſäulengetragenen romaniſchen Rundbogen, in zweiter Linie

von Spitzbogen überragt! Gothisches und maurisches Arabeskenwerk rankt und gipfelt sich dazwischen und darüber empor, und hinterwärts überthürmen die byzantinischen Kuppeln wuchtig und imposant das Ganze. Den spitzbogigen Architraven der Rundbogen analog, ist auch bei den Kuppeln die runde Wölbungslinie von einer spitzbogigen zweiten überragt. Und so hat die Façade mehr Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Composition, als es im ersten Augenblick den Anschein hat. Es ist maurische Gothik.

Was wäre indessen die Marcuskirche ohne den Marcusplatz und ohne die beiden langgedehnten Prachtfronten der Libreria und der neuen Procuratien, welche von dieser architektonischen Krone der stolzen Venetia wie Kronbänder auslaufen?

Die Libreria und die neuen Procuratien — sie scheinen sich im ersten Augenblick zum Verwechseln ähnlich. Und doch ist die künstlerische Wirkung beider eine durchaus verschiedene. Wenn ein Paar Zwillingsschwestern von gleicher Größe, gleicher Schönheit, gleichen Zügen verschiedene Hüte tragen, so sind die gleichen Gesichter unter den verschiedenen Hüten nicht mehr dieselben. Die Libreria krönt ein reicher und doch einfach großartiger, energisch hervortretender Fries, die Procuratien ein prosaisches drittes Stockwerk.

Ich widerstehe der Versuchung, von Kunstsachen Venedigs zu reden. Nur noch ein Wort: Ich war einer der fleißigsten Kirchengänger Venedigs, habe vor allen geschnitzten und gemalten Heiligen Venedigs meine Andacht verrichtet, habe geschwelgt in allen Herrlichkeiten der Akademie, des Palazzo Pisani, des Palazzo Giovanelli u. s. f und mußte mir sagen: Das Alles

iſt unendlich ſchön und heiter und menſchlich edel. Aber eben nur menſchlich und irdiſch. Mir fehlte zuletzt etwas: die Großartigkeit, die Tiefe. Und ſo lieb und traut mir die Venetianer geworden; ich fühlte doch zuweilen eine geheime, recht lebhafte Sehnſucht erwachen nach den Römern, den Florentinern . . . . .

* * *

Ueberhaupt kann weder die Herrlichkeit des marmornen Venedigs, noch die Lagunenwelle, die dazwiſchen flutet, das Gemüth Desjenigen, der hier ſeinen Wohnſitz aufſchlägt, für immer befriedigen; jene erſcheint zuletzt allzu ſtarr, dieſe zu weich und haltlos trügeriſch. Die Sehnſucht erwacht nach der feſten und doch nicht ſtarren, pflanzen- und baumbewachſenen Scholle, nach dem Feſtland, wäre es auch nur ein Stück davon, ein Raſenſtück, ein Garten. Venedig beſitzt nun allerdings einen öffentlichen „Garten". Es iſt eine kleine, baumbepflanzte Landzunge, reizvoll beſpült von der blauen Meereswelle, in Näh' und Ferne umlagert von den ſchönen, ſtillen, grünbebüſchten Laguneninſeln, zur Linken der langgeſtreckte Streif des Lido, zur Rechten die Kuppeln und Zinnen der Stadt, über welchen die Sonne leuchtend untergeht — mit Einem Wort: der lieblichſte Punkt Venedigs. Die Natur hat unſäglich viel dafür gethan. Aber die Menſchenhand? Es iſt wahr, daß die ſchöne Natur auch nackt gefällt; daraus folgt aber nicht, daß man ſie durchaus als Aſchenbrödel in Lumpen gehen laſſen muß. Was ließe ſich aus dieſem reizenden Fleck Erde machen! Was hätte man im

Norden längst daraus gemacht! — An Feiertagen, zu welchen für den Venetianer zum Theil auch die Montage gehören, belebt sich diese grüne Oase Venedigs. Manch' leichter Nachen stößt vom Meere her an den Strand und über die steinernen Stufen der Landungsstelle herauf hüpft zierlichen Schrittes manche blond oder schwarzgelockte venetianische Schöne. An gewöhnlichen Nachmittagen aber muß dem Besucher meist die Gesellschaft der schönen grünen Bäume und der blauen Wellen genügen. Nur dann und wann unterbricht die idyllische Stille ein eleganter Reiter oder eine elegante Reiterin, die den Baumgang auf- und nieder galoppiren (der „Garten" umschließt auch eine Reitschule und Pferdeverleihanstalt) oder ein nettes, kleines Eselsgespann, das auf zierlichem Wägelchen ein paar Kinder aus guter Familie spazieren fährt. Verlassen steht der hungerblasse „Ringelspielmann" in seiner Rennbahn, und sein Geselle wendet mit defecten Drehorgeltönen sich vergebens an Ohr und Herz der wenigen Kinderfrauen, die den Garten durchwandern. Nicht viel besser ergeht es dem Restaurant dort oben auf der kleinen, lieblichen Anhöhe. Wie reich wäre dieser Mann schon längst geworden, wenn dies paradiesische Plätzchen in einer nordischen Hauptstadt läge! Was würde z. B. die Spazierlust und der gute Appetit des Wieners oder auch nur des Grazers aus diesem Lustorte gemacht haben! Welche Legionen von Hühnern wären hier bereits unter eifrigen Kiefern verschwunden; wie viele Schinken, welche Massen von warmem und kaltem Braten, von Emmenthaler und Schweizerkäse! Aber diese Venetianer strecken sich lieber nebenan ins grüne Gras und sättigen sich, wie Bettler an Bratenduft, an den Klängen

der Musikbande, welche der Restaurant für seine wenigen Gäste spielen läßt.

Venedig besitzt auch einen botanischen Garten, der sich eines gewissen Rufes erfreut, dessen starke Eisengitter sich aber nur gegen ein gutes Trinkgeld langsam öffnen, und den man nur unter der Escorte des Gärtners durchwandeln darf. Was ihn von anderen botanischen Gärten unterscheidet, ist dies, daß er auf das Verdienst einer übersichtlichen Vertretung der Arten und einer eigentlich systematischen Anordnung überhaupt keinen Anspruch macht. Die einheimische Flora, die europäische Feld- und Waldflora fehlt so gut wie ganz; nur auf ein paar winzigen Beetchen sind einige derartige Kräutlein zu bestimmten Schulzwecken angepflanzt. Der Werth des Gartens liegt im Reichthum und in der Schönheit exotischer Pflanzenexemplare; insbesondere genießt die Sammlung von Cacteen verdiente Berühmtheit. Das Warmhaus umschließt unter Anderem auch merkwürdige Tillandsien, räthselhafte Pflanzengeschöpfe, die durch keinen saugenden Wurzelmund mit dem Mutterbusen der Erde zusammenhängen, sondern sich mit dem Aether als Nährvater begnügen. Eine der schönsten Seltenheiten des Gartens ist eine wahrhaft riesige Yucca aloëfolia, welche, baumartig, sich mit den sehr weit verbreiteten Aesten an einer hohen Mauer empor gerankt hat. Auch ein Drachenbaum ist zu sehen, desgleichen ein schönes Exemplar des Upasbaumes, der so überaus giftig sein soll, daß schon bei der Berührung seiner Blätter der Arm anschwillt. Man hat ihn aus diesem Grunde hier so dicht umhegt und abseits gestellt, daß kein Unvorsichtiger zu Schaden kommen kann. Ganze Haine von

Lorbeerbäumen ſchmücken überdies den Garten, ein erfreulicher, die Phantaſie gefällig anregender Anblick. Das Schätzbare, das hier vorhanden iſt, weiſt zumeiſt durch Alter und reifen Wuchs auf lange vergangene Zeit zurück.

II.

Der Carneval von Venedig! — Dabei denkt Jeder zunächſt an eine gewiſſe weltbekannte, heitere, wie Champagner mouſſirende und prickelnde Melodie, welche freilich von Virtuoſen der Geige und des Pianos beinahe todt gehetzt worden iſt! — Um dieſe berühmte Tonweiſe aber ganz zu verſtehen, muß man den thatſächlichen Carneval Venedigs an Ort und Stelle geſehen haben. Ich werde nicht verſuchen ihn zu ſchildern; aber ein paar flüchtige Tagebuchblätter will ich mittheilen, die aus den Tagen des venetianiſchen Carnevals von 1856 bis 1857 ſtammen, und die zwar vergilbt, aber ſchwerlich auch veraltet ſind. Sie lauten:

1. Februar.

Lebhafter als je ging heute der Carnevals-Spectakel los. Beſonders Aufſehen machte Nachmittags eine Eſels-Cavalcade. Etwa 15 Perſonen ritten in türkiſchen Coſtümen auf Eſeln, welche auch ihrerſeits in Masken, in grotesken Futteralen ſteckten, die ihre Eſelsleiber unkenntlich machten. Der Aufzug machte Halt auf dem Marcusplatz, und führte da unter großem Zulauf der Menge eine Art von Wettrennen aus, bei welchem die Eſel durch beherzte und taktfeſte

Stellung überraschten. Unter den Berittenen war auch ein Frauenzimmer. Alle Welt hatte ihre Freude an der Sache mit Ausnahme eines Pomeranzen- nnd Citronenverkäufers, welcher mit lebhaften Geberden und großem Pathos der sich drängenden Menge klar zu machen suchte, daß sie seine offene Verkaufsbude, die mitten auf dem Platze im ärgsten Gedränge aufgerichtet war, unzweifelhaft mit sich fortreißen werde.

Ein noch besseres Ansehen hatte dieselbe Cavalcade Abends bei heller Beleuchtung, als sie, wieder auftauchend, durch die Arkaden der Procuratien sprengte. Nie hätte ich die Esel für so wackere Reitthiere gehalten.

Außer unzähligen einzelnen Masken der verschiedensten Art durchzogen den ganzen Abend hindurch auch mehrere schön costümirte, improvisirte Musikbanden die Stadt, welche ihre Carnevalsweisen lustig erklingen ließen und dazu tanzten und sprangen. Jeder im Zuge hatte eine brennende Laterne; voran schritten Fackelträger. Ich bemerkte drei verschieden costümirte Banden dieser Art, jede etwa 15 bis 20 Mann stark. —

Unter den Nachts umherstreifenden Maskenzügen war auch einer von 30 bis 40 Personen in weißen Hemden und weißen Schlafmützen, welche eine hinter der anderen marschirten und dazu mit Cinellen, Pfeifen, kleinen Trompeten und einer Trommel einen korybantischen Lärm vollführten.

Solcher Carnevals-Genossenschaften gibt es mehrere, welche bestimmte Namen haben und während des ganzen Carnevals in den ihnen eigenthümlichen Costümen mit und ohne Instrumentalmusik ihr Wesen treiben.

Daß bei vorbeiziehender Musik mitunter ein Tänzchen auf offener Straße improvisirt wird, versteht sich von selbst.

Man sieht auch sehr schöne und elegante Frauenmasken, natürlich nicht unbegleitet, promeniren; auch viele Kinder gehen in Begleitung ihrer Eltern oder anderer Personen maskirt umher.

6. Februar

Nichts geheimnißvoll Reizenderes gibt es, als wenn in später Mondnacht Maskenzüge oder verlarvte Frauen in zierlichen Ballgewändern am Arme ihrer Tänzer durch einsame, schlummernde Gassen rauschen. Das Phantastische des Carnevals kommt erst zu seinem vollen Recht, das Groteske und Carikirte wird im Märchenlicht des Mondes zur Natur, das Schöne und Liebliche gewinnt einen feenhaften Zauber.

7. Februar.

Wieder recht lebhaft. Der Marcusplatz Abends taghell beleuchtet, überdies heller Mondschein. Der ganze Platz mit Menschen vollgepfropft, und doch fand jede Maskengruppe willigen Durchlaß, und Alles ging im fröhlichen Volksgetriebe ohne Unhöflichkeit, ohne eine Spur von Rohheit und Gewaltsamkeit vor sich.

Etwas sehr Phantastisches geben den Dominos die riesigen Hörner und Geweihe, die sie häufig auf dem Kopfe tragen, und die oft auch beweglich sind, so daß sie umgelegt und aufgerichtet werden können, was sich grotesk genug ansieht.

Eine Gruppe von Marinesoldaten stellte sich heute auf dem Marcusplatze auf und sang vierstimmige Lieder ab.

Regelrechte Vocalmuſik dieſer Art ſteht für gewöhnlich nicht auf dem Programm des italieniſchen Carnevals. Sie iſt etwas allzu Methodiſches, Vernünftiges, Nüchternes, um mit der echten Carnevalslaune im Einklang zu ſtehen. Der Deutſche liebt es ſchon eher, in entzügelter Laune ſich erſt die Kehle tüchtig anzufeuchten und ſie ſich dann, mit Notenblättern in der Hand, wieder trocken zu ſingen, und umgekehrt. Aber auf dem Marcusplatze klang der vierſtimmige Geſang der Marineſoldaten ein wenig zopfig; er war offenbar ein eingeführtes, fremdes, öſterreichiſch-deutſches Element.

Die Eſelscavalcade galoppirte auch heute wieder munter umher.

14. Februar.

Nachmittags begegnete ich in der Merceria einer Maske in negerhaftem Aufputz, die auf der Vorder- und Rückenſeite des Leibes mit großen Ankündigungstafeln für einen Maskenball behängt war und gravitätiſch die Straßen durchſchritt.

Ich beſuchte Abends dieſen Maskenball. Das Theater San Benedetto, in welchem derſelbe ſtattfand, gewährte in reicher Beleuchtung einen ſchönen Anblick; die Parterre- und Bühnenräume waren mit Masken gefüllt, die Logen mit Frauen der höheren Stände.

In einen Domino gekleidet, die Larve vor dem Geſicht, ging ich als passer solitarius und ſtiller Beobachter umher. Eine männliche, recht elegante Maske forderte mich zum Tanze auf, welche ſchmeichelhafte Einladung ich, als Reconvalescent und der landesüblichen Tänze unkundig, leider ausſchlagen mußte. Im Carneval nimmt man es beim Tanze mit dem Geſchlechte der Partner nicht ſo genau. Eine zweite

Maske gab im Verlaufe des Abends sich die Mühe, mit einem „Aspetta un po!“ mich anzuhalten, um mir die Haare, die von der Stirn ein wenig über die Larve herunterfielen, zurückzustreichen, und mir auch den Domino, der im Gedränge etwas in Unordnung gerathen war, zurechtzuzupfen. Das Alles geschah mit vieler Gemüthlichkeit und Artigkeit.

Eine Zeit lang hatte die Scene das Ansehen eines gewöhnlichen Maskenballes, bis plötzlich aus einer Loge des Parterres ein Dutzend lärmender Kobolde in weißen Masken sprang, die durch den Saal hintollten, einander auf die Schultern stiegen, in die oberen Logen hinauf- und hineinkletterten, und zu allgemeiner Zufriedenheit allen möglichen Unfug trieben.

15. Februar.

Montag. Sehr reges Maskengewühl. Besonders viele Musikbanden in ihren verschiedenen Costümen: „Chiozzoten“, „Neapolitaner“ und wie sie heißen.

16. Februar.

Heute zog unter Anderm eine kleine Maskentruppe meine Aufmerksamkeit auf sich, von sechs Männern in weißfarbigen Gewändern, welche einen siebenten, die Caricatur eines Dickwanstes, der zwei Krücken in der Hand hielt, auf einem hohen, zierlichen Thronsitz über ihren Schultern durch die Straßen trugen. Eine Schar von Gassenjungen machte Chorus mit angemessenem Halloh.

Im Teatro Camploy, das ich Abends besuchte, erschien während der Vorstellung plötzlich in einer Loge eine weibliche Maske mit einem Riesenkopf und einer Riesenhaube darüber, welche die Aufmerksamkeit des Publikums mitten im

Stück dermaßen auf sich lenkte, daß eine Art von Tumult entstand. In den Zwischenacten zeigte sich die Maske im Parterre und am Schlusse der Vorstellung sogar auf der Bühne. Das gutgelaunte Carnevals-Publikum nahm das Alles sehr wohlgefällig auf und rief zu guter Letzt noch das Ungethüm mit großem Gepolter heraus.

17. Februar.

Es verdient bemerkt zu werden, daß das südländische Carnevalstreiben, wie lebhaft es sei, doch selten ins Wüste, Unmanierliche, Ungezogene oder gar Rohe ausartet. Eher würde ein etwas angetrunkener deutscher Universitäts-Docent sich unter Umständen unartig benehmen, als ein italienischer Proletarier mitten im Carnevals-Vergnügen.

Aschermittwoch.

In demselben Hause, in welchem ich eine Fremdenwohnung inne habe, hat auch ein junges Ehepaar aus einem Städtchen der Provinz Quartier genommen, das vor vierzehn Tagen eigens hieher gekommen, um den Carneval mitzumachen. Die beiden jungen Leutchen verbrachten ihre Flitterwochen sehr lustig und angenehm, gingen auf alle Maskenbälle, und wenn sie, des Morgens früh 5 Uhr heimkehrend, wegen mangelhafter Einrichtung der Klingel eine Stunde im Regen oder in frischer Winterkälte warten mußten, bis ihnen geöffnet wurde, so machten sie sich nichts daraus, sondern lachten herzlich und blieben kerngesund dabei. — Heute Morgens, als ich über den Marcusplatz ging, erstaunte ich nicht wenig, den jungen Ehemann mit einem Korbe unter den Arkaden umhergehen und „Caramelli“ (candirte Früchte)

verkaufen zu ſehen. Ich fragte unſern gemeinſchaftlichen Miethsherrn, was das zu bedeuten habe. „Das junge Paar," ſagte mir dieſer, „hat ein bischen zu ſehr in den Tag hinein gelebt, und es iſt ihm nicht Geld genug geblieben, den Reſt der Miethe und die Koſten der Heimreiſe zu beſtreiten. Da hat denn der junge Mann mit den letzten Ueberbleibſeln ſeiner Barſchaft Früchte und Zucker eingekauft, ſein Weibchen hat ihm beim Candiren geholfen, und nun hofft er, wenn das Geſchäft auf dem Marcusplatze ſich gut anläßt, mit dem Ertrage binnen einigen Tagen bei mir flott zu werden, ſo wie die Koſten der Heimkehr zu erübrigen." —

III.

Ich habe zwiſchen 1856 und 1864 Venedig wiederholt beſucht und einmal auch, durch Erkrankung zurückgehalten, einen Herbſt, Winter und Frühling dort verlebt; eben jenen Winter, aus welchem die obigen Blätter ſtammen, und von welchem ich gewiſſermaßen eine neue Lebenswendung datire, denn ich ſchrieb da mein erſtes größeres poetiſches Werkchen.

Ein ſehr ſchmales, kurzes Gäßchen führt auf der Seite des Uhrthurmes von der Marcuskirche in die Calle larga a San Marco hinaus, und über die Straße zu einem Eckhauſe rechter Hand, in welchem Gevatter Francesco Zimmer an Fremde vermiethete — jener Gevatter Francesco, an welchen die Leſer der Geſchichte meines Eichhörnchens ſich erinnern dürften, und den ich ſo nenne, weil ich während meines

Aufenthaltes bei ihm in die Lage kam, ihm ein Büblein in San Marco zur Taufe zu halten. Hier also hatte ich im ersten Stockwerk eine kleine Behausung inne, deren eine Wand mit Basreliefs geschmückt ist, einer Jugendarbeit des vor Zeiten rühmlichst bekannten venetianischen Künstlers Selva. Hier ereignete sich, was von dem Eichhörnchen in „Sinnen und Minnen" weitläufig erzählt ist, und hier brachte ich die Zeit der Krankheit und der Wiedergenesung mit dem Studium meines damaligen Lieblingsdichters Dschelaleddin Rumi — ich verstand damals noch Persisch — und mit der Ausführung der oben erwähnten Dichtung hin: der „Venus im Exil".

Auf letzteres Gedicht setzte ich große Hoffnungen, wie jeder Poet auf sein Erstlingswerk. Im April 1857 nach Triest zurückgekehrt, bot ich es von da aus den deutschen Verlegern an; diese waren aber sämmtlich zu ihrem Bedauern just so sehr mit Verlagsgeschäften überhäuft, daß mein Manuscript liegen blieb; und als ich im nächsten Jahre neuerdings die Lagunenstadt aufsuchte, brachte ich nicht, wie ich gehofft, die gedruckte „Venus im Exil", sondern nur ein ganz kleines Heftchen von vier Bogen in Sedez, einen „Sangesgruß von der Adria" mit mir dahin, den ich auf eigene Kosten hatte drucken und bei F. H. Schimpff in Triest verlegen lassen. Der Thätigkeit meines Verlegers mißtrauend — derselbe hat in der That im Jahre des Erscheinens nur 40 Exemplare von dem Büchlein abgesetzt — suchte ich dem Vertrieb dadurch nachzuhelfen, daß ich einige Exemplare bei meinen guten Freunden, den venetianischen Büchertröblern, die ich alle Tage besuchte, heimlich unter die

alte Waare gleiten ließ. Auch „verlor“ ich einzelne Exemplare in der Merceria und am Rialto, in der Hoffnung, daß gebildete Fremde sie finden und lesen würden. So kindisch-ehrgeizig ist ein junger Autor in der ersten Vaterfreude, auch wenn er schon siebenundzwanzig Jahre zählt wie damals ich. Denn ich hatte zwar meine ersten Verse mit sieben Jahren geschrieben und mit siebenzehn ein Gedicht von mir gedruckt gesehen, aber erst im siebenundzwanzigsten wagte ich mich mit einem gedruckten Buche in die Oeffentlichkeit; ein Beispiel, das die poetischen Jünglinge von heute beherzigen sollten, die nicht früh genug sich den Lorbeer erstürmen zu können glauben.

Zu den unvergeßlichsten meiner venetianischen Erinnerungen gehören die großen, märchenhaften Festlichkeiten, zu welchen der Besuch des Kaisers in Venedig Anlaß gab, und die nur in Venedig, nur auf dem Marcusplatz, nur auf dem Canal grande, nur mit Hilfe der unvergleichlichen Armada venetianischer Prachtgondeln, nur unter einem Volke möglich waren, dem selbst eine berechtigte politische und nationale Trauer den angebornen Charakter harmloser, versöhnlicher Heiterkeit nicht trüben konnte.

Auch eine erste Opernaufführung in der „Fenice“ aus dem Jahre 1857, die des „Simone Boccanegra“ von Verdi, ist mir deshalb denkwürdig, weil ich an jenem Abende im Theater die beiden berühmtesten Componisten der Epoche persönlich kennen lernte: den Componisten des „Boccanegra“ selbst, der herausgerufen wurde, und Richard Wagner, welcher, auf der Durchreise begriffen, der Vorstellung in einer Loge beiwohnte. Die Oper fiel übrigens bei dieser

erſten Aufführung ſchließlich unter Ziſchen und Pfeifen durch, trotz der perſönlichen Anweſenheit des gefeierten Meiſters. Sie war den Venetianern damals zu „franzöſiſch“: „No ghe xé gnente che möva!“ hieß es neben mir im Parterre, und: „A Parigi i gavaria fatto gran chiasso di quela storia.“ Man verargte damals dem Maeſtro überhaupt ſeine franzöſiſchen Sympathien, und ich war Zeuge, wie im Teatro Apollo ein Schauſpieler, der im Stücke den Namen Verdi zu nennen hatte, demſelben ein ſpöttiſch betontes: „Cavaliere della legion d'onore“ vorſetzte.

Und nun will ich nur noch erzählen, daß auch ich einmal auf einem Theater Venedigs lebhaft ausgepocht, und dann ebenſo lebhaft applaudirt worden bin.

Ich beſuchte eines Abends ein Volkstheater; es hieß, wenn ich nicht irre, Teatro Malibran. Eine Loge dieſes Theaters im letzten Range koſtete einen Zwanziger. Ich gönnte mir alſo dieſen Luxus. Als ich die Loge kurz vor Beginn der Vorſtellung betrat, ſah ich, daß ich für diesmal der einzige Logeninhaber im ganzen Theater und das Parterre nur von einigen Proletariern beſetzt ſei. Es war kalt und zugig in dem leeren Hauſe, und ich kam auf den Gedanken, meinen Hut auf dem Kopfe zu behalten und mich ſo weit in den Hintergrund der Loge zurückzuſchmiegen, daß ich vom Parterre aus nicht geſehen werden konnte. Da die Strolche im Parterre ſelbſt nach Landesſitte ihre Mützen und Kappen auf den Köpfen behielten, ſchien es mir um ſo weniger billig, daß ich allein im ganzen Hauſe mit entblößtem Haupte frieren ſollte. Still ſah ich in meiner dämmerigen Logenecke dem Emporſteigen des Vorhanges entgegen — da

begann plötzlich im Parterre ein heftiges Pochen und Strampfen, begleitet von einem mir unverständlichen Gejohle. Ich beugte mich unwillkürlich vor, vergessend, daß ich den Hut auf dem Kopfe hatte — das vermehrte den Spectakel, und nun erst verstand ich deutlich den wilden Ruf: „Capello! Capello!“ der mir aus der Tiefe entgegenschallte. Ich merkte, daß ich trotz meiner Vorsicht entdeckt worden, und daß der souveraine Janhagel des Parterres auf seinem Rechte bestehe, die Häupter der Logeninsassen entblößt zu sehen. Natürlich zögerte ich nicht, den Hut — zum Unglück war's obendrein ein Cylinder gewesen — herabzuziehen; und nun verwandelten sich die Zeichen des Mißfallens in eine ebenso stürmische Kundgebung der Zufriedenheit mit Bravorufen und Händeklatschen.

Ueber die Kunst des mündlichen Vortrages.

Epistel an eine Frau.

Geehrte Frau! Sie beliebten gestern Abends, als meine Nachbarin, nicht unbemerkt zu lassen, daß ich ziemlich still und einsilbig dasaß, als Herr X. und Fräulein Z. mit einigen Declamationsstücken Furore machten und der Saal von lebhaftem Beifalle widerhallte. Sie interpellirten mich wegen der Gründe meiner Zurückhaltung und trieben mich in die Enge, bis ich nothgedrungen eingestand, ich hätte über Declamation meine eigenen Ansichten. Mit der anmuthigen Wißbegier Ihres Geschlechtes wollten Sie mir diese Ansichten ablocken und gestatteten mir nur ungern, die Darlegung, die ich endlich um des lieben Friedens willen zusagte, auf eine bequemere Stunde zu verschieben.

Ich löse mein Wort brieflich ein, und damit die böse Welt nicht sage, daß wir geheime Dinge verhandeln, schreibe ich Ihnen öffentlich, unter den Augen des Publikums, und richte meine Epistel so ein, daß man sie zum Abdruck bringen kann.

Obgleich unabläßig das Gegentheil behauptet wird, steht es bei mir doch fest, daß in vielen Kreisen, namentlich

weiblichen, noch ein hinlängliches Interesse für Poesie vorhanden ist. Ich bin Zeuge gewesen, wie in einem Zirkel über die muthmaßliche Autorschaft eines Gedichts, das im Inseratentheile eines Localblattes anonym abgedruckt war, eine halbe Stunde lang debattirt wurde, und mit der Erörterung der Streitfrage, welche Dame in irgend einem feuilletonistischen Scandalgeschichtchen gemeint sei, hörte ich einen Gesellschaftsabend ausfüllen. Und wenn Gehirn und Herz eines Theiles der jüngsten weiblichen Generation durch Stadtpark-Promenaden, Massenausflüge, Tanzkränzchen und verliebte Stelldichein so vollständig bis auf die letzte Faser in Anspruch genommen und absorbirt ist, daß für kein anderes ästhetisches Interesse mehr Platz bleibt, als etwa für ein bischen Claviergeklimper, Studenten-Liedertafeln und die Mitwirkung an der „Stellung" lebender Bilder, so gibt es doch immer noch Leute, bei welchen gelesen, private sowie halb oder ganz öffentliche gesellige Zirkel, in welchen sogar declamirt wird.

Man versichert, daß Herr X. und Fräulein Z. vortrefflich declamiren. Mir für meine Person wird, wenn ich sie declamiren höre, der Kunstgenuß immer ein wenig durch den Gedanken verkümmert, wie gut Herr X. und Fräulein Z. es erst machen würden, wenn die geselligen Schranken der Convenienz und namentlich die Pflichten der Galanterie gegen Damen nicht so unerläßlich wären, und wenn man einer Dame nicht blos sagen dürfte: „Fräulein oder Madame, Sie sind reizend gekleidet, aber diese Schleife, diese Locke hat sich aus der correcten Lage verschoben!" oder „Erlauben Sie, es kriecht ein kleiner Käfer auf Ihren Schultern!"

ſondern auch: „Fräulein oder Madame, Sie declamiren vortrefflich, aber wenn Sie ſich nur noch dieſe ganz geringe Kleinigkeit abgewöhnten oder angewöhnten, ſo würden Sie unübertrefflich declamiren!“ Aber wer wagt das? Welcher Curtius ſtürzt ſich in dieſen Abgrund? Oft iſt wirkliche Kunſtanlage vorhanden; es fehlt in der That nur ein Geringes. Ein aufrichtiges Wort könnte dies Geringe ergänzen. Aber das Wort bleibt ungeſagt, darf und kann nicht geſagt werden. Schade um das wohlgemeinte Kunſtbeſtreben! Was unterſcheidet den Dilettanten vom Künſtler? Die Kritik — die Zucht und Schule der Kritik, nicht die Anlage, denn dieſe haben oft beide gemeinſam.

Sie werden mich vielleicht daran erinnern wollen, daß ja der Dilettant in der Kunſt des Vortrages gute Muſter dieſer Kunſt täglich auf der Bühne vor ſich habe, nach welchen er ſich bilden kann. Ich gebe dies zu, ſo lange es ſich lediglich um den Vortrag dramatiſcher Poeſie handelt. Für dieſen kann der Dilettant vom öffentlichen Schauſpieler Manches lernen, vorausgeſetzt, daß ein angeborner guter Geſchmack den Theaterbeſucher befähigt, immer die wahre Kunſt von der falſchen zu unterſcheiden. Aber ein Anderes iſt es mit dem Vortrage lyriſcher und epiſcher Dichtungen und ein großer Theil der Fehler, mit welchen die Dilettanten ein kunſtſinniges Ohr beim Vortrage ſolcher Gedichte verletzen, beſteht einfach darin, daß die meiſten nur die theatraliſche Vortragsweiſe kennen und dieſe dann wohl oder übel bei allen Gattungen der Poeſie anwenden zu müſſen glauben. Die Schauſpieler ſelbſt, die uns auf der Bühne befriedigen, verfallen als Declamatoren im Salon ſehr häufig in dieſen

Fehler. Haben Sie nie bemerkt, daß Opernsängerinnen im großen Style ein einfaches Lied im Concertsaale durch falsche Anwendung der grandiosen Theatermanier seines zartesten Duftes berauben? Gleiches begegnet oft dem Coulissenhelden, der, nachdem er uns auf der Bühne als stimmkräftiger Karl Moor entzückt, ein simples lyrisches Gedicht oder eine schlichte Romanze declamiren soll, und vom dramatischen Gaul herunter sich mit gleichem Ungestüm auf den lyrischen Singschwan wirft, um ihn zu Tode zu reiten. Durch die breite Freskomanier des Vortrages und den starken Farbenauftrag, den er sich für die Bühne angewöhnt und der dort auch ganz am Platze ist, erstickt und erdrückt er das zarte Empfindungsleben des lyrischen Gedichtes und karikirt das reflectirende oder schlicht-erzählende durch Anwendung seines theatralischen Pathos. Die Accente dramatischer Leidenschaft mit ihren Naturlauten, mit ihrem schroffen Tonwechsel überträgt er auf das Gebiet elegischer Betrachtung. Ein solcher Mime ist im Stande, dem Publikum die Thatsache, daß im Herbste die Bäume sich entblättern, mit den leidenschaftlichen Klagelauten und Geberden eines Mannes mitzutheilen, der soeben sein einziges Kind verloren.

Den Seufzer verwandelt er in einen Schmerzensschrei. Er verdreht die Augen, er donnert, er lispelt und — mitten im leisen Geflüster läßt er den Zuhörern einzelne, mit höchster Stimmkraft betonte Worte wie Stöpsel aus Champagnerflaschen an die Köpfe fliegen.

So declamirt der Mime und muß es thun, auch wenn er es besser verstünde, weil sonst gewisse feine Jünglinge mit groben Händen nicht applaudiren würden. Was ist

natürlicher, als daß Herr X. und Fräul. Z. hingehen, desgleichen thun in geſelligen Zirkeln, und Großes zu leiſten glauben, wenn ſie genau ſo declamiren, wie der beliebte Mime declamirt?

Wenn Sie, Verehrte, zugeben, daß lyriſche oder contemplative Dichtungen einen anderen Ton des Vortrags verlangen als dramatiſche, oder beſchreibende, oder erzählende, und wenn ferner auch die geehrten Mitleſer dieſer Epiſtel mir beipflichten, insbeſondere aber die Dilettanten die Conſequenzen des beſagten Unterſchiedes ſich klar machen wollten, ſo würde ich mich ſchon glücklich ſchätzen. Iſt es aber erlaubt, noch einige fromme Wünſche beſtimmter zu formuliren, ſo will ich damit nicht hinter dem Berge halten.

Es kann geſchehen, daß ein Dichter in Geſellſchaft ſein eigenes Werk vorleſen hört, und daß man durch eine beſonders ſorgfältige und pomphafte Vortragsweiſe ihm Ehre und Freude zu bereiten denkt, während er dennoch wie auf Nadeln ſitzt und unter gezwungenem Beifallslächeln eine heimliche Verzweiflung birgt. Wie das? Ich will es Ihnen ſagen. Der erſte und höchſte Wunſch des Dichters iſt, daß er *verſtanden* werde, daß ſeine Gedanken vom Leſer oder Hörer raſch und rein und unverſtümmelt aufgefaßt werden, denn nur ſo können ſie wirken. Gegen dieſe erſte Forderung des Poeten, daß man ſeine Worte *deutlich* wiedergebe, erſcheint ihm alles Andere als ein künſtleriſcher Luxus, der recht ſchätzbar iſt, wenn er zu jenem Hauptſächlichen hinzutritt, der aber, wo dies Hauptſächliche fehlt, den Mangel nun und nimmer erſetzen kann. Ich bin überzeugt, daß jeder Dichter vorzieht, ſeine Verſe ſchlicht und anſpruchlos, aber deutlich,

als mit vielem Aufwande vermeintlicher Kunst, aber undeutlich vorgetragen zu hören.

Da gibt es nun Manche, welche die Deutlichkeit des Vortrages am besten fördern zu können meinen, wenn sie möglichst bedächtig, langsam, gedehnt vortragen. Nichts ist für das Werk des Dichters verhängnißvoller als dieser wohlgemeinte Mißgriff. Durch allzuschnelles Lesen oder Vortragen wird der Deutlichkeit zuweilen, durch allzulangsames, aber noch weit öfter und schwerer geschadet. Ein allzu gedehnter Vortrag, etwa noch mit großen Kunstpausen durchspickt, reißt die Vers- und Satzglieder in dem Maße auseinander, daß er die Uebersicht des Zusammenhanges und damit die Auffassung erschwert, ermüdet den Hörer, zerstört überdies jenen Wohllaut, jene Harmonie, welche der Dichter in die Sprache und in den Vers gelegt. Namentlich hat der Epiker Grund, über eine solche Wiedergabe seines Werkes zu klagen; das Epos verlangt einen frischen, lebendigen, nicht schleppenden Vortrag.

Ich sagte, die allzu gedehnte Vortragsweise zerreiße und zerstöre den poetischen Wohllaut, die Melodik des Verses. Es ist mir nicht unbekannt, daß es Leute gibt, welche die Zerstörung des Verses als solchen, des metrischen Silbenfalles bis auf die letzte Spur nicht blos für keinen Fehler, sondern für die höchste und schönste Aufgabe des Declamators halten. Daß man die Verse nicht klappern lassen, nicht in monotoner Weise markiren dürfe, weiß jeder Dilettant; aber sehr Vielen ist unbekannt, daß man in dem Bestreben, den Vers gleichsam zu maskiren, zu verschleiern, oder sagen wir zu verwischen, sehr leicht zu weit gehen könne.

Es wäre doch sonderbar, wenn das, was der Dichter mit dem ganzen Aufwande seiner Kunst herzustellen bemüht war, der Wohlklang der gebundenen Rede, die schöne Getragenheit und Gemessenheit des Rhythmus, nur dazu da wäre, daß der Declamator es spurlos wieder verwische und vernichte, seinen höchsten Triumph darein setzend, die Verse so zu lesen, daß sie ganz wie Prosa klingen. Das Richtige liegt auch hier, wie überall, in der Mitte zwischen den beiden Extremen. Der echt künstlerische Versvortrag beruht auf einer Versöhnung, einem „Compromiß", wie man zu sagen pflegt, zwischen dem sprachlichen oder logischen und dem metrischen Accent.

Wenn der unverständige Declamator sich im Schweiße seines Angesichtes bemüht, den letzteren durch den ersteren völlig zu ersticken, indem er in manierirter Weise einzelne Vers- und Satztheile fast verschluckt, andere wieder übermäßig dehnt, lange Pausen einflicht, die Verse bis auf die letzte Spur völlig zerpflückt, zerhackt, zerfasert und den Horaz'schen Ausdruck von den „disjectis membris poëtae", den „zerfetzten Gliedern des Poeten", in neuem Sinne verwirklicht, so wird der Verständige sein Bemühen dahin richten, dem logischen Accente sein volles Recht angedeihen, aber doch auch den Versaccent, den geheimen Zauber des Rhythmus nicht völlig verschwinden, sondern gleichsam durchklingen zu lassen. Als Beispiel und Muster dieser Kunst nenne ich einen der berühmtesten unserer Meister des gesprochenen Wortes: Joseph Lewinski.

Der gute Vortrag beruht weit mehr auf der Vermeidung falscher Manieren, als auf der Verwendung außerordentlicher Kunstmittel. Nicht dadurch wird von Dilettanten

dieſer Kunſt am meiſten geſündigt, daß ſie ſich ihre Aufgabe zu *leicht*, ſondern dadurch, daß ſie ſich dieſelbe zu *ſchwer* machen. Streben nach größerer Einfachheit, Vermeidung des Theatraliſchen, wo es nicht am Platze iſt, richtige Licht- und Schattengebung nach Maßgabe pathetiſcher und nicht pathetiſcher, dramatiſcher, reflectirender, beſchreibender Stellen, mit Vermeidung allzuharter Uebergänge jedoch, und mit Feſthaltung eines beſtimmten harmoniſchen Colorits, richtiger Mittelweg zwiſchen markirtem Versgeklapper und völliger Zerſtörung des Rhythmus, vor Allem aber, was das Nächſtliegende, Selbſtverſtändliche ſcheint und doch am häufigſten vermißt wird: verſtändige Betonung, richtige Interpunction, *deutliche Ausſprache* — dies möchten ungefähr die Hauptſachen ſein, für welche ſich der Dichter den recitirenden Vermittlern ſeiner Poeſien immer am meiſten verpflichtet fühlen wird.

Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß.

Ein Märchen aus dem Leben.

Vor vielen Jahren ſtand ich einmal im Parterre des Theaters zu X; und da mich das Stück, das aufgeführt wurde, ziemlich langweilte, ſo beſchäftigte ich mich damit, die Damen, die in den Logen ſaßen, zu muſtern.

In einer der Logen erblickte ich eine junge ſchöne Frau, welche die Miene eines Engels hatte, und welche meine Aufmerkſamkeit immer lebhafter in Anſpruch nahm, je länger ich meine Blicke auf ſie richtete.

Ihr Anſehen zeugte von ebenſoviel Intelligenz als Gefühl. In ihrem Geſichte lag der Ausdruck jener pikanten Reife, welche einem Frauenantlitz reiche Lebenserfahrung oder ein eigenthümliches Schickſal, oder die vorausgegangene perſönliche Berührung mit etwas Großem und Hohem gibt.

Ich erwärmte mich zuletzt förmlich für dieſe Frau, und in der Hoffnung, Näheres über ſie zu erfahren, ſprach ich meine Bewunderung gegen ein Männchen aus, das neben mir ſtand und das ich nicht kannte. Es war ein wunderlicher Menſch, ſah aus wie ein verrückter Muſikus oder dergleichen. Seine geſpenſtigen Augen und ſein eingekniffener

Mund erinnerten mich an das Selbſtporträt, das von Callot-Hoffmann erhalten iſt.

Der Alte lächelte anfangs nur gar ſonderbar zu meinen Schwärmereien, endlich aber ſagte er mir gerade heraus, unter vielem unheimlichen Gekiecher und Augenzwinkern, ich ſei nicht klug, wenn ich für dieſes Weiblein mich enthuſiasmire. Sie ſei innerlich gar nicht das, was ſie von außen ſcheine, ſondern eigentlich, ſozuſagen, ein kleines Ungeheuer. Aber ſie habe ſich, als ſie ausſah wie ein kleines Ungeheuer, an eine Hexe gewendet, um von ihr ein Zaubermittel zu erhalten, damit ſie ausſehe wie ein Engel. Die Hexe habe ihr wirklich ein Zaubermittel an die Hand gegeben. Und es habe „gut angeſchlagen".

„Das wäre?" fragte ich neugierig.

Der Alte grimaſſirte wieder unheimlich und ſagte: „Sie hat ihr ein gottverdammtes Recept verſchrieben; ſie müſſe ſehen, meinte die Hexe, das ſie das Herz eines Dichters zu eſſen bekäme."

„Das Herz eines Dichters?"

„Ja. Und das ließ ſich das kleine Ungeheuer nicht zweimal ſagen. Sie machte Jagd auf das Herz eines Dichters, und es gelang ihr wirklich, ein ſolches in ihre Gewalt zu bekommen. Sie durchſtach es mit einer Haarnadel, kochte und verzehrte es in grauſamer Weiſe.

Sie hatte von der Hexe auch gehört, daß das Blut des Dichterherzens um ſo wirkſamer in ſolchem Falle ſei, je mehr der Dichter, bevor man ſein Herz ißt, gereizt, gedemüthigt, gekränkt und gepeinigt wird — ſo wie das Fleiſch von gewiſſen Thieren einen beſonderen Wohlgeſchmack erhalten

ſoll, wenn man das Thier lebendig in den Kochtopf wirft und es ſo langſam zu Tode kocht, oder wie man ja auch den Hirſch bei Treibjagden weidlich hetzt, bevor man ihn erlegt, wahrſcheinlich, damit alle ſeine Lebensgeiſter in genießbare, pikant-ſchmackhafte Säfte ſich umzuwandeln genöthigt werden.

Sie that alſo dem Dichter, nachdem ſie ihn an ſich gelockt — zu einer Stunde, als eben ein ſtarker Nebel fiel und er ſie für ein edleres Weſen hielt — und nachdem ſie ihn in einen Käfig geſperrt wie einen Singvogel, erſt alles mögliche Herzeleid an, damit die Säfte ſeines Herzens recht würzig und ſcharf und wirkſam würden.

Das ſo präparirte Herz kochte ſie hernach und aß es.

Der Topf, in dem ſie es kochte, ſoll ſo wunderſchön, wie kein anderer jemals, am Feuer geſungen haben, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber ſie rührte das nicht: für ſie war es gerade ſo viel, als wenn der nächſte beſte Kalbskopf im Topfe gebrodelt hätte. —

Seither ſieht dieſes Weib aus wie ein Engel.

Ein Hauch von Poeſie, von Geiſt, von Gefühl, von Hingebung, von Herzinnigkeit umwittert ſie.

Man hat nicht umſonſt den Blutdampf eines verendenden Dichterherzens in ſich geſogen. Etwas bleibt doch immerhin hängen . . .

Sie erſcheint immer geiſtig angeregt, ſogar kindlich-ſeelenvoll — wenn eines neuen Mannes Bild ihr wohlgefällt.

Sie kennt die Weiſen auswendig, die der Topf mit dem Dichterherzen am Feuer ſang und ſie kann jetzt Andere

rühren mit dem, was sie selber ganz und gar nicht gerührt hat.

Was ihr fehlte und was sie brauchte, das ist ihr angeflogen. In Fleisch und Blut ist es ihr nicht übergegangen. Ihre Seele ist nur geschminkt mit dem Blute des Dichterherzens.

Innerlich ist sie das, als was sie geboren wurde. Armer Thor, der dieser geschminkten Seele traut! — Warte nur, warte! früher oder später kommt das kleine Ungeheuer zum Vorschein!" —

Diese Erzählung des Sonderlings machte auf mich einen tiefen Eindruck, und ich bekam gewaltige Angst vor dem Weibe in der Loge.

Wenn sich die Sache wirklich so verhält, wie der Alte berichtete, so ist das ja eine ganz verwünschte Sache mit den Weibergesichtern!

Man wird eben vorsichtig sein müssen. Sieht man eine junge, schöne, geist- und gefühlvolle Frau, so wird man sich erst ein wenig erkundigen müssen, ob sie das von Natur ist, oder ob sie blos so aussieht, weil sie das Herz eines Dichters aß.

Prosa.

Prosa.

Skizzen, Gedenkblätter und Studien

von

Robert Hamerling.

Zweiter Band.

2

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1884.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Dichter und Kritiker	225
Die schönste Gegend der Erde	250
Ein kritisches Vorurtheil	269
Ein Sommernacht-Abenteuer	274
Zur Erinnerung an Anastasius Grün	283
Ueber irrationelle Bestandtheile der deutschen Sprache	305
Eine Bitte an unsere Volksschullehrer	317
Zur Erwiderung in Sachen der Muttersprache	331
Die Schönheit im Tricot	341
Der Ritter von Pimpelshausen	347
Eine Station meiner Lebenspilgerschaft	357
Ueber F. Kürnberger's „Literarische Herzenssachen"	378
Amor im Grünen	392
Ueber die Kunst zu schenken	401
Was mir bei einer Hellseherin begegnete	413
Gedanken über Dichter-Unterstützungen	424
Die rothe Schleife	429
Die einzige Todsünde	441

Dichter und Kritiker.

Voltaire hat die Kritik die zehnte Muſe genannt. Das iſt ſehr ſchön und mit echt franzöſiſcher Galanterie gegen dieſe Dame geſagt.

Nur ſchade, daß die neun übrigen Muſen mit ihrer zehnten, alſo jüngſten Schweſter ſich ſo äußerſt ſchlecht vertragen und ſeit Menſchengedenken in einem unverſöhnlichen Hader mit ihr leben.

Die zehnte Muſe weiß bekanntlich, wiewohl die jüngſte, Alles beſſer als die übrigen und hofmeiſtert ſie beſtändig. Das wollen dieſe nicht leiden, und ſo raufen ſie ſich bisweilen wie Hökerinnen, ſprechen mit einander und von einander in einem Tone, daß man die himmliſchen Töchter des Zeus und der Mnemoſyne in ihnen nicht wiedererkennt.

Es ließe ſich ein hübſches Gloſſar von Schimpfworten aus dem Munde unſerer beſten Dichter gegen die Recenſenten zuſammenſtellen, von Goethe's „Schlagt ihn todt, den Hund, er iſt ein Recenſent!“ bis zu Grillparzer's geiferſprühendem:

„Der Teufel wollte einen Mörder ſchaffen,
Und nahm dazu den Stoff von manchem Thiere:
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das Ihre.
Nur Eins vergaß der Ehrenmann: den Muth.
Da drückt' er ihm die Naſe ein voll Wuth,
Und rief: Lump, werd' ein Jud' und recenſire!“

Grillparzer zählt überhaupt zu den erbittertsten Feinden der Kritiker. Und doch war eben er der Schranken seines Könnens sich wohl bewußt. Woher also sein wiederholt in bittern Worten hervorbrechender, zuletzt aber noch beredter in vieljährigem grollenden Schweigen sich kundgebender Unmuth gegen die Recensenten? Weil sie, wie er behauptete, nicht seine wirklichen Mängel hervorhoben, sondern dummes und boshaftes Zeug schwatzten. Und weil sie so „anmaßend" gegen die productiven Geister auftreten! Sie sollen es immerhin versuchen, ihn zu beurtheilen, zu belehren; aber — „mit dem Hute in der Hand."

Man verübelt es z. B. Richard Wagner, oder will es ihm gar nicht glauben, oder findet ein Uebermaß von Hochmuth darin, daß er, wie er versichert, keine Zeitungen liest und insbesondere keine Kritiken. Wie immer man dies deuten möge, glaubwürdig ist die Sache jedenfalls, und so ziemlich Jeder, der viele Jahre lang die Stimmen der Tageskritik mit ihrem confusen Wirrwarr von Lobsprüchen und Schmähungen über sich ergehen lassen mußte, wird es bestätigen, wie leicht im schaffenden Dichter oder Künstler sich allmählig eine Gleichgültigkeit gegen Zeitungslob und Zeitungstadel herausbildet, die nicht in Geringschätzung, sondern in einer wachsenden physischen Idiosynkrasie gegen die kritische Druckerschwärze begründet ist. Ich kenne einen ganz besonnen denkenden Poeten, der Wochen und Monate lang ein in seine Hände gelangtes Zeitungsblatt, welches eine Recension über ihn enthält, ungelesen läßt, um einen Augenblick der rechten Stimmung, Lust und Neugierde zu erwarten, einen Augenblick, der zuweilen auch — völlig ausbleibt.

Es wäre Zeit, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, die Acten des alten Streites zu sichten und zu prüfen, Recht und Unrecht der beiden Parteien von einem Standpunkte aus abzuwägen, der über beiden, oder beiden gemein ist.

In erster Linie ist es die Empfindlichkeit und Eitelkeit der Poeten und Künstler, was sie veranlaßt, ihre Richter, die Kritiker, unter allen Umständen zu hassen.

So lange der Autor an seinem neuen Werke schreibt, ist er selbst voller Bedenken, Vieles genügt ihm nicht, er fühlt die Nothwendigkeit von Aenderungen, kann darüber mit sich nicht ins Reine kommen, und in manchen Augenblicken beschleichen ihn bittere Zweifel am Erfolge. Ist aber das Buch gedruckt und in den Händen der Kritiker — wehe dann Jedem, der es bemängelt und es nicht für ein Meisterwerk erklärt! Die Autor-Eitelkeit beginnt, wie die Mutterliebe, erst dann, wenn das Kind ans Tageslicht befördert ist. Wir denken bescheiden von uns, bis die böse Welt uns angreift; dann wehren wir uns, wie die Löwinnen für ihre Jungen.

Aber die Eitelkeit der Autoren scheint doch nicht der einzige Grund dieses alten Zerwürfnisses mit den Kritikern zu sein. Es gibt deren noch einige andere, „objective", und ich will das Protokoll derselben so getreu als möglich nach den Worten der Kläger selbst aufnehmen, ohne vorläufig selber Partei zu ergreifen.

„Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen", fragt Lichtenberg, „und es klingt hohl, liegt dann die Schuld allemal am Buche?" Und eben derselbe schreibt: „Bücher sind wie Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, so kann kein Apostel herausschauen." Was Grillparzer derb variirt:

„Wenn ein Esel in den Spiegel schaut, so sieht natürlich kein Sokrates heraus.“ Emerson behauptet: „'t is the good reader, that makes the good book.“ Und schon Heraklit, der „Dunkle“, der wenig verstanden, aber um so schärfer recensirt wurde, machte die Bemerkung, daß „die Hunde Denjenigen anbellen, den sie nicht kennen.“

„Ihr versteht uns nicht zu lesen!“ sagen die Autoren, und kommen mit unzähligen Beispielen angerückt, wie oft die Kritik sich ernstlich compromittirt hat, wie oft sie bei der Nachwelt Unrecht erhalten, und wie oft sie in eclatanter Weise beschämt worden ist. Beim Auftreten Goethe's eiferten die Wiener Kritiker, wie H. M. Richter es kürzlich in einem Artikel der „Deutschen Revue“ ergötzlich geschildert, unausgesetzt gegen die „jetzige Mode der deutschen Poesie“, und einer von ihnen tröstete sich in folgender Weise mit der Zukunft: „Nach und nach wird man, wie ich hoffe, aus dem Goethe'schen Enthusiasmus zum gesunden Menschenverstande zurückkehren.“ Der Professor Fronhofer zu München veröffentlichte 1779, beim Aufblühen unseres goldenen Literaturzeitalters, eine Rede mit der kläglichen Ueberschrift! „Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenn es so fortgeht, so gut als vorbei!“ In ähnlichem Sinne schreibt ein anderer Kunstrichter jener Zeit: „Deutschland, du stehst, fürcht' ich, am Rande des Abgrundes! Deine Rabener, Haller, Gellert, Hagedorn sind zu den Vätern versammelt! Deine Weiße, Ramler, Wieland, Lessing stehen noch vor dem Risse und halten Dich auf! Ach, daß sie sterblich sind, und Deine Klopstock, Deine Goethe, ob sie wohl könnten, Dich nicht retten wollen!“

Diese Auslassungen fanden in den literarischen Kreisen Wiens großen Widerhall und wurden vielfach citirt zum Beweise, daß „die Wiener Kunstrichter nicht den Eigensinn allein haben, sich den neumodischen Bizzarerien zu widersetzen!" — Aber diese Kritiker, wird man sagen, waren „bornirte Leute", nun lange vergessen und verschollen. O! auch die aufgeklärten und noch heute berühmten gaben sich Blößen. Als Schiller's „Lied von der Glocke" zuerst gedruckt erschien, da geschah es, daß, wie es in einem aus jener Zeit erhaltenen Briefe wörtlich heißt, eine sehr geistreiche Gesellschaft, darunter die beiden Schlegel, Deutschlands größte Kritiker der classischen Epoche, „sich über dies Gedicht vor Lachen wälzte." — Der Roman „Agnes von Lilien" von Karoline von Wolzogen, welcher anonym in den „Horen" erschien, wurde von Fr. Schlegel für ein Werk von Schiller gehalten, während ihn Andere Goethe zuschrieben. „Einige" sagt Fr. Schlegel in einem Briefe, „sind seltsam genug, auf Frau von Wolzogen zu rathen."

Jeder große Dichter und Künstler — sagen die Autoren — wurde bei Lebzeiten für „überschätzt" erklärt; jeder sollte seinen Ruf blos der Reclame seiner Freunde verdanken; von jedem hieß es in einer späteren Periode seines Lebens, er sei halb oder ganz „verschollen", oder „aus der Mode gekommen." Seit Heine's Name in Deutschland berühmt wurde, hat es immer Leute gegeben, die ganz gewiß wußten, er werde in zwanzig Jahren vergessen sein. In einer biographischen Skizze Schumann's a. d. J. 1855, von einem damals berühmten Musikschriftsteller, F. C. Lobe, ist die Rede von den „jetzt meist vergessenen Clavierfachen

Schumann's." Also im Jahre 1855 galten die Clavierſachen Schumann's als vergeſſen! — „So gewiß es iſt," erklärt dieſer ſelbe Kritiker rundweg, „daß Schumann ein großes Talent beſaß, ſo gewiß iſt es auch, daß er die Höhe des Ruhmes, auf welcher er ſtand, unverdient einnahm, denn er hatte ſie nicht aus eigener Kraft erſtiegen, ſondern war auf den Federn und Journalen ſeiner Anhänger dahin gehoben worden. Die verderbliche Wirkung ſchamloſer Coterie zeigte ſich bei keinem Künſtler in auffallenderer Weiſe als bei ihm." „Zum Glück," fügt Lobe hinzu, „ſteht daneben auch der Troſt, daß dieſe ſchamloſe Coterietätigkeit endlich doch nur in beſchränkten Kreiſen und auf einige Zeit zu wirken vermag, und die Lüge nie allgemein durchdringt!"

Auf ſolche Exempel ſtützen ſich die Dichter und Künſtler, um zu beweiſen, daß die Kritiker ſich niemals durch beſonderen Scharfſinn ausgezeichnet haben, und daß ſie von jeher nicht etwa blos das Schlechte, ſondern auch das Gute verunglimpfen, in der feſten Ueberzeugung, der guten Sache dadurch einen Dienſt zu erweiſen.

Einen anderen Klagepunkt der Producenten bilden die Widerſprüche der Kritik. Und ſolche Widerſprüche, ſagen die Kläger, gibt es auf dem Felde der Kritik in mehr als einem, unter Anderm auch in dieſem Sinne, daß man es nicht blos allen zuſammen, ſondern auch jedem einzelnen dieſer Geſtrengen ſelbſt nicht mit dem Gegentheil von dem was ſie tadeln, recht machen kann. Was man eben thut, iſt immer das Unrechte, und das Gegentheil wäre das Rechte geweſen. Motiviren wir z. B. eine Liebe nicht genauer, ſo

ſagt der Ariſtarch: „Der echte Dichter hätte uns dieſe Liebe begreiflich zu machen gewußt.“ Motiviren wir ſie, ſo ruft derſelbe: „Bedarf die Liebe einer Begründung? Die Liebe iſt ohne Grund! ſie motiviren zu wollen, wird dem echten Dichter niemals einfallen.“ — Es iſt überhaupt drollig — fügen die Dichter bei — wie „dieſe Herren“ bei jeder Gelegenheit, ſowohl im Ganzen wie im Einzelnen, bei jeder Scene, jeder Stelle, jedem Vers aufs Genaueſte anzugeben wiſſen, hier hätte der „echte“ oder „geniale“ Dichter es ſo, hier ſo gemacht; hier hätte er ſeinen Helden dies, hier jenes thun oder ſagen laſſen. Ei, wenn Ihr das immer und überall ſo genau wißt, müßt ihr dann nicht ſelbſt auch echte, geniale Dichter ſein? und wenn ihr das ſeid, warum ſetzt ihr euch nicht hin, und ſchreibt von vornherein die Meiſterwerke gleich ſelbſt, ſtatt ſie uns ſo Vers für Vers zu ſouffliren? —

Die Producenten gehen weiter und ſagen: Ihr Kritiker ſeid bei all' eurer Anmaßung und eurem Aplomb nicht bloß nicht unfehlbar, ſondern ihr ſeid auch oberflächlich, gedankenlos und leichtſinnig. „Ich war auf Lob und Tadel ſo ziemlich vorbereitet“, ſchreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, „beſonders da ich ſeit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftſteller behandle, denen ich eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. Hier konnte ich ſelbſt in meiner Unſicherheit deutlich bemerken, wie doch ſo Vieles grundlos, einſeitig, und willkürlich in den Tag hineingeredet wurde. Mir begegnete nun daſſelbe, und wenn ich nicht ſchon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widerſprüche gebildeter

Menſchen machen müſſen! Ich ſah ein Beiſpiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer; wie mochte es erſt im großen Publikum ausſehen!"

Jeder Schaffende erklärt, daß ihm dieſe Zeilen Goethe's aus der Seele geſchrieben ſind. Und ſie alle fügen hinzu: Man verlangt von uns, daß wir den Ausſpruch der Kritik achten. Gut, wir wollen es; wir wollen uns belehren laſſen. Der Kritiker ſagt uns, unſer Werk ſei ſchlecht. Möglich! Wir haben den beſten Willen, dieſen Ausſpruch zu achten, uns demſelben zu unterwerfen; wir wollen Nutzen daraus ziehen, wir wollen daraus lernen. Nun beginnt aber der Recenſent ſein Urtheil zu motiviren. Zu unſerm Erſtaunen bringt er Dinge vor, die mit dem Thatſächlichen, was vorliegt, im Widerſpruche ſtehen, Dinge die auf Unachtſamkeit, Leichtſinn, auf groben Mißverſtändniſſen, auf einem Ueberſehen der wichtigſten Einzelheiten beruhen. Wir ſtutzen. Wenn das verdammende Urtheil auf dieſen Vorausſetzungen beruht — welchen Werth kann es da für uns haben? Es iſt ja „gegenſtandlos!"

In luſtigen Stunden geſtehen es die Kritiker ſelber ein, wie Oscar Blumenthal:

„Der Autor beſchaut's nicht,
Den Leſer erbaut's nicht,
Den Beweis bleibt man ſchuldig,
Das Papier iſt geduldig!"

Leider iſt es auch gar nicht Gründlichkeit — ich ſpreche fortwährend im Namen und mit den Worten der Dichter — was der moderne Leſer von den Tageskritikern verlangt. Es genügt vollkommen, wenn die Kritik geiſtreich,

witzig, amüsant ist. Man wird ein geachteter, gesuchter, gelesener Kritiker, nicht weil man Einsicht und ein gediegenes Urtheil hat, sondern weil man eine gewandte Feder führt. Aber Geist und Witz vermehren nicht den Werth einer Kritik, sondern sie vermindern ihn; denn sie sind eine Bestechung der öffentlichen Meinung durch Mittel, geeignet, alles Willkürliche, Oberflächliche, Einseitige, und Schrullenhafte des Urtheils zu bemänteln. Einer der besten und geistreichsten Köpfe unserer Zeit, der unlängst verstorbene F. Kürnberger, erging sich in einer seiner Novellen einmal seitenlang in den witzigsten Sarkasmen darüber, daß in einer gewissen epischen Dichtung der Gegenwart Ahasver als ein ur-uralter Greis vorgeführt wird, während er doch zu der Zeit, in welcher die Handlung jener Dichtung spielt, noch nicht so übermäßig alt sein konnte. Niemals habe er sich „genug wundern können über die Gedankenlosigkeit des Dichters und seiner Kritiker, welche diesen nonsens bisher nicht bemerkten!“ — Nun ist allerdings Ahasver in besagter Dichtung nicht der bloße „Schuster von Jerusalem,“ sondern identificirt mit Kain, und es wird ausdrücklich und weitläufig darin erzählt, wie er schon Jahrtausende lang in verschiedenen Gestalten auf Erden wandelt. Aber was thut das? Was braucht ein geistreicher Kritiker sich um die Thatsachen zu kümmern? Hunderte von Lesern, die jenes Gedicht nicht genauer kannten, haben mitgelacht und werden mitlachen bei Kürnberger's Witzen, und sich nebenbei — denn wie könnte ein geistreicher Mann Unrecht haben? — mit ihm über die „Gedankenlosigkeit des Dichters und seiner bisherigen Kritiker“ wundern.

Im Nothfalle — fahren die klagenden Dichter fort — braucht der Kritiker auch nicht sonderlich geistreich zu sein. Es genügt bloße Strenge, entschiedene Strenge, um sich als Kritiker Ansehen zu erwerben. Nichts imponirt so sehr als Strenge, und je weniger dem Leser die Gründe derselben einleuchten, desto mehr ist er geneigt, an die über das Maß des gewöhnlichen Menschenverstandes hinausgehende Einsicht des Recensenten zu glauben. „Die Welt", sagt Jean Paul, „schätzt das Gewicht eines Kunstrichters blos nach der Schwere seiner Faust, wie das Gewicht des Ochsen nach der Schwere seiner Vorderpfote."

In dieser Art also pflegen die Dichter und Künstler über die von ihnen gehaßte und verwünschte Race der Kritiker sich auszusprechen.

Bevor ich das Verhör der Parteien fortsetze, möchte ich eine Thatsache feststellen — eine ganz interessante Thatsache.

Ich erlaube mir die Frage aufzuwerfen: Wie machen es denn die Dichter selbst, wenn sie sich auf den ästhetischen Richterstuhl setzen?

Man erwäge die Sache so reiflich und so unbefangen als man will, die Antwort wird am Ende nicht anders ausfallen können, als wie folgt: Wenn Dichter ihres Gleichen recensiren, so machen sie es nach dem einmüthigen Urtheile der davon Betroffenen nicht besser und nicht schlechter als die unproductiven Kritiker. Man kann es alle Tage mit anhören, wie ein Mensch, der eben tüchtig gegen die Recensenten, ihre Schwächen und Verbrechen losgezogen, sofort dazu übergeht, in der absprechendsten, befangensten, willkürlichsten

Art über Erzeugniſſe dichteriſcher Collegen ſich auszulaſſen. Erklärte Widerſacher der Kritiker, wie Grillparzer, Hebbel und viele Andere, waren ſelbſt, wenn ſie ſich aufs Urtheilen einließen, recht unleidliche, boshaft-ſtrenge, bis zur Bornirtheit einſeitige Kritiker. Goethe und Schiller ſind große Poeten, hohe, gewaltige Geiſter; aber wer möchte behaupten, daß ſie als Kritiker um Vieles beſſer waren als Andere? — Man kann alſo ganz wohl die Behauptung unterſchreiben, die ſchon vor hundert Jahren ein witziger Kopf gemacht, daß außer der Antipathie zwiſchen einem Autor und einem Recenſenten nichts größer ſei, als — ihre Aehnlichkeit.

Daraus ergiebt ſich vorläufig: daß die böſen Recenſenten keine beſondere Menſchenrace bilden, daß ihre Schwächen und Mängel keine nur ihnen eigenthümlichen, ſondern die der Menſchennatur überhaupt ſind, und daß ein jeder von uns, wie aller Creatur, ſo auch dem Recenſenten gegenüber, der ihn verunglimpft, ſich gelaſſen das weisheitstiefe Sprüchlein der Indier „Tât twâm âsi!“ (das biſt du!) zuzurufen hat.

Autor und Kritiker ſind nur zwei Hälften des einen Menſchen, die ſich erſt im Zuſtande der Trennung befehden.

Um Alles bei Anderen zu begreifen und zu entſchuldigen, braucht man nur ſich ſelbſt fleißig zu beobachten. Man erſtaunt, wenn man es ſich unbefangen zum Bewußtſein bringt, wie zufällig und launenhaft, wie von Stimmungen abhängig der Eindruck iſt, den wir von einem Buche erhalten, wie wandelbar das Urtheil, das wir in verſchiedenen Momenten darüber fällen. Gar oft, ja man könnte ſagen

in der Regel, ſehen wir ein Buch bei der zweiten Leſung ſchon wieder mehr oder weniger mit anderen Augen an als bei der erſten. Ich erinnere mich eines Kritikers, der ein neu erſchienenes Werk in einer öffentlichen Recenſion aufs Schärfſte heruntermachte, den ich aber nach einiger Zeit, als er daſſelbe ein zweites mal geleſen, ſagen hörte, er habe ſich jetzt im Ganzen wie im Einzelnen gar ſehr mit dem Buche befreundet! Das konnte den Autor freuen — aber was half es ihm? dem Publicum war und blieb doch nur jenes erſte, verdammende Urtheil bekannt, und Viele ſagten oder ſchrieben es gläubig nach, ohne zu ahnen, daß der Urheber deſſelben inzwiſchen längſt davon zurückgekommen.

Man ertappt ſich auf curioſen Sympathieen und Antipathieen. Man liebt und haßt Schriftſteller, von welchen man keine Zeile geleſen hat.

Und hegt man einmal gegen eine literariſche Perſönlichkeit oder Erſcheinung ein Vorurtheil, ſei es nun ein berechtigtes oder unberechtigtes, ſo iſt man wie blind gegen alles Gute und Schöne daran, findet abſurd und ungenießbar, was man anderswo bewundert hätte. Selbſt ein Autor, den wir ſchätzen und von dem wir bisher mit warmem Lobe zu ſprechen pflegten, wird uns widerwärtig von dem Augenblicke an, wo wir merken, daß er noch mehr gelobt wird als wir ihn loben, und daß er einen etwas größeren Erfolg erringt, als wir recht und billig finden.

Was wir anerkennen ſollen, das müſſen wir erkennen, und was wir recht erkennen ſollen, dem müſſen wir ſchon ein wenig Liebe und Hingebung entgegenbringen. Dieſer Hingebung ſtehen aber die Schranken der individuellen Natur

entgegen. Daher ist es auch leichter, gute Gedanken aus Eigenem zu geben, als fremden völlig gerecht zu werden, und selbst große Geister sinken, wenn sie fremdes, dem ihrigen nicht verwandtes Gedankenleben kritisiren wollen, auf das Niveau des Beschränkten und des Kleinlichen herab. Wer erinnert sich da nicht an Rahel's naiven Ausspruch: „Mir kommt vor, als ob alle Philosophen Recht hätten, nur nicht wenn sie streiten!"

Aus uns selbst herauszugehen, aus der eigenen Haut zu fahren, bleibt immer das Härteste, was uns zugemuthet werden kann. Und so bildet sich in uns der Eigensinn des subjectiven Meinens und Wähnens heraus, der sich sogar noch etwas auf sich zu gute thut und den Jean Paul so hübsch mit den Worten persiflirt: „Jedem anderen als dem scharfsinnigen Auge des Gelbsüchtigen entgeht die allgemeine Farbe der gelben Natur."

Nach all' diesem scheint es, als ob mit Rücksicht auf die allgemeinen Schwächen der menschlichen Natur, der zuversichtliche Ton, welchen die Kritiker anschlagen, nicht recht am Platze wäre, und als ob man an sie billiger Weise die Forderung stellen könnte, sie sollten sich dieses Tones entwöhnen.

Dagegen höre ich aber sogleich unsere Aristarche, als hartgesottene Sünder, die sie sind, eifern: „Wie? Wir Kritiker sollten die Flinte ins Korn werfen? Wir sollten künftig allen Plunder nur mit Sammethandschuhen anfassen, weil unserem Metier, wie allem Menschenwerk, Gebrechen und Mängel ankleben? Nein! wir werden fortfahren, zu sagen, was wir meinen, und so mit euch zu reden, wie uns

der Schnabel gewachsen ist. Daß wir Menschen sind, daß wir irren können, wissen wir. Was wir sagen, so kategorisch es klingt, ist doch natürlicherweise immer gesagt mit dem schweigenden Vorbehalt, daß ein einzelner Mensch es sagt, der freilich auch Unrecht haben kann!"

„Ganz recht!" fallen die Autoren ein; „dieser schweigende Vorbehalt genügt aber nicht, der gedankenlosen Menge gegenüber. Wenn ihr euch nicht selbst für unfehlbar ausgeben wollt, so solltet ihr nicht immer im Tone der Unfehlbarkeit sprechen. Dieser euer zuversichtlicher Ton dupirt den Leser, und er hält euer Urtheil für das, wofür ihr es selber nicht haltet, für ein Orakel!"

„Mag er das!" versetzen die Kritiker. „Wir bedürfen der Autorität. Dem Schlechten muß mit Energie entgegengetreten, das Mittelmäßige, Ueberschätzte auf seinen wahren Werth zurückgeführt, der Reclame ein Gegengewicht geboten werden. . . ."

„Das Schlechte! das Mittelmäßige! das Ueberschätzte!" rufen die Dichter zurück. „Was ist denn aber wirklich schlecht und überschätzt? Da stehen wir gleich wieder auf dem alten Punkte. Welcher höhere Genius steigt denn hernieder, um uns in jedem einzelnen Falle zu sagen, ob der Kritiker etwas mit Recht oder mit Unrecht für schlecht hält? Glaubten nicht auch jene Kritiker ihre Pflicht zu thun, welche beim Erscheinen Goethe's trauernd ihr Antlitz verhüllten und ausriefen: „Deutschland, du stehst am Rande eines Abgrunds?" War es ihnen nicht bitterer Ernst, wenn sie jammerten, daß das Zeitalter „Rabener's, Haller's, Gellert's und Hagedorn's" für immer dahin sei und daß die Wieland, Lessing, Klopstock,

Goethe einen Ersatz dafür bieten theils nicht konnten, theils nicht wollten? Glaubte jener gewiegte Musikkritiker nicht auch der Reclame, der Ueberschätzung das Handwerk zu legen, indem er gegen den „unverdienten“ Ruhm Schumann's, das Werk einer „schamlosen Coterie“ zu Felde zog?“

Darauf die Kritiker: „Wir haben es euch schon gesagt: ihr dürft von uns nicht verlangen, daß wir niemals irren sollen.“

Die Dichter: „Aber wir dürfen von euch verlangen, daß ihr dieser Möglichkeit des Irrthums immer eingedenk bleibet — daß ihr dieselbe nicht als „unbewußte“, sondern als bewußte Vorstellung in euch wach erhaltet!“

Die Kritiker: „Ihr dürfet von uns auch nicht verlangen, daß wir das, was nun einmal unsere Ueberzeugung ist, nicht mit der Energie und dem Muthe der Ueberzeugung aussprechen!“

Die Dichter: „Dürfen wir nicht wenigstens verlangen, daß ihr euch dabei einer etwas größeren Gründlichkeit befleißigt? Daß ihr das, was ihr beurtheilen wollt, auch leset, und den thatsächlichen Inhalt desselben aufmerksam erfasset?“

Die Kritiker: „Lohnt nicht immer der Mühe und wäre gar oft eine allzu unerquickliche Sache!“

Die Dichter: „Gut! glaubt ihr ein Werk nach dem allgemeinen Eindrucke beurtheilen zu können, und scheint euch der thatsächliche Inhalt, das Detail, und das, was der Dichter damit wollte, der Kenntnißnahme nicht werth, so beschränkt euch darauf, zu sagen: Das Buch ist mir antipathisch. Aber es ist durchaus nicht zu billigen, daß ihr

dem Detail des Buches und den Absichten des Dichters nachzugehen zwar verschmäht, dennoch aber über beides referirt, und Schlüsse zieht, nicht aus dem Buche, sondern aus euerem Referat darüber, so daß ihr euch den Anschein gebt, das Werk im Ganzen und im Detail zu kennen, während ihr es, so zu sagen, nur aus der Recension kennt, die ihr darüber schreibt! — Auch werdet ihr zugeben, daß, je strenger die Kritik, sie desto mehr durch Gründlichkeit sich rechtfertigen und es vermeiden müsse, sich Blößen zu geben. Aber häufig zeigt ihr gerade dann, wenn ihr am strengsten und mit dem größten Aplomb auftretet, eine in die Augen springende Leichtfertigkeit, ja Frivolität in der Begründung eures Urtheils."

Die Kritiker: „Wir finden es zuweilen nöthig mit der schweren Cavallerie ins Feld zu rücken, um ohne viel Federlesen mit ihrer Wucht den Feind zu erdrücken!"

Die Dichter: „Schwere Cavallerie? Ach du lieber Gott, an all' dem mit so viel Nachdruck Gesagten ist oft nichts schwer und gewichtig; das Alles ist im Gegentheil so leicht, so schaumig, wie der Geifer, der einem Zornigen vor den Mund tritt! — Keine Kritik wäre uns zu streng, wenn sie nur wirklich den Nagel auf den Kopf träfe — wenn die Einwürfe sämmtlich ebenso thatsächlich begründet als formell überzeugend wären, und die reellen Voraussetzungen, von welchen das Urtheil ausgeht, nicht auf Unwissenheit oder Unverstand beruhten! — Und scheint euch nicht auch unsere weitere Forderung, daß ihr das Leidenschaftliche eures Tones so viel als möglich mäßigen sollt, der Erwägung werth? Diese Forderung ist so naheliegend, daß selbst Schopenhauer,

der in Praxis sich oft genug zu maßlosem Schmähen hinreißen ließ, doch in der Theorie und im Princip die Berechtigung derselben anerkannte. „Wer da will, daß sein Urtheil Glauben finde," sagt er in den „Parergis", „der spreche es ohne Leidenschaftlichkeit aus. Denn alle Heftigkeit entspringt aus dem Willen: daher wird man diesem, und nicht der Erkenntniß, die ihrer Art nach kalt ist, das Urtheil zuschreiben. Weil nämlich das Radicale im Menschen der Wille, die Erkenntniß aber blos secundär und hinzugekommen ist, so wird man eher glauben, daß das Urtheil aus dem erregten Willen, als die Erregung des Willens blos aus dem Urtheil entsprungen sei." — „Laßt alle Wahrheit, die ihr sprecht," schreibt Emerson, „auf dem Gefrierpunkt sein, sonst wird selbst eure Weisheit zur Narrheit werden."

Die Kritiker: „Das ist nicht unrichtig. Aber wir gestehen offen, daß wir zuweilen das Bedürfniß haben, die angesammelte kritische Galle sich in Kraftworten ergießen zu lassen. Das thut wohl, das erleichtert!"

Die Dichter: „Ja, ja, aber bedenket nur, daß ihr, während ihr mit solchen Ergüssen eure Galle erleichtert, der Sache schadet, die ihr vertretet, daß sie als Kritiken werthlos sind und nur ein pathologisches Interesse haben. F. Kürnberger veröffentlichte in seinem Buche „Litterarische Herzenssachen" einen wüthenden Artikel über den „Fechter von Ravenna" des von ihm persönlich auf den Tod gehaßten Friedrich Halm, und nannte das Werk eine — „Schandkomödie!" Hätte er es eine schlechte Tragödie genannt, so würde der Leser ihm vielleicht geglaubt haben. Mit dem Worte „Schandkomödie" aber hat er zwar sein Herz erleichtert..."

Die Kritiker: „Und Manchem eine Freude gemacht, der Fr. Halm ebenfalls nicht leiden konnte. — und selbst das unbefangene Publicum hört einem solchen prächtig daherrollenden kritischen Zorngewitter nicht ungern zu.“

Die Dichter: „Ja, wie man auch dem beredten Zornerguß einer schimpfenden Hökerin nicht ungern zuhört. Aber seinen kritischen Zweck hat Kürnberger verfehlt, und mit dem Schimpfwort „Schandkomödie“ nur dies erreicht, daß der Leser stutzig wurde und dachte, Kürnberger sei, als er dies niederschrieb, nicht recht bei Sinnen gewesen. Unbesonnener Weise stellte er sich als Wüthender bloß, und verrieth vor aller Welt, daß sein Urtheil nicht aus der „Erkenntniß“, sondern aus dem „erregten Willen“ gekommen. Es war ihm eine seiner litterarischen „Herzenssachen“, Halm zu vernichten. Die Kritik soll aber eben nicht Herzenssache sein, sondern Kopfsache. — Es ist also nicht blos eine Forderung der Billigkeit, sondern auch der Klugheit, daß ihr Kritiker blinden Uebereifer vermeidet, persönlichen Stimmungen so wenig Einfluß als möglich gestattet, und auf jenes tobsüchtige Gebahren verzichtet, dem wir in kritischen Auslassungen immer häufiger begegnen, und das ohne Zweifel mit der nervösen Erregbarkeit unseres Zeitalters zusammenhängt. Geistreiche, bedeutende, geniale Menschen sind dieser krankhaften Erregbarkeit am meisten ausgesetzt; besonders wenn sie durch Verkennung, ungenügenden Erfolg ihrer eigenen Leistungen verbittert sind. Es giebt keine so geistig vornehme Natur, daß sie nicht doch auch der Regung des Neides zugänglich wäre. Und dieser bewußte oder unbewußte Neid nimmt selbst bei den raffinirtesten Geistern oft die

naivſten Formen an. Eine dieſer naiven Formen iſt die angebliche Verachtung des Erfolges — welche den „Beifall der Menge“ als etwas nur den vulgären, mittelmäßigen und unächten Talenten Zufallendes, demnach als eine Schande betrachtet, während der Verächter doch zeitlebens den Schmerz nicht verwinden kann, daß dieſes verächtliche Merkmal der gemeinen Geiſter, der Erfolg — ihm ſelber verſagt geblieben.

„Thöricht, nach Erfolg zu trachten,
Ob uns auch ſein Locklied klingt! —
Den Erfolg muß man verachten,
Wenn — ein Andrer ihn erringt!“
(O. Blumenthal.)

Es kommt auch vor, daß Manche ſich den Anſchein geben, als verſchmähten ſie es, in ihrem Schaffen ſich gewiſſer beſtechender, zum Erfolg führender Mittel zu bedienen, während ſie ſich dieſer Mittel einfach darum nicht bedienen, weil ihnen dieſelben — überhaupt nicht zu Gebote ſtehen. Es piepſt kein Hänfling auf einem Aſte des Dichterwaldes, der nicht ſtolz wäre auf die natürliche Einfachheit und ſchmuckloſe Gediegenheit ſeines Geſanges und ſich nicht den Anſchein gäbe, er könnte, wenn er nur wollte, ebenſo gut ſchmettern und trillern wie die Lerche oder die Nachtigall, thue dies aber aus Grundſatz nicht, da er den Gebrauch ſolcher auf den Effekt berechneten Mittel für verwerflich halte. Die Hänflinge würden recht gern trillern, wenn ſie nur könnten, da ſie es aber nicht können, ſo verlangen ſie, liebe Lerche, du ſollſt es ebenfalls unterlaſſen.

„Weil ſie nicht können, was ſie wollen,
Sollſt du nicht wollen, was du kannſt!“ —

Die Kritiker. Genug davon! Wir vertheidigen weder die Kritik, die ein bloßer Ausfluß persönlicher Stimmungen ist und sich selbst als Herzenssache gibt, noch diejenige, welche das Maß, nach welchem sie mißt, immer nur von der eigenen Taille nimmt. Aber wir müssen uns das Recht vorbehalten, zuweilen ein bischen Tendenzkritik zu treiben. Das heißt Kritik, für welche nicht die eben vorliegende Leistung und ihr absoluter Werth oder Unwerth maßgebend ist, sondern die geistige Individualität des Autors, und die Richtung, welcher derselbe angehört. Verfolgt dieser eine Richtung, die wir für verderblich halten, so fragen wir allerdings nicht lange, was das Buch an und für sich werth, und fühlen uns auf keinen Fall berufen, die Lobredner desselben zu machen, und sprechen davon entweder gar nicht, oder so schlecht wie möglich. Oder wenn ein Autor zu viel Erfolg hat, zu viel gehätschelt wird — da muß man sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen . . ."

Die Dichter (einfallend): „Und wie ihr heute tendenziös tadelt, so lobt ihr morgen tendenziös, streicht einen „verkannten" oder nicht nach Verdienst gewürdigten Hänfling heraus, an dem ihr, wenn er „gewürdigt" würde, kein gutes Haar — ich will sagen keine gute Feder lassen würdet. Und am liebsten werft ihr natürlich mit den Gebeinen der Todten nach den Schädeln der Lebendigen! — Dergleichen ist am Ende begreiflich. Aber die Kritik sollte wenigstens niemals darauf ausgehen, jemand mit allen Mitteln zu verfolgen und förmlich todt zu machen. Denn da sie — wie nun ein für alle mal zugestanden ist — auch irren kann, so wäre es leicht möglich, daß sie einen ästhetischen Justizmord

beginge. Es giebt Denker und Dichter, welche ſich nicht mehr rühren, den Mund nicht mehr öffnen dürfen, ohne verunglimpft und als verächtlich bei Seite geſtoßen zu werden. Das ſollte nicht ſein. Jedem Autor ſollte die Möglichkeit gelaſſen werden, welcher Partei und Richtung er auch angehören mag, ſich an der geiſtigen Arbeit der Nation zu betheiligen. Wenn man anfängt, einen Autor ſyſtematiſch und grundſätzlich mit Gehäſſigkeit zu verfolgen, ſo wirkt dies demoraliſirend auf ihn ſelbſt und auf das Publicum, dem der Glaube an die Ehrlichkeit der Kritik abhanden kommt. Die äſthetiſche Gerichtspraxis ſollte von der juridiſchen lernen. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Verbrecher vor Richter und Geſchwornen eine günſtigere, menſchenwürdigere Stellung hat, als der Autor oder Künſtler vor ſeinen Kritikern. Das Schlimmſte aber bleibt, daß der Kritiker ſich für berechtigt hält, Unterſuchungsrichter und Scharfrichter in einer Perſon zu ſein, und jeden Kopf, den er für keinen guten hält, dem Eigenthümer vor die Füße zu legen, während es doch genügen würde, mit dem Richtſchwerte nur ſo ſtark daran zu klopfen, als nöthig, um zu zeigen, daß er hohl iſt.

Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich in dieſer Verhandlung die Autoren weit ausführlicher zu Worte kommen laſſe, als ihre Gegner. Das ergab ſich aber aus der Natur der Sache und war nicht mehr als billig. Die Poeten kommen ſo ſelten dazu, öffentlich für ſich zu ſprechen, daß man ſie reden laſſen muß, wenn ſie einmal daran ſind. Und im Uebrigen iſt es nicht meine Schuld, wenn die Herren Kritiker, wie auf die früheren Aus-

einanderſetzungen ihrer Gegner, ſo auch jetzt wieder auf meine Frage, welchen Eindruck ihnen die Ermahnungsrede der Poeten gemacht, nur kurz und barſch antworten:

„Gar keinen! theils ſchon darum, weil all' das Vorgebrachte nicht neu iſt, daher keiner Aufmerkſamkeit mehr würdig; ferner, weil die verletzte Autor-Eitelkeit uns immer und unter allen Umſtänden dieſe ſelben Vorwürfe machen würde, auch wenn wir die Gerechtigkeit in Perſon wären. Wir laſſen uns nicht einſchüchtern; und wir werden niemals darauf verzichten, ſtreng, einſchneidend, vernichtend zu urtheilen, wo wir es für nöthig halten, wie auch die Dichter es machen und jeder Menſch, wenn er unbefangen ſeine Meinung ſagt."

Ich muß dem Kritiker hier Recht geben; bin aber der Meinung, das Anſehen der Kritik und ihre nachdrückliche Wirkung würde nur gewinnen, wenn die Kritiker einmal manche von dieſen trivial klingenden Forderungen, die ſie aus dem Munde der Producenten nicht ohne Grund hinzunehmen verſchmähen, endlich einmal ernſtlich an ſich ſelber ſtellten. In einem Puncte wenigſtens muß ich den klagenden Poeten beipflichten: in der Klage über den Leichtſinn, mit welchem der wirkliche Inhalt, Sinn und Zuſammenhang der Bücher ignorirt und dennoch beurtheilt und verurtheilt wird. Es kommen bei den üblichen kritiſchen Inhaltsangaben und Analyſen wirklich Dinge vor, welche haarſträubend ſind. Alſo in Gottes Namen Strenge ſo viel ihr wollt — nur etwas mehr Gewiſſenhaftigkeit etwas mehr Objectivität! Kein Utopien! wir bleiben ja Menſchen! Aber — ein wenig beſſer könntet ihr's vielleicht machen! —

Dies mein Schlußbescheid an die Kritiker. Und die Dichter? was soll ich diesen sagen? Welches Verhalten gegen die Recensenten soll ich ihnen empfehlen?

Vor Allem sollen sie von den Stimmen der Kritik so viel als eben möglich zu lernen suchen. Dem Mißfallen des Kritikers und seiner daraus sich ergebenden Verurtheilung eines Werkes liegt, wenn sie nur auf einem wirklichen Eindrucke beruht und ehrlich gemeint ist, fast immer ein mehr oder weniger berechtigtes Gefühl zu Grunde, wenn auch der Kritiker dasselbe nur ungeschickt, leichtfertig oder irrthümlich zu motiviren vermag. Man lasse sich durch diese vielleicht sinnlose Motivirung nicht irre machen, man halte sich an die Thatsache: dein Werk hat dem Kritiker mißfallen, und das muß einen Grund haben.

Soll der Autor sich jemals zu einem öffentlichen Widerspruch gegen die Kritik hinreißen lassen? Ich denke, nein! Entstellung von Thatsachen mag er berichtigen, das ästhetische oder Geschmacksurtheil entzieht sich jeder Widerlegung. Widerspruch ist schon aus dem Grunde unstatthaft und unzweckmäßig, weil die Kritiker ihn nicht dulden, und die Empfindlichkeit derselben noch weit größer ist als die der Poeten.

So ertragen wir also mit Geduld, wir Autoren, selbst ungerechte Angriffe als einen unvermeidlichen Fluch der Oeffentlichkeit. „Wer auf dem Markte singt, dem bellt jeder Hund ins Lied!“ sagt ein altes deutsches Sprichwort. Lassen auch wir uns nicht einschüchtern, und wenn wir durchgehechelt werden, so suchen wir ein anderes mal mehr Beifall zu erringen. Und haben wir's in ehrlichem

Streben so gut gemacht als wir vermocht, so lassen wir uns durch die Demüthigungen der Kritik die Freude an dem bischen Erfolg im Publicum nicht verbittern. Es bleibt doch immer eine Genugthuung, Andere mit dem, was man schafft, zu rühren, zu erfreuen oder zu erheitern. Es ist das doch immer etwas und keinem möglich, ohne die Gottesgabe eines wirklichen Talents. Und insofern hätte alle negative Weisheit der Kunstrichter allerdings vor dem bescheidensten positiven Können zu stehen „mit dem Hute in der Hand".

Ein gutes Mittel übrigens, seinen Gleichmuth zu bewahren, ist für einen Autor, der es nöthig hat, die Erwägung, daß die Tageskritik für sich allein keinen Erfolg macht und keinen vernichtet. Wer sich über die schlimme Wirkung ungerechten Tadels beruhigen will, der sehe nur zu, wie gering und wie wenig nachhaltig im Großen und Ganzen die Wirkung des ungerechtfertigten Lobes ist. Niemals hat die Reclame ein wirklich schlechtes oder mittelmäßiges Buch berühmt oder populär gemacht. Selbst gute, von der Kritik beständig mit Auszeichnung genannte und herausgestrichene Bücher bleiben ungekauft und ungelesen, wenn sie dem Geschmacke des Publicums nicht zusagen. Die Klage sämmtlicher unbeachtet gebliebener, erfolglos Strebender: „Ich verstehe es nicht, für mich Reclame zu machen!" hört man am allerhäufigsten im Munde von Solchen, bei welchen die Reclame — nichts geholfen hat. Und obgleich diese die geringe Wirksamkeit der Reclame für ihre eigene Person erprobt, sind sie doch nicht zu heilen von der fixen Idee, daß Alle, die es weiter gebracht als sie, dies nur der Reclame verdanken können. Der absurde

Glaube an die Allmacht und Nothwendigkeit der Reclame ist bei Vielen so eingewurzelt, daß sie sich ihr Leben lang in den kleinlichsten Mittelchen derselben erschöpfen, und es giebt der Fälle genug, wo Menschen, die nicht ohne Begabung waren, durch Reclamemacherei sich um allen Credit brachten und nicht durchdringen konnten, weil man sie lächerlich fand und ihnen nichts Gutes zutrauen mochte.

Ich schließe und überlasse es dem Schicksal, ob von dem, was ich sowohl den Poeten als den Kritikern zu bedenken gegeben, etwas auf empfänglichen Boden fallen wird. Ich habe nur geringe Hoffnung. Ich fürchte, daß die Einen wie die Andern in ihrer Art unverbesserlich sind. Die Welt pflegt so sehr in aller und jeder Beziehung den alten Trott weiter zu gehen, daß nicht abzusehen ist, warum es gerade in dieser, der Hauptsache nach, nicht immer beim Alten bleiben sollte. Dies Alte aber läßt sich, glaube ich, am kürzesten in die Worte zusammenfassen:

Der Autor schreibt was er kann, der Recensent schreibt was er will.

Die schönste Gegend der Erde.

Ein Separat-Votum.

Ich habe niemals recht begriffen, wie es die Leute eigentlich meinen, wenn sie bald Neapel, bald die Berge und Seen der Schweiz, bald den Niagarafall u. s. w. als die schönsten und merkwürdigsten Punkte der Erde bezeichnen. Nach meiner feststehenden Ueberzeugung gebührt diese Bezeichnung einzig und allein dem Landstrich, welcher sich von Krems an der Donau über Gföhl, Zwettl und Weitra gegen die böhmische Grenze hin erstreckt, und welcher unter dem Namen des niederösterreichischen Waldviertels bekannt ist. Personen, welchen gegenüber ich diese Ueberzeugung geltend machte, haben mit hämischem Lächeln eingewendet, daß ich nicht so denken würde, wenn ich nicht zufällig in besagter Gegend, und zwar zu Kirchberg am Walde, in der Nähe von Zwettl, das Licht der Welt zuerst erblickt hätte. Ich kann diesen Umstand, nämlich da geboren zu sein, nicht leugnen, und ich vermag mich, da ich nun einmal da geboren bin, in die Lage, nicht da, sondern anderswo geboren zu sein, so wenig zu versetzen, daß ich wirklich nicht weiß, was ich denken oder nicht denken würde, wenn ich nicht da

geboren wäre. Und so werde ich von meiner Behauptung, daß die schönste und merkwürdigste Gegend der Welt zu beiden Seiten der Landstraße liege, auf welcher der Kremser Stellwagen täglich durch den Gföhler Wald über Rastenberg nach Zwettl und Weitra fährt, so lange nicht ablassen, bis Einer auftritt, dem es gelingt, mir das Gegentheil zu beweisen.

Ich möchte wirklich wissen, wie er das anfinge. Wollte er es z. B. versuchen, mir glaubhaft zu machen, daß irgendwo und irgendwie das Gefühl übertroffen werden könne, mit welchem ich, wenn wir Sängerknaben des Stiftes Zwettl zur Jahresschulprüfung nach Krems geführt wurden, auf der Straße mitten im Gföhlerwalde zuerst aus weiter Ferne den Spiegel der breiten, prächtigen, inselreichen Donau herüberblitzen sah — wollte er das versuchen, so könnte mir die Verschrobenheit und Rechthaberei, die Voreingenommenheit und Parteilichkeit eines solchen Menschen nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. —

Das Schöne wird leidlich in der Welt anerkannt, aber nicht so das Schönste. Sollen etwa die nüchternen Zeitungs-Feuilletons, in welchen alle Jahrzehent einmal etwas über das Waldviertel wie über einen armen, vergessenen „Erdwinkel" gesagt wird, der Größe und Würdigkeit des Gegenstandes angemessen sein?

Da schreibt z. B. Einer:

„Männiglich ist es bekannt, daß das Erzherzogthum Niederösterreich seit alter Zeit in vier Kreise (Viertel) eingetheilt ist. Eines dieser Viertel ist das „Viertel ober dem Mannhartsberge", und dessen gebirgiger (?) Theil wird seit

undenklichen Zeiten das Waldviertel genannt. Man braucht nur einen Tag im Waldviertel gewesen zu sein, um die Entstehung dieses Namens zu begreifen. Ueberall, wohin das Auge streift, das üppigste, frische Waldesgrün in allen Farben und Schattirungen, Laubholz und Nadelholz gedeihen um die Wette, und mitten in diesen grünen, duftenden Wäldern trifft das Auge in wohlthuendem Wechsel Triften und wohlbestellte Felder. Kleine Bäche und freundliche Ortschaften vollenden das Bild. Und es ist ein liebes Bild, welches sich Dir darbietet, führt je ein Zufall Dich in diese Gelände."

„Bescheidener Fleck Erde," ruft ein Anderer aus, „von Vielen nicht einmal dem Namen nach gekannt! Und doch bist du nichts weniger als arm an Schönheiten eigenthümlicher Art, und wären es auch nur deine immergrünen Wälder, die wie endlose Parke rechts und links deine wohlerhaltenen Straßen säumen und der Gegend zu jeder Jahreszeit einen frischen, duftigen Reiz verleihen. Wer auch nur einige Zeit auf dir verweilt hat, vergißt dich nicht leicht wieder, und so drückt auch mir Erinnerung die Feder in die Hand."

Recht gut gemeint — aber das sind am Ende doch Alles nur Lappalien und triviale Redensarten. Den rechten Verstand und das rechte Wort für die Merkwürdigkeit und Einzigkeit des Waldviertels findet man nur bei den Eingebornen, z. B. bei Ludwig Mayer, meinem Landsmanne, weitläufigen Verwandten und Freunde, einem philosophischen Autodidakten und verwilderten Genie, Autor der Blätter „Aus der Mappe des Philosophen von Rumpelsbach" (Hamburg, Richter, 1874), welcher der von mir vollkommen

getheilten Ansicht ist, daß im Viertel ober dem Mannhartsberge ein anderer Mond scheint als im Viertel unter dem Mannhartsberge, die Vögel anders singen, die Wasser anders rauschen, und „jeder Wurm" noch ganz anders, als anderswo, eine „Heimat" hat. —

Im Jahre 1867 besuchte ich nach vieljähriger Abwesenheit das heimische Waldland wieder — frischte die Eindrücke der Kindheit wieder auf, und erhielt überdies auf dieser Heimatreise. eine Menge von Anregungen, namentlich zu Einzelheiten der Naturschilderung, für den „König von Sion", den ich damals eben in Angriff nahm, und dessen erster Gesang zu Schweiggers, im Hause meines lieben Vetters Koppensteiner, niedergeschrieben wurde.

„Wohlan denn," wird der geneigte Leser neugierig ausrufen, „beschreibe uns die Wunder deines theuern Waldviertels, die Reize, welche es zum merkwürdigsten Fleck der Erde machen!" — Ich werde mich hüten, diese Wunder schildern und etwas mit vielen Worten aufputzen zu wollen, dessen geheimer, größter Reiz vielleicht in der Anspruchlosigkeit und Schlichtheit liegt. Zu beschreiben ist da wenig oder nichts. Ich habe dem geneigten Leser gesagt, wo nach meiner Ueberzeugung der schönste Fleck der Erde liegt; will er es mir nicht aufs Wort glauben, so werden ihn die flüchtigen, ganz simplen Bemerkungen, die ich folgen lasse, noch weniger überzeugen.

Das Waldviertel ist kein Gebirgsland, in welchem öde Bergkolosse auf dunkle Thalschluchten herabschauen, die Seele des Menschen ängstigend; aber auch keine einförmig sich hinstreckende Ebene. Berg und Fläche berühren sich in schön

ausgeglichener Miſchung, in nicht erhabenem, aber anmuthigem Wechſel. „Starkbewaldetes Hügelland“ nennen es trockene Geographen.

Ach die Wälder des Waldviertels! — Urwälder freilich ſind auch ſie nicht — nicht zu vergleichen den rieſigen Nachbarwäldern des ſüdlichen Böhmens. Aber etwas ganz Anderes doch als die Gehölze mancher Alpengebirgsländer, wo zumeiſt hohe, aber lächerlich dünne Stämmchen wie Spazierſtöckchen den unwegſamen, von Schluchten und Erdſpalten zerriſſenen Berghang hinan ſtehen! Stämmiger Wald iſt's, oft tiefere Gründe, mit allen phantaſtiſchen Schauern der Waldnatur. Aber es fehlen auch nicht die bequemen, einladend-ſchönen Haine in der Ebene, für welche ich ſchwärme, zumal wenn maſſige, weichbemooſte Felsblöcke hie und da auf freundlichen Waldwieſen und Lichtungen ſich hinſtrecken, die leicht zu erklettern ſind, auf welchen man halbe Tage lang liegen und träumen und die rothen Thurmdächer der benachbarten Dörfer betrachten kann.

Der Wald iſt Herr in dieſem Lande; auch Wieſen und Feldern drückt er ſein Siegel auf, und man ſieht, daß dieſe den Grund und Boden nur gleichſam von ihm zu Lehen haben. Mitten auf Wieſen bemerkt man Hügel, wie Maulwurfshügel, aber von der Größe der Ameiſenhaufen, reichlich bewachſen mit Heidekraut. Wachholdergeſträuch wuchert auf kleinen Grasriſten zwiſchen den Aeckern. Haſelſtauden, die zur Zeit, wenn die Nüſſe reifen, einen angenehmen Geruch verbreiten, ſtehen dicht an den Rainen, dazwiſchen das unvermeidliche Heidekraut — und nicht bloß Heidekraut, ſondern auch Waldmoos polſtert die Raine, ſowie die Hügel

der Wiesengründe. Lauter vorgeschobene Posten des Waldes, des souveränen Beherrschers der Landschaft!

Hinter dem grünen Wälderschmuck, wird man denken, müsse der Reiz des behauten Ackerlandes zurücktreten. Im Gegentheil! Nirgends stehen die Saatfelder schöner über weite Strecken verbreitet, das Aug' erfreuend durch die Farbenpracht der Blüten jener Fruchtarten, die hier vorzugsweise gebaut werden. Was kann man sich Herrlicheres denken, als weitgedehnte purpurblühende Mohnfelder? Was spricht das Auge sinniger an, als der zarte, blaublühende Lein, auf weiten Strecken im Windhauch wallend und wogend? Dieser bezaubernd schöne Anblick blühender Mohn- und Leinfelder, anderswo so selten, hier ist er etwas Gewöhnliches. Dazu die unabsehbaren Roggenfelder im Glanze der goldenen Aehren! Und hat am Ende nicht selbst die Kartoffel — der Stolz des Waldviertels — ganz hübsche Blüten, wie nur irgend eine der stolzeren Schwesterpflanzen aus dem Solaneengeschlechte?

Ich habe den überaus freundlichen Reiz weitgedehnter Saatfelder, wie sie in meiner Heimat die Landstraße entlang, mit Hainen wechselnd, in mannigfaltiger Farbenpracht auf weiten Strecken das Aug' erquicken, meist vergebens gesucht in den Alpengegenden, wo die Gebirgsthäler, durch welche die Verkehrswege laufen, wenig Raum lassen für Entfaltung imposanter Saatenpracht, und in den wenigen Ebenen die Städte sich breit machen auf Stundenweite mit ihrem wüsten Zubehör.

Nachtigallengeschmetter wird man in den Hainen des Waldviertels nicht vernehmen. Dafür begrüßt den Fremden,

der aus dem Süden kommt, ein anderer, seltsamer, fast verrufener Vogel, der da heimisch ist. Erschrick nicht, lieber Leser, wenn ich sage: der Rabe. Du würdest ihn lieb haben, wie ich, wenn du sein gar nicht übel gemeintes „Krah! Krah!“ schon in der Wiege vernommen hättest. Sieh dort! auf einem ganz kleinen Bäumchen am Wege sitzt einer dieser mächtig großen Vögel — bei der Annäherung des Wanderers fängt er erst zu krächzen an und fliegt dann fort, schwerfällig, mit gewaltigem Schwunge der Flügel. Das Bäumchen zittert noch lange von der Erschütterung. Etwas weiter vom Wege ab, auf einem Feldrain, läßt er sich nieder. Eigenthümlich ist die graziöse Art, wie er, wenn er vom Fluge zum Stillstehen auf dem Boden übergeht, erst einige tänzelnde Schritte macht. Er thut es mit einer wahren Tanzmeistergrazie, die mit der sonstigen Wuchtigkeit und Unbeholfenheit des Vogels einen originellen Contrast bildet. Das bei Leuten in Gegenden, wo der Rabe fremd ist, verschrieene Rabengekrächze ist gar nicht so unangenehm, obgleich es zuweilen großartige Dimensionen annimmt, wenn die Raben in Schwärmen bald die Lüfte durchwandern, bald auf den Auen und Halden wie zu einer Berathung sich niederlassen. Von allen Seiten her klingt es zusammen, von allen Wäldern und Feldern her schließt es sich an und begrüßt sich mit ermunterndem Zuruf. Ich möchte nicht sagen, daß das Dohlengeschlecht in dieser Art den Hauch idyllischer Ruhe, wohlthuenden Friedens stört, der in so ganz eigenthümlicher Weise die Gefilde des Waldviertels umschwebt. Diese gar nicht unangenehmen Rufe stimmen vielmehr ganz gut zu dem ruheathmenden, besänftigenden Character der

Landschaft durch eine gewisse Monotonie, und andererseits bringen gerade sie, wenn die trüben Nebelschleier des Herbstes über der Gegend lagern, noch einiges Leben in die fast schon ersterbende Natur.

Den Eindruck holden, traulichen Friedens habe ich empfangen, als ich die Heimat nach langer Entfernung wiedersah, so wie ich ihn schon früher immer empfangen hatte, so oft ich als Studiosus aus der geräuschvollen Residenz mich an den mütterlichen Busen der Heimaterde flüchtete. Ein nicht zu enger, nicht zu weiter, nicht in die unendliche Ferne verlockender und nicht beängstigend eingeschränkter Horizont, sanft geschwungene, überall anmuthige Linien, freundliche, das Aug' erfrischende Farbentöne — das ist's, was hier den Sinn mit stillem Zauber umfängt und keines jener Gefühle aufkommen läßt, welche in großartig gestalteten Landschaften das Gemüth des Menschen aufregen, es mit einem zwar wollüstigen, aber beunruhigenden Schauer erfüllen.

Ich weiß nicht, wie viel die Erbauung einer Eisenbahn, welche das Waldviertel berührt, an der Weltabgeschiedenheit desselben geändert hat. Im Jahre 1867 war das Erscheinen eines Fremden dort noch ein Ereigniß. Kam ein solcher zu Fuß oder zu Wagen des Weges, so blieben die pflügenden Rinder auf dem Felde stehen, um mit seitwärts gewendeten Köpfen die neue Erscheinung anzuglotzen. Der Bauer machte einige schwache Versuche, sie mit der Geißel anzutreiben — vergebens; am Ende that er wie sie, und der Pflug rastete, bis der Fremde hinter dem nächsten Hügel oder Wäldchen verschwunden war. Auch das ein Bild voll idyllischer Stimmung! —

Welch' ein Vergnügen machte es mir immer, Abends das Vieh von der Gemeindeweide heimkehren zu sehen! Der Aufzug dieser heimwandelnden Gesammtheerde war oft erstaunlich lang, wollte gar kein Ende nehmen. Die schönen Kühe und Kälber sahen brüllend nach links und rechts sich um. Die Schafe schossen, sich überstürzend, ordnungslos durcheinander und blökten kläglich; die anmuthigen, theils weißen, theils schwarzen, theils gefleckten Ziegen und Ziegenböcke schritten gemessen und zierlich einher. Die Thiere wandten vom Wege durchs Dorf links und rechts sich ab, gingen den Häusern, wohin sie gehörten, und den wohlbekannten Ställen zu. —

Soll ich von den Ortschaften des Waldviertels die merkwürdigsten nennen, so muß ich diejenigen bevorzugen, die ich am besten kenne, weil ich eine längere oder kürzere Zeit da verlebte, und weil dieselben, als Stationen meiner Lebenspilgerschaft, insonderheit meiner ersten Jugend, mit meinen ältesten Erinnerungen am engsten verwebt sind. Hoffentlich zürnt der Leser nicht, wenn sich da ein Stückchen Selbstbiographie miteinschleicht. Der Reihe nach habe ich anzuführen; das schöne, stille Kirchberg am Walde, wo ich geboren wurde, und wo ich später als Studiosus manche Ferienwoche bei Onkel Leopold zubrachte — im unvergeßlich reizenden Dachstübchen seines Hauses; das anmuthige Dorf Großschönau, wo ich vom zweiten bis zehnten Jahre in mütterlicher Obhut aufwuchs; das eine Viertelstunde davon entfernte, alterthümlich-interessante Schloß Engelstein, wo ich täglich meinen dort bedienstеten Vater besuchte, und wo die Burgfräulein, die ebenso schönen als gütigen Baroneſſen

v. G. sich den Spaß machten, das sieben- bis achtjährige Büblein in den Anfangsgründen der französischen Sprache zu unterrichten; ferner das schöne und stattliche Cisterzienserstift Zwettl, wo ich vom zehnten bis vierzehnten Jahre als „Sängerknabe" lebte; endlich das mir besonders ans Herz gewachsene Schweiggers, wo ich als Wiener Student meine Ferien bei Vetter Koppensteiner behaglich schwärmend, träumend und dichtend, sinnend und minnend hinzubringen pflegte.

Kirchberg am Walde hat ein schönes, hohes Schloß mit einem „Thiergarten", einem ausgedehnten, von Rehen bewohnten Waldpark, dessen Riesenstämme die Krone dessen sind, was man echten Wald nennt. Gegenwärtig im Besitze des Herrn Fischer von Ankern, diente das Schloß vor einigen Decennien der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich — angeschossenes Edelwild sucht die Einsamkeit — zu einem wohlgewählten Asyle ländlicher Zurückgezogenheit. O, wie es mir da schwer fällt, nicht ins Plaudern zu gerathen und zu erzählen, wie die Harfenmeisterin der Prinzessin Louise — nachmaligen Herzogin von Parma — das Fräulein v. Hermannsfeld, bei meinem Onkel Leopold eingemiethet, eines Tages einen eilfjährigen Knaben im Garten auf- und abspazieren sah, der Verse machte — mich nämlich; ich war vom Stifte aus zu Besuch — sich die Verse zeigen ließ und sie ihrerseits der Prinzessin zeigte, wie diese hernach selbst mir ein Thema aufgab, sich des dichtenden Knaben eine Zeit lang annahm u. s. w.

Das Dorf Großschönau gefiel mir ausnehmend, als ich 1867 wieder dahinkam. Die Umgebung hat viel Eigenthümliches. Als Knabe schweifte ich hier umher, bald auf

den sogenannten „Panzermauern“, die sich hinter dem Ort erheben, ganz merkwürdig terassenförmig abgestuftes Acker- und Waldland, bald im „Rabenloch“ mit der „Föhrenmühle“, einer romantischen Waldpartie in der Niederung. Ein klarer Waldbach durchfließt das „Rabenloch“ in einem steinernen Bette: der Grund ist moosiges Gestein und die Ufer desgleichen. Zur Linken des Bachs und des Weges thürmen die bemoosten Felsmassen sich höher auf; häufig sind die Steine wie behauen und wie von der Hand des Maurers künstlich übereinandergefügt. Zahllos ragen an manchen Stellen diese Blöcke, aber geglättet, gerundet, von Moos begrünt und gepolstert, wie sie sind, tragen sie den Charakter wüster Schroffheit nicht zur Schau.

Hinter Großschönau und Engelstein ragt gemächlich ansteigend der idillysche — ich kann diesen Ausdruck gerade hier am wenigsten entbehren — der idyllische Johannisberg. Ein Kirchlein steht auf diesem Berge und in diesem Kirchlein wird jährlich einmal eine feierliche Messe gelesen — ein Fest, auf welches ich mich das ganze Jahr freute; ich fungirte ja dabei als Ministrant! —

Wie wollte ich ein Ende finden, wenn ich einmal zu erzählen anfinge vom Stifte Zwettl und seiner bezaubernden Lage „in clara valle“ am rauschenden Kamp, inmitten herrlicher Wälder! Ich will nur der schmalen, aber sehr hohen Façade der Stiftskirche mit ihren wirksamen statuarischen Verzierungen und dem ungewöhnlichen hohen Thurm gedenken. Man kann nicht satt werden, diese schwunghaft aufstrebende Front und die edle, nicht überladene Fülle seines Schmucks zu betrachten. Desgleichen gewährt das Innere der

Kirche mit dem prächtigen Hochaltar, den zahlreichen Seitenaltären, der hohen Wölbung und den ihr entsprechenden hochragenden Säulen einen merkwürdigen und seltenen Anblick.

In Schweiggers, dem Ferien-Eden meiner Jugendzeit, hatte ich mich so wohlig wie nirgends eingelebt. Den reizenden Umgebungen, den kleinen Anhöhen, Wäldchen u. s. w. fehlte nichts als — Namen. Die gab ich ihnen und legte mir eine ordentliche Karte der Umgebung an. Da rauschte ein „Dionysoshain" (eine Art Seitenstück zum „Rabenloch" von Großschönau); da fand sich ein „Germania-Wäldchen", da standen die „Helenenbirken", da gab es sogar eine „Burg Sion", mit welcher es eine eigene Bewandtniß hat. Ich benannte so eine isolirte romantische Gruppe von Felsen und Haselgesträuch, auf einer einsamen Halde. Hier wuchsen seltsame Blumen; hier konnte man einen merkwürdigen Vogel wunderbar singen hören, der sonst in der Gegend nicht zu vernehmen war, oder einen ebenso durchaus fremden Schmetterling flattern sehen von einer märchenhaften Pracht; auch wuchsen hier auf den Haselstauden die Nüsse ganz besonders groß und dicht — in „Böcken" von 8 — 10 Stück, bei welchem einem das Herz lachte. An diesem Orte nun hatte ich als Knabe einmal die Geschichte von dem Wiedertäuferkönig Jan von Leyden gelesen, dem „König des neuen Sion". Diese Geschichte kam mir nicht wieder aus dem Sinn, und es traf sich schön, daß ich 1867 die langgeplante ausführlichere Geschichte dieses Königs des neuen Sion auf eben diesem heimischen Boden zu schreiben anfing, auf welchem die erste Idee dazu — der älteste meiner dichterischen Pläne — vor so viel Jahren entstanden war. —

Viel zu weit würde es mich an dieſer Stelle führen, das maleriſche Städtchen Zwettl, Weitra mit ſeinem impoſanten Schloſſe und den Anlagen des Gabrielenthals, das liebliche Gmünd, das freundliche Schrems, oder gar das ſchon weiter abſeits liegende Waidhofen an der Thaya oder Horn mit den Herrlichkeiten des Kampthals und der Roſenburg zu ſchildern. Undank aber wär' es, nicht wenigſtens zu erwähnen, daß ich 1867 angenehme Tage zu Weitra im gaſtlichen Hauſe des Herrn Heinrich Hackl verlebte, bei welcher Gelegenheit ich auch zuerſt die Bekanntſchaft meines ſchon erwähnten Freundes und Verwandten Ludwig Mayer machte, eines Menſchen-Originals, das aus Mangel an höherer Schulbildung nicht zur Klarheit durchgedrungen, deſſen tiefe Gemüthsanlage aber doch wenigſtens in dem früher erwähnten Büchlein empfänglichen Leſern verſtändlich und werth werden dürfte.

Bei meinem damaligen Aufenthalte im Waldviertel erfuhr ich auch, daß in der Nähe von Hoheneich ſich ein Moor befinde — ein wirkliches Torfmoor. Wie hätte mich das nicht höchlich intereſſiren ſollen zu einer Zeit, wo mich mein Münſter'ſches Wiedertäufer-Epos beſchäftigte, und meine Seele über den Mooren und Haiden Weſtphalens brütete? Ich folgte daher mit Freuden der Einladung des Herrn Gutsverwalters Raſchbacher in Kirchberg und beſuchte in ſeiner ebenſo belehrenden als freundlichen Geſellſchaft das beſagte Moor.

Kleinere ſumpfige und moorige Stellen ſind überhaupt in der Gegend nicht ſelten, und es ſollen, wie ich hörte, auch an anderen Orten Verſuche, Torf zu ſtechen, gemacht worden ſein.

Das Klima des Waldviertels ist, offen gesagt, ein wenig rauh. Spät kommen die Blüten im Frühling hervor, spärlich gedeiht das Obst und nicht immer wird es reif. Ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren, wie zu Großschönau manches Jahr die Pflaumen, welche zu meiner Freude so hoffnungsgrün auf dem Baum vor dem Fenster unseres Stübchen hingen, grün blieben — und das Blauwerden meiner Nase überließen. Von der Gabe des Bacchus ist keine Rede; auch Weizen gedeiht nicht, aber wohl der Roggen, und ausgezeichnet ist der Boden für die Kartoffel, desgleichen für Mohn und Flachs, die überall, und zwar nebeneinander, gebaut werden, so daß sich dem Auge jener schon gerühmte, farbenprächtige Anblick bietet, der den Blumenflor der Gärten durch frappirende Wirkung übertrifft. Streng ist der Winter, aber um so prächtiger die Schlittenfahrt, und um so herrlicher die immergrüne, mit den in der Sonne glänzenden Eisnadeln wie mit Brillanten geschmückte Wälderpracht, im Gegensatze zur blendend weißen Schneedecke des Bodens. Auch der früh eintretende Herbst hat poetische Reize. Wenn die Schleier des Octobernebels tief herunterſinken in die Wälder, und, hier zerreißend, dort sich wieder zusammenwebend, geisterhaft um die dunklen Tannen wogen und wallen, Baum und Fels in beständigem Wechsel entschleiern und wieder verhüllen, dazu die geschwellten Waldbäche heiser brausen und in der trüben Luft das gedehnte Krah! Krah! der Dohlen vernehmlich wird — da fühlt man sich schier in die Welt Ossians versetzt, in eine Scenerie, deren ausführlichere Beschreibung man in dem Liederbuche „Sinnen und Minnen“ findet in einem Gedichte, welches zu Schweiggers

entstanden und „Waldgang im Herbste“ überschrieben ist. —

Obgleich nicht Herr eines üppigen Bodens, darbt der Bewohner des Waldviertels doch nicht, lebt weit behaglicher als der Aelpler in den Schluchten des Hochgebirgs. Seine Kost ist eine gute, mannigfaltige, zum Theil leckere. Auch der Aermste, der von Milchsuppe und der schmackhaften, mannigfach zubereiteten Kartoffel lebt, ist nicht sehr zu bemitleiden. Schweine- und Schafzucht liefert den Sonntagsbraten. Der Mund wässert mir aber, wenn ich an die saftigen Fleischklöße denke (flache Klöße, gefüllt mit gehacktem Rauch- oder anderem Fleisch), und an die flockigen, als Zukost excellenten Kartoffelklöße! Aber die leckersten Gerichte der Küche des Waldviertels liefert der Mohn. Da sind zuerst die gekochten und gebackenen Mohnklöße und Mohnstrudel; dann die rabenschwarzen, mit weißem Zucker dicht bestreuten, unvergleichlichen Mohnnudeln — nicht in der Form der Suppennudeln geschnitten, sondern viel dicker und zugespitzt-cylindrisch geformt. Diese Mohnspeisen sind schon darum unvergleichlich süßer und delicater als das anderswo in den Conditoreien käufliche Mohngebäck, weil man anderswo die großen, eigends zu diesem Zwecke bestimmten Mörser nicht hat, in welchen im Waldviertel die Mohnkörner mit riesigen eisernen Stößeln gründlich zerquetscht und ausgepreßt werden.

Aber was für Leute sind die Bewohner des Waldviertels? Sie sind, um zuerst von ihrem Aeußeren zu reden, ein schlanker, feiner Menschenschlag. Beim Landvolke herrschen weniger plumpe, ungeschlachte oder verkümmerte Formen, als in manchen anderen Provinzen Oesterreichs. Bildschönen,

namentlich weiblichen Gestalten, von edlem Bau und zartestem Incarnat, begegnet man überraschend häufig. Im Uebrigen ist die ländliche Bewohnerschaft des Waldviertels fleißig, ehrlich, liebt die Reinlichkeit und hält auf Ehre. Bei ganz gemeinen Personen fand ich manchesmal eine gewisse naive Noblesse der Denkart. Diebstahl, Landstreicherei und selbst der Bettel sind selten. Die Bauern des Waldviertels waren die Ersten, welche bei der Ablösung von Grund und Boden mit der Zahlung der Entschädigungssumme fertig wurden. Sie sind ein bildsames, aufgewecktes, warmblütiges, nicht allzu bigottes Völkchen — trotz der vielen, an den Wegen aufgerichteten rothen Kreuze, an welche ich mich wenigstens aus meinen Knabenjahren erinnere. Die Bilder des Gekreuzigten auf diesen Kreuzen, mit aufgemalten Gesichtern des leidenden Heilands, gehörten der strengsten „nazarenischen" Schule an, und zielten ab auf Beförderung der Gottesfurcht. Wenn sie aussahen, wie sie mir in der Erinnerung vorschweben, so ist ohne Zweifel der liebe Gott damals in der Gegend weniger geliebt als gefürchtet worden.

Daß indessen, wenn auch Malerei und Bildnerei im Waldviertel noch auf einem vor-raphaelischen Standpunkte stehen, die Kunst dort dennoch gepflegt wird, beweisen die Dilettantenbühnen, welche in den Städtchen, Flecken und Schlössern der Gegend blühen, auf welchen mit Feuer und schöner Vollendung gespielt wird, und die fast eine Merkwürdigkeit des Landes bilden.

Daß das Waldviertel auch Berühmtheiten, Männer von Ruf hervorgebracht hat, versteht sich beinahe von selbst. Geschichtskundige wissen, daß hier das muthige, thatlustige

Rittergeschlecht der Chuenringe gehaust hat — der „Hunde von Chuenring". Von modernen Berühmtheiten ist die am meisten populär gewordene der Karl Moor des Waldviertels, der vielgenannte, in Romanen verherrlichte Grasel. Ihm reihen weniger populär gewordene, aber auch nicht unbekannt gebliebene Namen literarisch und künstlerisch thätiger Männer sich an: der Dichter Karl Landsteiner, der Componist und Chormeister Rudolph Weinwurm, der gelehrte Botaniker Professor Joseph Böhm in Wien, ein schriftstellernder junger Gelehrter, Namens Dr. Ferdinand Grassauer in Wien, Ludwig Mayer in Weitra, und — wenn man will — der Schreiber dieses Artikels. Habe ich einen zu nennen vergessen, so bitte ich ihn, zu reclamiren; ich werde mit aufrichtigem Vergnügen seinen Namen bei nächster Gelegenheit nachtragen. —

Nach all' dem hier über das Waldviertel Gesagten und Erzählten wird Mancher, der nicht gerade aus dem Alpenhochlande oder von einer Pußta stammt, Mancher namentlich aus Nachbarprovinzen vielleicht ausrufen: „Was ist denn an all' dem so Besonderes? Dies und Jenes ist ja nicht dem Waldviertel ausschließlich eigen! Auch wir haben schöne grüne Wälder und idyllische Auen"; oder: „auch bei uns wird Mohn gebaut und genossen, auch bei uns fliegen die Raben"; oder: „unser Landvolk ist gerade so fleißig und ehrlich und von schlankem Körperbau; auch wir haben bildhübsche Mädchen und berühmte Männer aufzuweisen!"

Möglich! ich will mich mit Keinem darüber streiten. Aber im Waldviertel ist das Alles am Ende doch — ganz etwas Anderes. Für meine Person mich außer Stande fühlend,

dies dem verſtockten Leſer klar zu machen, will ich dem vollen Wortlaute nach hieher ſetzen, was mein mehrerwähnter Landsmann Ludwig Mayer mit etwas ungewöhnlichen, aber aus dem Herzen kommenden Worten ſagt, wie ich es mir aus einem ungedruckten Manuſcripte von ihm, das ſich in meiner Hand befand, vor einigen Jahren abgeſchrieben. Die Stelle lautet wie folgt:

„Wenn im Frühling in den Steinfurten des Waldviertels aus dem Grün die erſte rothe Beere winkt, dann knoſpen auch bald die Roſen; es öffnet an demſelben Ort, wo die erſte rothe Beere lacht, die erſte Waldroſenknoſpe ſüß ihr Mündchen.

Der Sand der Heimat! — Die Gegenden unter dem Mannhartsberg haben Alles — aber ſie haben nicht den Sand. Es blühen dort die Reben, und die Fruchtbäume beugen ſich unter ihrer Laſt. Aber vergebens ſuch' ich den plätſchernden, gold- und ſilberglitzernden Waldbach des Waldviertels.

Der Wald rauſcht unter dem Mannhartsberg matt — und tonloſer wird dort zwiſchen den endloſen Rebenhügeln die Sprache der Schöpfung.

Es iſt mir als hinge der Mond dort tiefer in die Welt hinein — aber ich kann mich mit ihm nicht befreunden. Es kommt mir vor, als verſtünde mich der Mond dort nicht, und als ſpräche er unter dem Mannhartsberg eine fremde Sprache.

Fremd wird mir dort der Sang der Vögel. Im Waldviertel ſingt hingegen jeder Strauch — jedes Blatt hat eine Sprache. Der Käfer ſummt, und froh breitet der

Schmetterling seine Flügel aus. Und jeder Wurm hat dort eine Heimat.

Und jeder Halm grüßt mich im Waldviertel — und reich und üppig wogt das Kornfeld, wallt und wogt in die Welt hinein, tausend Lieder und Träume weckend in der Brust.

Ich hab' mein Herz daheim gelassen, bei den goldbdurchglänzten Quellen und Bächen, bei den grünen Wiesen und bei den singenden Wäldern, im Waldviertel."

Ein kritiſches Vorurtheil.

Es gibt Städte, die wegen raſcher Temperaturwechſel verrufen ſind, oder von denen man ſagt, daß ſie die Dispoſition zu Krankheiten, etwa zur Tuberculoſe, begünſtigen. Ein Bädeker vererbt dem anderen dieſe Verſicherung. So oft in einer ſolchen Stadt ein Temperaturwechſel eintritt, oder ein Menſch an der Tuberculoſe ſtirbt, erblickt man darin einen neuen Beleg für die erwähnte Behauptung, und ſeufzend wiederholen die Bewohner, daß bei ihnen ein gar ſo häufiger Temperaturwechſel, eine gar ſo große Dispoſition zur Tuberculoſe herrſchend ſei. Wollten ſie ſich aber die Mühe geben, die meteorologiſchen Tabellen oder die Sterbeliſten ihrer Stadt mit denen anderer Städte, welchen Bädeker nichts Uebles nachſagt und die ſogar im Rufe beſonderer Geſundheit ſtehen, zu vergleichen, ſo würden ſie vielleicht die überraſchende Entdeckung machen, daß in dieſen Städten die Temperaturwechſel eben ſo häufig oder noch häufiger ſind, eben ſo viele oder noch mehr Perſonen an der Tuberculoſe ſterben, als bei ihnen.

Auch auf moraliſchem Gebiete gibt es kritiſche Schlagwörter, und nicht minder auf literariſchem. Es gehört zu den Axiomen, die von einem äſthetiſchen Bädeker dem anderen

nachgeschrieben werden, daß die österreichische Dichterschule sich vor anderen deutschen Dichterschulen durch eine zügellose Bilderjagd auszeichne, durch einen glühenden Schwung der Diction: ja, wenn diesen Bädekern zu glauben, so fallen wir Oesterreicher förmlich aus der germanischen Tonweise hinaus und werden besser, schon wegen der türkischen Nachbarschaft, zu den Orientalen gerechnet. Bei den Metaphern eines österreichischen Dichters wirft der norddeutsche Kritiker wie entschuldigend hin, man müsse bedenken, daß der Mann ein Oesterreicher sei, d. h. so etwas wie ein Haschisch-Esser und Opiumraucher. Wir Oesterreicher lassen uns das gefallen. Wenn wir aber näher zusehen wollten, so würden wir finden, daß es mit unserem ausschließlichen Privileg auf Bilderwust und Gefühlsmystik ziemlich mißlich bestellt ist.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Grün, Lenau, Beck, Meißner, Hartmann, schwunghafte und bilderreiche Poeten sind. Nur nebenbei, ohne viel Gewicht darauf zu legen, will ich bemerken, daß neben diesen Dichtern eine ganze Reihe gemüthlicher österreichischer Poeten herläuft, denen man Alles eher vorwerfen kann, als eine exorbitante Bildersprache. Ich brauche nur Seidl, Vogl, Castelli zu nennen — die Koryphäen der eigentlichen Wiener Schule; denn es muß bemerkt werden, daß der oben erwähnte glanzvolle Dichterreigen mehr die Provinz vertritt — Lenau und Beck die Glut des Deutschungars, Meißner und Hartmann die Empfindungs-Energie des Deutschböhmen — die Capitale hat von den Gefeierten, welche nach Außen vorzugsweise als österreichische Lyriker gelten, keinen geboren, ja kaum Einen dauernd beherbergt.

Will man etwa hieraus eine Bestätigung des landläufigen Urtheils über die österreichische Lyrik und zugleich die Folgerung ziehen, das die deutsche Dichtung in Oesterreich die Wärme ihres Colorits eben nur der Berührung mit fremd-nationalen, ungarischen, slavischen, „orientalischen" Elementen verdanken konnte, vielleicht gar, daß das deutsche Wesen zu seiner größeren Beseelung und Erwärmung eine solche Berührung nöthig hat? Nichts würde uns leichter sein, als nachzuweisen, daß der germanische Geist schon durch die mystische Tiefe seiner ursprünglichen Natur sich auf eine lebhaftere Bildersprache in der Dichtung angewiesen findet. Die Deutschen besitzen, wie keine andere europäische Nation, eine große Anzahl von Dichtern, die sich in überschwänglicher Gefühlstrunkenheit, in Mystik und Phantastik der Empfindung wie der Sprache nur mit den Orientalen vergleichen lassen. Aber es sind keineswegs die Oestereicher, welche diese Richtung vorzugsweise vertreten. Wie bescheiden ist der Antheil Oesterreichs an den Ueberschwänglichkeiten der romantischen Schule geblieben, in welcher — man denke nur an die ekstatischen Dramen Werner's, Müllner's, Brentano's, Achim v. Arnim's — Empfindung und Sprache sich eine an der andern bis zum Taumel berauscht und ihre wildesten Orgien gefeiert haben! Wie maßvoll und besonnen steht die Romantik Grillparzer's, Zedlitz', Halm's neben den Dithyramben dieser norddeutschen Thyrsusschwinger! Man vergleiche die aristokratisch-glatte Behäbigkeit der spanischen Trochäen in „Kerker und Krone" mit dem verzückten Rhythmentanz in der „Schuld" oder im „Kreuz an der Ostsee"! Wie natürlich fließen die zwar blühenden, aber niemals

schwülstigen Verse Friedrich Halm's im Vergleich zum declamatorischen Pathos eines Auffenberg! Und welches Contingent hat Oesterreich zu dem von Gottschall so getauften „originellen Kraftdrama" gestellt? Welcher österreichische Dramatiker hat sich der wilden Genialität eines Grabbe, Hebbel, Büchner, u. s. w. schuldig gemacht? Welcher Wiener Poet hat, wie diese vulcanischen Naturen, die Flamme seiner Poesie sich in düsterer Bilderglut verzehren lassen? Hebbel starb in Wien; aber Jeder weiß, daß die feurigsten Ergüsse seiner Seele diejenigen waren, die er in seiner nordischen Heimat zu Tage förderte. Auf Island stehen, zwischen Eis und Schnee, die glühenden Vulcane, welche die gemäßigte Zone nur vom Hörensagen kennt.

Die österreichische Lyrik wird man bilderreich und schwunghaft nennen können, wenn man sie mit der schwäbischen vergleicht. Aber warum vergleicht man sie nicht z. B. mit der schlesischen? Die schlesischen Poeten, ein Strachwitz, ein Max Waldau, ein Gottschall — auch Leopold Schefer ist hier zu nennen — stehen den Oesterreichern an Schwung und Bilderreichthum nicht etwa blos gleich, sondern Jeder, der sie genauer kennt, wird zugeben, daß bei ihnen in Sachen der „Bilder" der embarras de richesse noch um ein Erkleckliches größer ist. Und wenn wir der deutschen Muse bis in die westfälischen Eichenkampe folgen, so begegnen wir einer Dichterschule, die freilich nur auf vier Augen steht — Freiligrath und Annette Droste-Hülshoff — einer Dichterschule, deren originelle Bildersprache und stimmungsvolles Colorit kein Oesterreicher übertroffen. Vom märkischen Sande behauptet man, daß er eine nüchterne Poesie erzeugen soll.

Nichtsdeſtoweniger nennt er einen Scherenberg — den genialen Schlachtenſänger — einen Titus Ullrich die Seinigen: Dichter, welche in Ueberſchwänglichkeit des bildlichen Ausdruckes das Außerordentlichſte geleiſtet haben.

Faſſen wir, was wir ſagen wollten, kurz zuſammen, ſo geht unſere Meinung dahin, daß Oeſterreich zwar Dichter von blühender Diction hervorgebracht, daß aber dieſe eben hierin von vielen norddeutſchen Dichtern noch weit überboten werden; daß die Oeſterreicher an denjenigen deutſchen Dichterſchulen, in welchen Bilderwuſt und Empfindungsmyſtik die üppigſten Schößlinge getrieben, wie die romantiſche Schule und die Schule des „originellen Kraftdramas", ſich gar nicht oder nur im allerbeſcheidenſten Maße betheiligt haben; daß namentlich das, was man orientaliſche Gedanken-Ueberſchwänglichkeit nennen könnte, durchaus nicht bei uns Oeſterreichern, obgleich wir von wegen der „türkiſchen Nachbarſchaft" die „Nächſten daran" wären, ſondern bis jetzt ausſchließlich bei norddeutſchen Poeten zu finden geweſen — daß alſo die alte kritiſche Bädeker-Redensart von der „Bilderglut" der Oeſterreicher zwar nicht als völlig ſinnlos abzuweiſen, aber doch ſehr cum grano salis zu verſtehen ſei.

Ein Sommernacht-Abenteuer.

„Ich hab', im Schau'n versunken,
Goldheller Mondespracht,
Zu tief in mich getrunken
Den Hauch der Sommernacht.
Wer löscht die Flammenwelle
In meiner Seele nun?
Ich kann in meiner Zelle
Nicht rasten und nicht ruh'n."
(Sommernacht am Meere.)

Mir ist einmal etwas recht Sonderbares begegnet in einer wunderschönen Sommernacht. Freilich, man muß es eben selbst erlebt haben, um es so besonders merkwürdig zu finden, aber des Erzählens werth mag das kleine Abenteuer für nachdenkliche Leute doch wohl sein.

Zutrug sich's in einer schönen, volkreichen, lebenslustigen Hauptstadt des südlichen Deutschlands.

Es war, wie gesagt, eine wundervolle Nacht, eine der schönsten, die ich mich erlebt zu haben erinnere.

Aus einer höchst belebten, heiteren Gesellschaft in später Stunde heimkehrend, schritt ich durch den menschenleeren, fast verödeten Stadtpark.

Man hatte sich in jener Gesellschaft, aus der ich kam, unter anregendem Gespräch, beim Leuchten schöner Frauen-

augen und den Klängen bezaubernder Musik die Blume der Champagne und die der eignen Seelen zugetrunken. Ich hätte mich ermüdet fühlen und die Erholung des Schlummers suchen sollen. Aber die Nacht war zu schön und duftig und mondhell. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mein vollgeschwelltes Herz, mein wonnig an- und aufgeregtes Gemüth in der Enge eines dumpfen Gemaches zu begraben.

Ich schweifte lange umher; zuletzt näherte ich in einem ziemlich abgelegenen Theile des Parks mich einer Ruhebank, wie sie an dergleichen Orten aufgestellt sind, um mich da für eine Zeit niederzulassen.

Ich stand schon dicht vor dieser Ruhebank, als ich erst bemerkte, daß ein Mensch ganz still in eine Ecke derselben gedrückt saß. Wenig fehlte, so wäre er im dämm'rigen Halbdunkel des zum Theil von Gebüsch umgebenen Ortes meinen Blicken entgangen.

Einem Menschen, der im Freien sich hinsetzt, um sich so ganz seinem Denken, seinem Fühlen zu überlassen, kommt ein Nachbar auf einer Ruhebank nicht immer gelegen.

Nähert sich, nachdem man lustwandelnd, in Sinnen und Brüten verloren, sich niedergelassen, demselben Ruhesitz auch schon ein Anderer, sei es ein geschwätziger Geck oder ein redseliger alter Kauz, der noch im Gehen vorläufig mit sich selber spricht, allerlei vor sich hinmurmelt oder ein Liedchen trällert — nimmt umständlich grüßend Platz und läßt sofort mit allerlei einleitendem Geseufze, Geräusper, Gehuste, Geschnupfe und Geschnaube jeden Augenblick die Eröffnung eines Gesprächs über das Thema: „Ja, ja, so geht es nun

einmal in der Welt!“ befürchten — da kann es einem recht unheimlich und unbehaglich zu Muthe werden.

Aber in jenem Augenblicke war ich in höchst geselliger Stimmung und fähig, die ganze Welt ans Herz zu drücken. Vielleicht entspricht es auch einem Naturgesetze, daß ein lustwandelnder Mensch, der auf einen Sitzenden zugeht, redseliger gestimmt ist, als der Sitzende. Diesmal war ich der Angreifer — diesmal war ich der gesprächslustige Kauz, der eines stillen Träumers nicht schonte.

Ich lüftete, ohne es eigentlich selber recht zu wissen und zu wollen, mit freundlichem Gruße den Hut und dürstete förmlich darnach, ein Gespräch zu beginnen mit einem Menschen, von dem ich entzückt war, ohne ihn deutlich gesehen oder gar gehört zu haben, blos weil er auch einer von Denjenigen war, die den Hauch der Sommernacht „zu tief in sich getrunken“, und jetzt „nicht ruhen konnte in seiner Zelle“. Ich ahnte ein verwandtes Gemüth in ihm.

Der stille Träumer aber regte sich nicht — dankte meinem Gruße nicht. Ich fand das unhöflich und ärgerte mich ein wenig, aber nur einen kurzen Augenblick. Ich drückte mich in die andere Ecke der Ruhebank, beachtete den Nachbar vorläufig nicht weiter, und überließ mich umso rückhaltsloser den Mächten der hellen schwülen Sommernacht, die ihren magischen Kreis enger und enger um mich zu ziehen schienen.

Sommernacht! Das Wort hat immer einen gewissen Zauber für mich gehabt. Weiter unten im Süden, am Strande der Adria, lernte ich sie zuerst kennen und lieben, die taghellen, lebenschwirrenden Frühlings- und Sommernächte.

„Prachtvoll iſt im Süden die Lenznacht,
In Meeresſtädten, wo
Vom felſigen Seeufer
Villen und Gärten ſchimmern,
Ragend über der Stadt,
Die tagüber, eine ſchlummernde Königin,
Die Stirne gelehnt an dorrende Felshänge,
Den blendenden Fuß zur kühleren Meerwoge hinabſtreckt,
Lechzend im Sonnenbrande!“

— — — — — — — — — — — — —

Hei, wie wälzt durch alle Gaſſen ſich
Die Luſtwoge, wie locken
Des Südens Lüfte den Wandelnden an!
Von Geſängen hallt und Saitengetön die Stadt,
Voll reizender Frau'n
Prunkt allwärts der Markt, der Corſo wimmelt
Von wehenden Schleiern und ſchwarzfunkelnden Augen,
Und abſeits drängt
Auf breiterem Pfade ſich duftige Baumreihen entlang,
Von Müſſiggängern ein rauſchender, ſel'ger Schwarm.

Und wenn die Katarakte der Luſt
Gemach vertoben,
Wenn die fernen Klänge verſtummen,
Und einzelne Waller nur
Noch ſingend heimzieh'n
Durch ſtillere Gaſſen
Um Mitternacht,
Dampft ungeſtüm dir noch immer
Des Herzens Blutwelle, pochen
Des Lebens Pulſe dir
In Sehnſuchtstakten, denn es weht Gedüft
Aus Gärten und Nachtigallen
Schlagen und ſchmettern an allen Fenſtern.
Droben aber wandern die blitzenden
Sterngruppen, ihr gold'ner Glanz thaut
Feuriger Wünſche Traumſaat, ſüße Begier.“

Aber auch das Ungemach der Sommernacht lernte ich kennen dort unten im Süden, wenn die Nacht an Schwüle wetteiferte mit dem Tage, wenn ich nicht wußte, wie ich sie löschen sollte, die „Flammenwelle in meiner Seele", und schlaflos seufzte:

„Wie lange willst du säumen,
Du kühle Morgenstund'?"

Denn nur diese, die Morgenstunde, setzte vorübergehend einen gelinden erfrischenden Hauch vom Meere her in Bewegung.

Haben die nordischen Nächte nicht die ganze wilde erschlaffende Glut des Südens, so sind sie vielleicht nur noch inniger durchhaucht von Poesie und romantischem Zauber und Jeder weiß, wie schön es auch bei uns ist,

„Wenn die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht —"
(Eichendorff.)

Eine solche Sommernacht war die, von welcher ich erzähle.

Alle Sterne funkelten. Einige Augenblicke verlor ich mich in die Betrachtung des gestirnten Nachthimmels. Dabei wäre ich — ich konnte mir nicht erklären, wie es kam — beinahe ernst geworden. Man darf sich, sagte ich mir, nicht allzulang in die Betrachtung der Sterne versenken, nicht bis zu dem Punkte, wo einem die schöne, warmpulsirende Erde völlig entschwindet und man untergeht in der überirdischen Lichtwelt. In den Sternen liegt bei aller Freundlichkeit ein gewisser tückischer Ernst; man schaudert, schwindelt, wenn

einem die lieblich flimmernden Lichter plötzlich als weltengroße, in der unermeßlichen Leere sich fortwälzende Klumpen erscheinen, und es bedarf dann der ganzen Beredtsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, um sich wieder heimisch und sicher zu fühlen auf diesem traulichen, in den Aromen seiner Millionen Blüten schwimmenden Erdplaneten. Nein, man darf und soll sich in solchen Nächten nicht hinaufschwingen zu den Sternen, man muß sie herunterlocken zu sich — nicht von ihrem Himmelsreigen muß man sich fortreißen lassen, sondern sie mittanzen lassen im Reigen der irdischen Daseinslust, wie es geschah, vor langer, langer Zeit, am Tiberstrande:

„'s ist eine von den brütend schwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand,
Statt zu verlöschen, still noch weiter glimmt,
Als eine Kohle in der Aschenhülle
Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wonneseufzer im Gebüsch.
In allen Höh'n und Tiefen der Natur
Thaut unaufhaltsam süße Trunkenheit.
Die Sterne sprüh'n, wie von Bacchantenfackeln
Emporgetrag'ne, rings verstreute Funken
Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt
Berauscht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schooß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz und um die Lichter
Schlaftrunken taumeln sie: vom Rosenbusch,
Wie trunken, sinkt die Nachtigall: so schwül,
So süß bestrickend ist, so süß berauschend,
Der glüh'nde Odem dieser Sommernacht!" — —

Ich saß auf der Ruhebank neben dem stillen Nachbar, athmete zuweilen tiefer auf und that einen Zug um den

andern aus dem mit Mohn und Rosen bekränzten Becher, den mir die Geister der von mir so oft gefeierten Sommernacht gleichsam zum Danke kredenzten.

Manchmal erklang ein Gekicher und Geflüster fröhlicher Menschen, die spät heimkehrten von ländlichen Fahrten — dann glich für einen Augenblick Garten und Straße dem Boden eines Ballsaals, auf welchem tänzelnde und plaudernde Masken schwirren in toller Carnevalslaune. Dann kamen wieder Momente völliger Stille, wo man nichts hörte als ein leises Gewisper und Gekniſter in den Büschen. Man meinte, das Springen der Knospen zu hören, die sich über Nacht da erschlossen.

Je stiller es auf Augenblicke war, um so beschleunigter glaubte man den Herz- und Pulsschlag der lebendigen Natur zu vernehmen.

Die Phantasie nahm ihren reizenden Flug ins Weite und durchmaß die ganze Sphäre des Menschenglücks und aller irdischen Wonne.

Welch' ein brünstiges Weben und Wittern! — Ich dachte, wie viele verliebte Stelldichein, wie viele Liebesbezeigungen wohl vor sich gehen würden in dieser schönen Nacht — vom „Fensterln" des Burschen vor der Alpenhütte bis zu den Serenaden hesperischer Mandolinenschläger vor den Balkonen schwarzäugiger Schönen! Wie viele Strickleitern, dacht' ich, kommen auf eine solche Nacht! Wie viele junge Pärchen im Mondschein! Wie viele gewechselte Liebesschwüre — und wie viel gebrochene! — und wenn man erst die Dächer abheben und ins Innere der Gemächer blicken könnte! —

Der Begriff der Sommernacht ist untrennbar verknüpft mit dem der Lust, der Lebensfreude.

Alles um mich her war voll von Lebensglückgefühl und jedes Leid verbannt aus den Grenzen der Erdenwelt, während ich so stillselig dasaß neben meinem schweigenden Nachbar.

Ich konnte mir's nicht versagen, ihn noch einmal anzusprechen.

Er antwortete auch diesmal nicht. Schlief er vielleicht . . .?

In diesem Augenblicke riß eine Sternschnuppe sich los vom Zenith des Himmels und sank funkensprühend in weitem Bogen zur Tiefe. Es war wie das Aufblitzen einer Riesenrakete, eines himmlischen Freudenfeuers.

Ein seltsames Licht fiel davon auf meinen regungslosen Nachbar.

Ich rückte näher nnd schaute ihm geradezu ins Angesicht. Er schlief nicht, denn sein Auge war fest auf mich gerichtet.

Es war ein Mann in den mittleren Jahren, einfach-anständig gekleidet, ziemlich beleibt, von starkem Körperbau.

Jetzt bemerkte ich einen Gegenstand, der zu seinen Füßen im Sande lag.

Ich hob ihn auf — es war ein Pistol.

Seltsam bewegt, ließ ich einen forschenden Blick die Gestalt des unheimlichen Mannes entlang gleiten.

Ich fand eine Stelle seines zugeknöpften Gewandes an der Brust durchlöchert. Außer dieser Oeffnung im Gewande nichts Auffallendes. Kein Blut.

Der Mann saß da in der natürlichsten Lage von der Welt: den Oberleib von der Rücklehne der Bank gestützt, die

linke Hand auf der Seitenlehne derselben ruhend, die rechte in den Schooß gesunken und aufliegend über den zwanglos gekreuzten Schenkeln.

Kein Zweifel — in dieser Stellung hatte der Mann die Pistole auf sich abgedrückt, in dieser Stellung hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, in dieser Stellung saß er da, starr und todt, nur daß die zum Abdrücken der Pistole erhobene Hand nach Entladung der Waffe in den Schooß hinabgeglitten und die Waffe selbst in den Sand gefallen war.

Der Knall war entweder in momentanem Lärm verhallt oder überhaupt zu schwach gewesen, die Aufmerksamkeit sofort auf die That und den Thäter zu lenken.

Ich hatte eine herrliche Sommernachtstunde wonnig verträumt an der Seite eines Menschen, der sich kurz vorher eine Kugel ins Herz gejagt . . .

Sie hatten also doch Recht behalten — hatten den Sieg davon getragen über die Beredtsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, die aus der Ferne warm und freundlich blinzelnden, in der That aber kalten, ernsten, rollenden Gestirne droben am Himmelszelt! — Es ist ihnen nimmer zu trauen, den tückischen Sternen, und während wir meinen, daß sie

„tanzen mit Silberfüßen auf den Weihern",

schreiten sie hin über die Häupter der Menschen mit dem unsichtbaren, aber wuchtigen Gigantenschritt des ehernen Schicksals . . .

Zur Erinnerung an Anastasius Grün.

I.

Ein Frühlingslied.

(Zu des Dichters 70. Geburtstag, 11. April 1876).

Wohlauf, ihr Schwalben, Finken,
Lenzvögel allzumal,
Schmettert um Bergeszinken,
Weckt das verschlaf'ne Thal!

Die Anemonen sprossen;
Das ist die rechte Zeit:
Den besten Sanggenossen
Zu feiern gilt es heut;

Den Sängerhort des Maien,
Mit gold'nem Saitenspiel —
Was sag' ich? nicht des Maien,
Des schneidigen April —

Des Mond's der Frühlingsstürme,
Der mit der Freiheit Hauch
Den Falter im Gewürme,
Die Knospe weckt am Strauch —

Den Sänger, den die Schwüle
Des Mittags nicht gebar,
Nein, jene Morgenkühle,
Wie Perlenthau so klar,

Die ſeiner Liedergarbe,
Von Primelgold durchſtickt,
Die Auferſtehungsfarbe
Des Lenzes aufgedrückt.

Von allen Jubelgreiſen
Der jugendlichſte du,
Noch grün wie deine Weiſen,
Friſch-kräftig immerzu,

Vor'm Schwarm der Zeitgenoſſen
Stehſt du im Tagesſtrahl,
Wie ſchon in Erz gegoſſen
Dein eig'nes Ehrenmal!

Als Morgentraumgeſichte
Beſucht dich heut', was war:
Und flocht auch zwiſchen lichte
Sich manches öde Jahr,

Was trennt die Zeitenferne,
Rückt in der Ueberſchau
Zuſammen wie die Sterne
Auf lichter Himmelsau.

Wenn oft dein Jugendpſalter
Stumm, wie verſchollen, hing.
Glanzvoll ergänzt dein Alter
Des Ruhmes Kronenring!

Für ihres Kampf's Standarten
Ein leuchtend Immergrün
Aus deinem Sangesgarten
Pflückte die Freiheit kühn.

Und noch — der Partiſane
Getreu'ſter — hegſt du lind
Die auf des Märzen Fahne
Saß als ein fröſtelnd Kind!

Dein Grün, ſo hehr und heiter,
Des ſchönſten Banners Zier,
Es überlebt die Streiter,
Den Streit und das Panier:

Wie es in friſcher Helle
Des Siegers Stirn umlaubt,
So ſchlingt's als Immortelle
Sich um der Todten Haupt.

Den Thaten geh'n die Lieder
Im Siegeszug voran:
Doch Lieder hallen wieder,
Die That iſt abgethan.

Zerſpellt iſt Priam's Lanze,
Achilleus' Heldenſpeer:
Noch ragt im gold'nen Glanze
Die Harfe des Homer.

Dein Lied, es wär' verklungen,
Wär's nicht ein gold'ner Klang;
Es lebt, was du geſungen,
Weil es ein Meiſter ſang!

Und wenn dein Köcher ſpendet
Der letzten Pfeile Bund —
Steh'n werden ſie geblendet:
Wer thut's ihm gleich zur Stund'?

Viel Blumen ſtolzer Arten
Wohl blühen und verblüh'n:
Heil dir im Dichtergarten,
Thaufriſches Immergrün!

Grün iſt's ja, holde Grüne,
Was dieſes Alter braucht:
Iſt doch des Lebens Bühne
So fahl nun angehaucht

Laßt uns, wenn unſer'n Raſen
Verſengte Götterzorn,
Gedenken der Oaſen
Rings um der Muſe Born,

Dankbar oft wiederkehrend
Zu dem, was rein gedieh:
Nicht nur Poeten ehrend,
Nein, auch die Poeſie!

II.

Bemerkungen über die Dichterfeier des 11. April 1876.

Der Name und die Individualität Anaſtaſius Grün's haben für mich immer etwas poetiſch Anregendes, caſtaliſch Begeiſterndes.

In der That, es iſt immer eine eigenthümlich gehobene Stimmung, die mich überkommt, wenn ich der hohen, geſchmeidigen, beſcheiden-würdevollen Geſtalt des greiſen Sängers in den Straßen der freundlichen Murſtadt begegne. „Was hat der noch in Fleiſch und Blut unter uns Epigonen umherzuwandeln?" frage ich bei mir ſelbſt. „Der gehört auf eines Marmorſockels lichten Gipfel hinauf, in Stein gehauen oder in Erz gegoſſen!" — Dabei geht mir aber auch ſchon das Herz auf, und wenn ich eben gelangweilt oder gedrückt bin, ſo fühle ich mich plötzlich umgeſtimmt, und das Blut rollt mir raſcher durch die Adern bei dem

Gedanken: da wandelt der „letzte Mohikaner" der classischen deutschen Lyrik, der letzte aus dem goldenen Zeitalter, welches die glanzvolle Cohorte Uhland, Rückert, Platen, Heine, Freiligrath, Lenau, Grün vereinigt sah . . .

Ich möchte den Sängergreis deshalb immer mit einer rhythmischen Tirade begrüßen, wie einen homerischen Gott. Erst die Nothwendigkeit, ihn mit „Excellenz" anzureden, bringt ihn mir wieder menschlich näher. Eine poetische Apostrophe mit „Eure Excellenz" einzuleiten, ist glücklicherweise nicht gut möglich. —

Immer der Alte — immer frisch, immer aufrecht, stramm ohne Steifheit — immer leutselig, immer liebenswürdig, immer anspruchslos — und, wahrhaftig! nicht blos ein Rest von Jugend ist diesem Greise geblieben, sondern sogar, ich möchte sagen, ein Rest von Kindlichkeit. Von jener Kindlichkeit, von jener Naivetät, meine ich, die ein nicht ganz seltenes Merkmal „gottgeküßter" Seelen ist. Und doch auch diese wieder verschmolzen mit dem Charakter vollwichtiger Männlichkeit, in welcher der Cavalier sich ebenso wenig verleugnet wie andererseits der Oppositionsredner und unerschrockene Freiheitsapostel.

Was hat ihn doch nur so wohl „conservirt", den alten Herrn, den greisen, aber kaum noch ergrauten Poeten? Ich glaube, der Umstand, daß seine Muse nicht die Leidenschaft war. Durch Anastasius Grün's Dichtungen weht nicht der Hauch verheerender innerer Seelenstürme. Da funkelt Alles von frischen, krystallhellen Gedanken und Bildern — trillernd schwingt die Lerche sich empor und verkündet den Morgen und verspottet die Finsterniß —

nichts von Seufzern, gepreßten Wehelauten, die sich losringen aus schwarzumflorten Empfindungstiefen! —

Welch' ein Gegensatz zu dem berühmten Freunde und Sanggenossen, der in wilder innerer Zerrissenheit schier grauenhaft unterging! — Gar merkwürdig „polarisirte" sich das deutsche Dichterherz in Oesterreich — und seine beiden Pole nannten sich Anastasius Grün und Nicolaus Lenau! —

Ob A. Grün's Leben wirklich immer ganz so hell dahin geflossen wie sein Lied? Ob nicht in den ersten, that- und sanglosen Jahrzehnten des Nachmärz manchmal etwas wie ein Gefühl der Einsamkeit ihn beschlich auf seinem krainischen Schlosse, die elektrische Kette ihm gerissen schien, die den vormärzlichen Freiheitsänger verknüpft hatte mit seiner Zeit und seinem Volke? Wer weiß es? Aber dergleichen, wenn es bestand, muß ihm nun schon lange zerronnen sein wie Herbstnebel in der klaren Winterpracht eines an neuen Erfolgen reichen, rührigen Alters!

Die Capitale der Steiermark, welche Grün den ihren nennt, weil er seit vielen Jahren in ihren Mauern lebt, war vor allen berufen den 70. Geburtstag des Dichters zu feiern. Und die Grazer Feier verdient auch Erwähnung in weiterem Kreise, weil sie die einzige war, die durch die persönliche Anwesenheit des Jubilars verherrlicht wurde.

Ach, diese Grazer Feier! — Wenn ich sage, daß ich am Tage derselben von 3 Uhr Morgens an kein Auge mehr schließen konnte, so wird dies dem geneigten Leser sehr gleichgültig sein. Aber es hängt zusammen mit einer Sache, die ich bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen andeuten möchte.

Man bedauert bei ſolchen Feſten gewöhnlich den Jubilar, daß er ſo viel des Aufregenden, Erfreulichen, Rührenden über ſich ergehen laſſen muß. Man meint, das Uebermaß der Ueberraſchungen werde ihn erdrücken und erſticken. Nun, die „Ueberraſchungen" werden in dem Maße ſich ins Gebiet der Mythe verlieren, als dieſe Art von Feſten überhaupt aufhört neu zu ſein. Ein beſtimmter Ritus bildet ſich heraus — der Jubilar weiß ſo ungefähr, was Brauch iſt, was er zu erwarten hat — er ſieht Deputationen und Repräſentanten vor ſich, die vielleicht mit der inneren Gleichgültigkeit von Bedienſteten einer Entreprise de pompes funèbres an ihr Geſchäft gegangen ſind. Es muß ſo weit kommen, daß nichts mehr erfreut, was *geſchieht*, ſondern nur noch kränkt, was *unterbleibt*. Und dies iſt wohl das Aufreibendſte bei der Sache: mit dankbar lächelndem Munde den Erfreuten, den Ueberraſchten, den Gerührten vorſtellen müſſen, während man vielleicht insgeheim über das Deficit an echter Empfindung hinter der in Scene geſetzten Huldigung erſchrickt — mit dem Bewußtſein überdies, daß, wenn man auch ſelbſt über eine Verſchiedenheit im Ausmaß der Ovationen, welche man ſelbſt erhalten, und jenen, die Andern zu Theil wurden, hinwegſehen wollte, doch Andere einen ſolchen Vergleich anſtellen werden. Schönes Geburtstagsangebinde für einen Siebenzigjährigen! Ein *Lampenfieber*, das vor der möglichen Beſchämung eines „succès d'estime" bangen, vor einem auch nicht unmöglichen „fiasco" zittern muß! —

Dieſe Betrachtungen waren ſchuld, daß ich am Tage der Grünfeier — ſo mächtig iſt der Corpsgeiſt auch unter

den Poeten, und das Mitgefühl für einen Mann, den man hochschätzt — von 3 Uhr Morgens an nicht mehr schlafen konnte . . .

Das Grazer Fest bestand in einer Akademie im Stadttheater, und diese wieder aus drei Männergesangsvorträgen, der Declamation dreier Gedichte von A. Grün, und einer Festrede des bekannten Abgeordneten, Herrn Baron Walterskirchen. Diese Rede verbreitete sich über die politische Wirksamkeit des Grafen Auersperg im krainischen Landtage und im Reichstage und über seine Mitwirkung beim Zustandekommen verschiedener freiheitlicher Gesetze in Oesterreich. Um dem Jubilar völlig gerecht zu werden, hätte dieser oder ein anderer Redner auch den Verdiensten des Dichters als solchen einige Worte widmen sollen. Nicht Alle wußten, daß die Festrede des Herrn Barons v. W. ausschließlich die politische Thätigkeit A. Grün's zu feiern bestimmt war; Viele warteten von einem Augenblick zum andern, der Redner werde seinen Fittig zu einem höheren Schwunge entfalten und — wenn dann nach einer kleinen erwartungsvollen Pause der Herr Baron fortfuhr: „Gehen wir jetzt zu den confessionellen und Schulgesetzen über!" so malte sich in den Gesichtern der Damen und anderer Personen, welche dasaßen und gerne warm werden wollten, eine etwas unangenehme Enttäuschung. Durch eine Festcantate konnte die erwünschte Ergänzung auch nicht in entsprechender Weise geboten werden, und so blieb es dem Dichter überlassen, für sich selbst zu sprechen, was er denn auch in seinen drei, von dem Schauspieler Herrn Starcke gut vorgetragenen Gedichten in glänzender Weise that. Es war für die Empfänglichen

ein schöner, Manchem vielleicht unvergeßlicher Moment, als das berühmte Gedicht gesprochen wurde, das nach dem „letzten Dichter" fragt, und die Strophen erklangen:

„So lang' noch Gräber trauern mit den Cypressen d'ran,
So lang' ein Aug noch weinen, ein Herz noch brechen kann:
So lange wallt auf Erden die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd, wem sie die Weihe lieh!"

— und bei den letzten Worten das Publicum mit stürmischem Händeklatschen dem Dichter sich zuwandte, der mit seiner Familie in einer Loge dem Feste anwohnte, und jetzt in seiner sympathischen Art mit freundlichen Verbeugungen dankte. Dieser Moment war und blieb das „punctum saliens" des Ganzen. Am Schluß wiederholte sich das Händeklatschen und wurde verlängert, in der Erwartung, daß der Gefeierte sprechen werde. Aber eine Theaterloge ist nicht der Ort um Reden zu halten. So fehlte, was Jeder als schönstes Angedenken mit fortnehmen und in der Seele hätte bewahren können, und was z. B. der Scheffelfeier zu Karlsruhe eine so schöne Weihe und Bedeutung lieh.

Manch' lehrreicher Vergleich wäre zwischen der Scheffelfeier und der Grünfeier anzustellen; doch überlasse ich dies Anderen, und bemerke nur, daß es mir nicht gefiel, bei Gelegenheit der beiderseitigen Feste Scheffel hauptsächlich nur als genialen Kneiplieberdichter con amore gefeiert, und Grün mit einer etwas andern Art von Einseitigkeit ganz ausschließlich nur als Freiheitssänger gepriesen zu sehen. Was Grün betrifft, so ist er allerdings vor Allem

politischer Dichter, der echteste und treueste Tyrtäus unserer inneren Freiheit.

Freiligrath und Dingelstedt waren nicht so ausschließlich politische Dichter, und Herwegh hat nichts von so gediegenem Werthe, von so bleibender Wirkung geschrieben, daß es mit dem „Schutt" sich vergleichen könnte, und so werden wir A. Grün als den ersten in der Reihe der deutschen Freiheitsdichter bezeichnen dürfen.

Eben darum aber fand ich es der Würde und dem Verdienste des Jubilars nicht voll entsprechend, immer nur seinen „Liberalismus", seine „Gesinnungstüchtigkeit" u. dgl. gepriesen, oder gar das Hauptgewicht auf seine Thätigkeit in Reichs- und Landtagen gelegt zu sehen.

Man glaube nicht, daß ich die Verdienste Grün's als österreichischen Politikers unterschätze.

Im Gegentheil, ich schätze das Verdienst österreichischer Staatsmänner um so höher, je weniger ich selbst von österreichischer innerer Politik zu verstehen mir anmaßen darf. Die nationale Zusammensetzung der österreichischen Monarchie bringt es mit sich, daß gewisse politische Grundbegriffe, auf welchen anderswo das freie Staatswesen beruht, wie z. B. gleiches Recht für Alle, Entscheidung durch thatsächliche Majoritäten u. dgl., nicht in ihrem einfachen und natürlichen Sinne genommen werden dürfen. Eine um so größere Meinung habe ich vom Scharfsinne der Männer, welche in diesem Labyrinth sich zurecht finden, und von dem Muthe, mit welchem sie ihre Meinungen auf einem so heißen und schwankenden Boden vertreten. Was insbesondere den Grafen Auersperg betrifft, so bewundere ich ihn eben dieses

Scharfsinns und eben dieses Muthes wegen. Aber auch um des richtigen Instinctes willen, der ihn immer davon zurückgehalten hat — Minister zu werden. Minister werden heißt: seine Popularität aufs Spiel setzen, heißt sich abnützen und dann zu den Todten geworfen werden. Oesterreich hat noch ein paar Staatsmänner dieser Art — und es sind nicht eben die schlechtesten — welche mit dem Grafen Auersperg die parlamentarische Rührigkeit, aber auch die Scheu vor der, für das Werthgepräge eines populären Namens gefährlichen Schmelzhitze des Ministercabinetes theilen.

Eine literarhistorisch-kritische Skizze über A. Grün zu geben, endgültig den Werth seiner dichterischen Begabung zu schätzen, seine Stellung in der deutschen Literatur zu fixiren, die Acten über ihn zu schließen — dazu wird in einigen Monaten der rechte Augenblick gekommen sein. Die von Grün in den letzten 3 bis 4 Decennien geschriebenen Gedichte waren bis jetzt nicht gesammelt; sie sind es jetzt, und die stattliche Sammlung wird demnächst, so viel ich weiß, in einem Berliner Verlage erscheinen. Man kennt viele derselben aus Zeitschriften. Herrliche Perlen! Zur Schnur gereiht, werden sie erst ihre volle Wirkung thun. Die Wirkung wird — ich bin davon überzeugt — eine überraschende sein. Der Dichter Grün wird wieder in den Vordergrund treten, und die deutsche Nation wird erst zum vollen Bewußtsein dessen kommen, was sie an diesem Lyriker besitzt. Den A. Grün der Gegenwart völlig erkennend, wird sie um so geneigter sein, den der Vergangenheit neuerdings zu würdigen.

III.

Der letzte Kranz.

Am Todestage A. Grün's, 12. Sept. 1876.

Wie hallte das Festlied, wie schallte der Toast,
Als den Sänger, den greisen, bewährten,
Vom Grün des wachenden Lenzes umsproßt,
In begeisterter Freude wir ehrten!

Wie war da ein Jeder so fröhlich bedacht,
Einen Kranz ihm, dem Edlen, zu reichen,
Von Lorbeern, von Rosen- und Veilchenpracht,
Vom grünenden Laube der Eichen!

Kaum that die Begeisterung selbst sich genug:
Doch zuletzt schien die Feier vollendet,
Und vorübergewallt der mänadische Zug
Und der letzte der Kränze gespendet.

Da schritt noch ein Jüngling, ein bleicher, einher,
Nachzügler im festlichen Reigen,
Auch er einen Kranz in der Hand, gar schwer,
Einen Kranz aus düsteren Zweigen.

Der Kranz war nicht mit Rosen geschmückt,
Der war nicht vom Laube der Eichen:
Der war auf Asphodeluswiesen gepflückt,
Am Cocytus, im Lande der Bleichen.

Ihn wand um den Sänger der Fremdling sacht,
Und flüstert: In festlichen Stunden
Hat die Menge den Kranz der Unsterblichkeit
Dir aus irdischen Blumen gewunden:

Doch den ſchönſten der Kränze, gar friedlich und ſtill,
Dem kein irdiſcher Herbſt mehr verderblich,
Schlingt die Blüte, die falbe, des Asphodil —
Und die Todten allein ſind unſterblich.

IV.

Anaſtaſius Grün's lyriſcher Nachlaß.

Als wir den ſiebenzigjährigen Anaſtaſius Grün in Oeſterreich feierten und ſechs Monate ſpäter mit nicht geringeren Ehren ihn begruben, da blieb dem engeren Kreiſe ſeiner Befreundeten nur Eines zu wünſchen übrig: daß die lyriſche Ernte ſeiner letzten drei bis vier Jahrzehnte, die bereit liegende Sammlung „In der Veranda", ſchon der Oeffentlichkeit übergeben geweſen wäre. So pomphaft Jubelfeſt und Leichenfeier ſich geſtalteten, es konnte dem tiefer Blickenden nicht entgehen, daß man mehr einen Dichter der Vergangenheit als der Gegenwart zu ehren glaubte. Sah man von dem düſteren Gelober der Fackeln ab, welche den reichbekränzten Prunkſarg des gräflichen Dichters in eine infernaliſche Wolke qualmenden Rauchs hüllten, ſo konnte man eher einen Feſtaufzug zu Ehren eines berühmten Mannes vor ſich zu haben vermeinen, als ein Trauergeleit und einen Leichenzug, wie ihn der vom Schmerz des Verluſtes perſönlich und unmittelbar Betroffene ſich denken und wünſchen mochte. Es iſt eben nicht gleichgültig, ob ein der Nation werth gewordener Genius in friſcher Kraft und Wirkſamkeit ihr

plötzlich entrissen wird, oder ob er nach lange vorher abgeschlossener Thätigkeit seine irdische Laufbahn ruhig vollendet. Erschütternder mag zu seiner Zeit der Tod Schiller's gewirkt haben als so viele Jahre nachher der des größeren Goethe. Wenn erst die Festredner und bald darauf die Nekrologisten des Freiheitssängers vor Allem den Freimuth, den er in Land- und Reichstagen bewiesen, und die Ueberzeugungstreue des Gefeierten priesen, Verdienste, die er doch mit hundert Anderen theilte, so merkte man, daß sie aus unmittelbarer frischer Begeisterung sprachen, während es, wenn sie auf den Dichter als solchen eingingen, meist den Anschein hatte, als ob sie Jugenderinnerungen mühsam zusammenrafften, oder aus dem Conversationslexikon schöpften. Hing damit vielleicht auch — man darf nun wohl davon sprechen — die im Ganzen ziemlich kühle Haltung zusammen, welche das, freilich schon von Natur kühlere, außerösterreichische Deutschland für das Jubiläum des neunten April hatte, und welche damals die persönlichen Freunde und Verehrer des Dichters beinahe peinlich berührte? — Ich erinnere mich, nach dem Hinscheiden A. Grün's in einem norddeutschen Blatte auf einen Nekrolog gestoßen zu sein, welcher das Lob des Verewigten mit den Worten einleitete: „Zwar stand A. Grün als politischer Dichter nicht in erster Reihe, sondern erst in zweiter" . . . Der Dichter des „Schutt" in zweiter Reihe! Nicht der erste, nicht einmal neben den Ersten stehend, sondern hinter ihnen — ein politischer Dichter zweiter Classe! — Man mußte in der That wünschen, besser als durch Festreden und Nekrologe durch ein eigenes letztes Wort des Poeten sein Andenken erneuert zu sehen.

Dies letzte Wort ist nun endlich gesprochen. Den Manen des Dahingeschiedenen widerfährt die Genugthuung einer neuen lebendigen Wirkung. Und wenn die Flüchtigkeit der Tageskritik nicht allzugroß, die Apathie des Publicums nicht unüberwindlich ist, so wird diese Wirkung, glaube ich, eine bedeutende sein. Diese hinterlassenen, „in der Veranda" gesammelten, aber nicht in der Veranda geschriebenen Gedichte — denn sie zeigen uns nicht den zur Ruhe gesetzten, sondern den noch mitten im Kampfe der Zeit stehenden Dichter — sind sie nicht ein Nachhall aus dem goldenen Zeitalter der deutschen Lyrik? Männliche und gediegene Klänge erquicken wieder unser Herz. Ein Poet von ausgeprägter Physiognomie tritt uns altbekannt und doch als ein Neuer entgegen.

Blicken wir zurück auf die Reihe unserer großen lyrischen Dichter: Uhland, Rückert, Platen, Heine, Lenau, Freiligrath u. s. w. Jeder von ihnen ist nach Form und Inhalt einzig in seiner Art, keiner hat etwas gemein mit dem andern, und was dem einen oder dem andern sonst ähnlich oder verwandt ist, verschwindet neben ihm. Neben Uhland tritt die ganze schwäbische Dichterschule ins Halbdunkel zurück, als wäre sie sein bloßer Schatten und Nachhall. Doubletten in der Literatur werden wie die in den Sammlungen der Münzliebhaber ausgemustert und nur das Exemplar vom besten und schärfsten Gepräge zurückbehalten. Auch in unserer unmittelbaren Gegenwart sehen wir jeden großen und allgemeinen Erfolg in der Lyrik unzertrennlich von der Wirkung des Eigenthümlichen und in seiner Art Einzigen. Aber wie selten sind sie eben, diese ausgeprägten Physiognomien, wie

selten auch begegnet uns eine lyrische Kraft, der nicht blos dann und wann etwas Hübsches gelingt, sondern die, wie es das Kennzeichen der wahrhaft Begnadeten ist, mit jeder Strophe, mit jeder Zeile, die sie hinwirft, wirkt und fesselt, und das Gemüth des Lesers durch einen unsagbaren Zauber gefangen nimmt. Was am öftesten fehlt, ist, außer der Originalität, das Stimmungsvolle: die Wiedergeburt des Gedankens aus dem Gemüthsgrunde, der mystische Hauch, der den glücklichen Einfall erst zum Gedicht macht. Und tritt wirklich einmal etwas Eigenartiges, Stimmungsvolles, genial Inspirirtes hervor, so fehlt wieder im Publicum der tiefe und ernste Sinn, um es, wär's auch in etwas unbeholfener oder fremdartiger Form, zu erfassen und anzuerkennen. So kommt, ohne eigentlichen Erfolg zu haben, das Banale in die Mode: schönverzierte Bücher und Büchelchen, die zur Hälfte aus leeren Blättern bestehen, während auf den übrigen vielleicht erst recht nichts steht. Minima pars ipsa puella sui! möchte man zuweilen mit Ovid ausrufen, wenn man diese Muse in ihren Prachtgewanden betrachtet.

Das Erquickende in A. Grün's hinterlassener Gedichtsammlung besteht nun eben darin, daß sie dieser Atmosphäre des Banalen uns entrückt, daß sie uns in ein Bereich von kräftigen, gediegenen Gedanken und Gebilden zurückführt. Durchmustert man von diesem Gesichtspunkte aus die Sammlung, so könnte selbst Manches, was an sich vielleicht ein Mangel ist, für den Moment als wohlthuend und als ein Vorzug erscheinen. Aber nachdem ich dies im Allgemeinen festgestellt, will ich mit keinem andern Maßstabe als dem

höchsten und unbedingten einen flüchtigen Blick auf das Einzelne werfen.

Dem Lieblingsthema der Poeten, der Liebe, widmet unser Autor die ersten Seiten seines Buchs; wenige Blätter sind es, gleichsam Präludien, aber die vollen kräftigen Accorde verrathen sogleich den Meister. Rasch gelangen wir zur eigentlichen Herzenssache des Dichters. „Zeitklänge" ist ein Cyclus überschrieben, von den Tagen, da man für die Freiheit der Polen (und nur der Polen!) schwärmte, durch das große Revolutionsjahr 1848 hindurch heraufreichend bis zu den Dichter- und Vereins-Jubiläen der Gegenwart. Hochinteressant sind diese Zeitgedichte — und doch vielleicht der vergänglichere Theil des Ganzen. Zum Theile wenigstens haben wir es da nicht ausschließlich mit dem Dichter und Freiheitsapostel, sondern auch mit dem Politiker, dem Tagespolitiker zu thun. Aber Gesinnungstreue und ein allgemeines dichterisches Gefühl für die Freiheit begründen noch nicht eine unfehlbare Einsicht in allen concreten politischen Dingen, und den Poeten verläßt bisweilen der Seherblick, wenn er in die Arena der Tageskämpfe hinabsteigt. Ist er doch überhaupt nur ein Seher, so lange sein Blick in die Zukunft oder in die Vergangenheit gerichtet ist; faßt er die Dinge der Gegenwart ins Auge, so sieht er meist nicht mehr als gewöhnliche Menschen. Und so zeigt auch A. Grün sich mehr als Patriot denn als Dichter und Seher in dem gewaltig klingenden Hymnus auf Radetzky. Er wußte nicht, daß die Siege Radetzky's kein dauernder Triumph sein, kein wirkliches Heil bringen konnten, daß der tapfere Soldat die unversöhnlichen Provinzen nur zurückeroberte, damit sie ein Jahrzehnt länger, zu unausgesetzter

Kriegsbereitschaft zwingend, am Lebensmarke der Monarchie zehrten, und daß Oesterreich erst nach Abtrennung dieses brandigen Gliedes wieder aufathmen, zu neuem Leben sich aufraffen würde. Wir Söhne der Wiener Aula, wir „Legionäre" des Jahres 1848, wir wußten das, oder vielmehr, wir hatten den rechten Instinct davon. Wir schwärmten nicht für die Siege Radetzky's. Wir trugen eben in unsern Seelen den reinen und idealen Gedanken des Jahres 1848 — einen Gedanken, auf den man heute wie auf eine schöne Jugendschwärmerei zurückblickt, insofern er nicht völlig vergessen ist . . .

In den ungetrübten Aether der Poesie erheben uns wieder die Sonette aus Helgoland und die an Nicolaus Lenau, welchen noch andere sich anschließen. In diesem Abschnitte begegnet uns der Dichter als classischer Lyriker, als Sangesmeister auf dem Höhepunkt seiner Kraft. „Sprüche und Spruchartiges" schließt sich an, auch dies von classisch-gediegenem Gepräge. Drei Gedichte versetzen uns in das Heimatland des Dichters, Krain. Dann treffen wir auf die kernigste epische Leistung A. Grün's: auf den Romanzen-Cyclus vom Prinzen Eugen. Mit einem anderen Cyclus „der Tambour von Ulm" begleitet weiterhin der Dichter in sinnvollen Bildern die Phasen Oesterreichs, seine Leidensstationen, die zugleich zu Wegen seines Heils geworden sind oder werden sollen. „Bilder und Gestalten" schließen den ganzen poetischen Reigen. Hier finden wir den stimmungsvollen „Jagello", den von liebenswürdigsten Humor eingegebenen „Burgherrn von Rabenstein", das tiefsinnige, unvergleichlich schöne Gedicht „die Mumie".

Wenn man von dem Alles beherrschenden Freiheitsgedanken absieht, so ist es nur Weniges, aber kräftig und klar in dieser Sammlung Hervortretendes, was im Leben unseres Dichters anregend auf ihn gewirkt, was seiner Innerlichkeit den Funken des lyrischen Feuers entlockt hat. Helgoland, das Heimatland Krain, die Freundschaft mit Lenau, ein vereinzelt und flüchtig anklingendes erotisches Motiv, das vielleicht mehr der Phantasie als dem Herzen seinen Ursprung dankt — der Rest ist Politik, oder Spruchweisheit, oder objective Erzählung. Aber vielleicht birgt unter der Maske der Erzählung sich eigenes Empfinden und Erleben, innere Kämpfe und Stürme des Poeten? Auch das nicht. Man wird unter diesen erzählenden Gedichten nicht eines finden, in welchem von tiefer Seelenbewegung oder Leidenschaft auch nur die Rede wäre. Auch hier läuft es meist hinaus auf ein Ergebniß ruhiger Weltbetrachtung, sinniger Weisheit. Dies gilt ja wohl nicht blos von der vorliegenden Sammlung, sondern von der gesammten Grün'schen Lyrik überhaupt. In ihr spiegelt sich im Ganzen eine Gesinnung, eine Tendenz, ein Charakter, aber keine Totalität des Gemüths und kein persönliches Schicksal.

Als Mensch und Dichter ausschließlich beseelt von dem Gedanken der religiösen und der politischen Freiheit, und doch geborner Aristokrat — in der That eine seltsame Erscheinung! Aber der Widerspruch in A. Grün's Natur ging scheinbar noch weiter. Rücksichtsvoll und verbindlich bis zur Aengstlichkeit, kannte er, mit dem Griffel des Poeten in der Hand, keine persönliche Rücksicht und kein Gesetz der

Höflichkeit. War es bewußte Absicht und Lust zu verletzen? Nein! es war Naivetät . . .

Ich will, was ich meine, durch ein kleines Beispiel erläutern. Auf S. 258 unserer Sammlung findet sich unter dem Titel „das rechte Wort" eine curiose Geschichte. Ein Potentat, den eine weit vorstehende Unterlippe kennzeichnet, beklagt sich auf der Jagd bei schlechtem Wetter ärgerlich, daß es ihm — in den Mund regne. Große Verlegenheit der Höflinge! Man schafft einen Regenschirm herbei, man versucht dies, jenes — vergebens, dem Potentaten regnet es noch immer in den Mund. Endlich faßt der Klügste unter den Günstlingen sich ein Herz:

„Aufspringt er, von heiliger Sendung trunken,
Die Stirn ihm umsprühn der Erleuchtung Funken:
„„Mein allergnädigster Kaiser, geruh',
Und schließe die Lippen huldreichst zu!""

Das war das rechte Wort. Der Kaiser folgt dem Rath, und — es regnet ihm nicht mehr in den Mund. — Möchten die Potentaten immer so ein Ohr haben für das rechte Wort! Auf diese Pointe, diese Moral kam es dem Dichter an, und für diese „Moral" fand er zwischen Himmel und Erde keine drastischere, keine bessere „Fabel". Arglos schrieb er vor Jahrzehnten nicht blos die Geschichte, sondern auch den Namen des Potentaten hin. Da fragte Jemand, der die Sammlung „In der Veranda" vor dem Druck durchlas, den Dichter, ob er denn nicht glaube, daß durch besagte derb-drollige Geschichte, besonders aber durch die Nennung des Namens ihres Helden, die schuldige Rücksicht auf ehrfurchtgebietende Häupter der Enkel jenes Potentaten verletzt

ſcheinen könne? — „Es iſt möglich!“ verſetzte der Graf. „Daran habe ich nicht gedacht. Sie haben Recht, das muß geändert werden. In meiner Stellung als Pair des Reichs und geheimer Rath muß ich einige Rückſicht nehmen. Ich werde wenigſtens den Namen des Potentaten weglaſſen.“ — Und ſo that er . . .

Das war's. Er dachte nicht daran. Er ſchrieb ſeine beißendſten Gedichte ſo harmlos hin, wie ein Frühlingslied, mit jener liebenswürdigen Naivetät des Poeten, welche weniger darauf achtet, was ſich ſchickt, als was ſich reimt, und welche um ſo leichter perſönlich verletzt, weil ſie nicht daran denkt zu verletzen. War es aber geſchehen, und ſah er, daß ſein Liebespfeil in ein Wespenneſt gefahren, dann freilich war er Mann genug, ſich deſſen achſelzuckend mit der ritterlichen Deviſe: „Viel Feind', viel Ehr'!“ zu getröſten.

Bis zur Naivetät ging auch ſeine Beſcheidenheit. Daß der ſiebenzigjährige, der jubilirte Sangesmeiſter, im Stande war, mit den Manuſcripten ſeiner druckbereiten Sammlung, wohl auch mit einem einzelnen Gedichte, daß er eben vollendet, zu einem weit jüngeren Sangesgenoſſen hinzugehen, und ihn um ſein Urtheil zu erſuchen, geradenwegs aufmerkſam gemacht ſein wollte, wie er ſagte, auf ſeine „Fehler“ — das konnte man nur für einen naiven Exceß der Beſcheidenheit nehmen, der beinahe rührend wirkte.

Indem er aber auf fremden Rath gern hörte, auch ſelbſt eine ſtrenge Kritik bis zuletzt an ſeinen Erzeugniſſen übte, erreichte er mehr und mehr eine große formelle Gediegenheit, wenn auch in einzelnen Fällen der Mangel,

der seiner Muse von Anbeginn anhaftete, noch hervortritt, daß der Fluß des Verses kein leichter, das Bild und Ausdruck bei der Gedrungenheit seines Stils manchmal etwas überladen oder gekünstelt sind auf Kosten der Deutlichkeit.

„In der Veranda" ist keine jener „Nachlesen", wie wir sie oft von bedeutenden Dichtern erhalten, die zu dem Ruhmeskranze des Poeten kein wirklich neues Blatt mehr fügen: es ist vielmehr eine Sammlung, die, mit ihrer Entstehung zurückreichend in die besten Blütenjahre des Dichters, Vieles von dem Besten und Reifsten enthält, was er geschrieben. Gedichte, wie die Helgolander Sonette, die Eugen-Romanzen, Gestalten und Bilder, wie „Jagello", „Fels im Strom", „die Mumie", reihen sich den monumentalen Leistungen der deutschen Lyrik an. Und was immer die Hauptsache bleibt: wenn wir die Sammlung durchgelesen, so erinnern wir uns nicht blos, wie bei so vielen andern, eine größere oder geringere Anzahl von schönen Gedichten gelesen zu haben, sondern wir bewahren den ganzen und vollen Eindruck einer großen, in festen Umrissen wie in Marmor oder Erz vor uns stehenden dichterischen Persönlichkeit.

Ueber irrationale Bestandtheile der deutschen Sprache.

Der Mensch setzt den denkenden Betrachter der Dinge in Erstaunen durch die unbewußte Kunst, mit welcher er seine Sprache bildet. Und wieder setzt er denselben in Erstaunen durch den Leichtsinn, mit welchem er seine Sprache verdirbt, nachdem er damit zu Stande gekommen.

Von dieser Verderbniß oder allmählichen Verkümmerung abgesehen, bleibt von Anfang an in den ausgebildeten Sprachen oft ein irrationaler Rest, welchen die geheimnißvoll wirkende unbewußte Vernunft, die im Ganzen der Sprache sich kundgibt, nicht völlig bewältigt hat.

Derartige irrationale Reste finden sich vielleicht in keiner anderen Sprache so häufig wie in der deutschen. Kaum hat irgend eine andere so viel Schwankendes und einen so großen Mangel an Folgerichtigkeit. Woher mag das kommen? Liegt dabei eben dieselbe Zerfahrenheit zu Grunde, eben derselbe Mangel an fester, gediegener Kraft der Krystallisation und Consolidation, der bis zur Stunde auch die deutsche Metrik, die deutsche Orthographie, ja selbst das Staatswesen der Deutschen zu keiner sichern, einheitlichen, festen Form gelangen ließ? —

Was die unbewußte Vernunft im Bau der Sprache versäumt, was sie nicht völlig durchdrungen und bewältigt hat, wer anders könnte berechtigt sein, es zu corrigiren, als die bewußte Vernunft der Sprachbildner in erster Reihe, der Schriftsteller?

Jeder Autor sollte sich mit seiner Muttersprache denkend beschäftigen.

Wem von uns begegnet es nicht zuweilen, daß er diesen, jenen Ausdruck nur zögernd, mit einer Art von innerem Widerstreben zu Papier bringt — eben weil er das mehr oder weniger lebhafte Gefühl von der „Irrationalität" dieses Ausdrucks hat? —

Ich habe mich oft gewundert, daß sich die Feder des deutschen Schriftstellers nicht energischer sträubt, beispielsweise, zu schreiben: „Ich habe das Möglichste gethan".

Wir bedienen uns dieses absurden Superlativs auch in der Verbindung: „möglichst groß", möglichst tief" u. s. w.

Wann werden wir Deutsche uns vernünftiger Weise begnügen, wie die übrigen Nationen, das „Mögliche" zu thun?

Es hat mich gefreut, wenigstens bei dem alten Kant („Kritik der reinen Vernunft," S. 276 der Reclam'schen Ausgabe) von einer „möglich größten Vollkommenheit" zu lesen. —

Gibt es einen Autor, der so recht con amore einen Ausdruck wie „mit nichten" niederschreibt? Trotz seines, wie ich nicht zweifle, ehrwürdigen Alters und Ursprungs — welch' ein sprachliches Mondkälbchen ist es doch, dieses „mit nichten!"

„Es nimmt mich Wunder" ist correctes Deutsch, aber ich gestehe, daß es — mich Wunder nimmt.

Eins der vertracktesten Wortgebilde fand ich bei B. Goltz: „an Muthen sein" (Feigenblätter II. S. 74).

Ausdrücke wie „mit genauer Noth", „zum Besten haben", „der erste Beste" können wir kaum mehr missen oder ändern. Aber man besehe sie nur etwas genauer, oder versuche sie wörtlich in andere Sprachen zu übertragen, und man wird sich darüber klar werden, daß diese Redeweisen ziemlich salopp und unbeholfen gebildet sind.

Ein bekanntes Beispiel ungeschickter Wortbildung ist unser „Bediente". Wie immer man diese Form erklären mag, sie bleibt eine unglückliche, dem reinen Sprachgefühl nicht sympathische. Das „lucus a non lucendo" ist übrigens auf dem Gebiete der Sprachbildung nicht gar so unerhört. Man findet Ausdrücke, die, wie der „Bediente", gelegentlich im Sinne des Gegentheils von dem, was sie ihrer Form oder ihrem Ursprung nach zunächst bedeuten, gebraucht werden. Ich kann nicht umhin, hier an die sonderbare Anwendung, die das französische Wort „Markiren" in einer gewissen Redensart findet, zu erinnern.

Wir sagen: „Der Schauspieler markirte auf der Probe seine Rolle blos".

Was heißt marquer? — „Bezeichnen", kennzeichnen, hervorheben. „Un goût marqué pour quelque chose" heißt eine entschiedene Neigung für etwas; un dessein marqué, une intention marquée, ist ein deutlicher Plan, eine ausgesprochene Absicht. Man sollte also denken, die Rolle markiren, heiße sie mit deutlicher Hervorhebung des

Einzelnen vortragen. Aber nein — es bedeutet im Gegentheil: sie leichthin, oberflächlich, ohne scharfe Betonung und Schattirung vortragen. „Markiren" also = nicht markiren.

Man wird mit einer Erklärung, mit einer Rechtfertigung zur Hand sein. Man wird mir sagen, jene Redensart bedeute das Betonen blos der Hauptsachen, während das Nebensächliche fallen gelassen wird, und in so fern sei das „Markiren" doch ein Markiren, ein Hervorheben, nämlich eben der Hauptsachen.

Aber es ist ebenso absurd, zu sagen: „ich markire meine Rolle", wenn ich sagen will: „ich markire nur die Hauptpunkte derselben", als es absurd wäre zu sagen: „ich sehe jenen entfernten Gegenstand genau", wenn ich sagen will, ich sehe nur die Hauptpunkte, die Umrisse desselben genau. —

Wollte nun aber Jemand z. B. auch das Wort „Bergbau" absonderlich und „irrational" finden, weil ja beim Bergbau nicht gebaut, sondern im Gegentheil gegraben wird, so würde es dem Sprachforscher vermuthlich ein Leichtes sein, den Krittler mit irgend einer gelehrten Erklärung, mit der Darlegung einer veralteten, wenig beachteten Bedeutung des Wortes „bauen" etwa, abzutrumpfen.

Zu bedauern bleibt es jedoch immerhin, wenn wir bei einem Wortgebilde auf eine abgestorbene Bedeutung des Stammwortes zurückgehen sollen, die mit der actuellen, lebendigen Bedeutung desselben nichts mehr gemein hat oder gar mit ihr im Widerspruch steht. „Irrational", und darum unsympathisch, klingt nicht blos das, was niemals völlig sprach-vernünftig (rational) war, sondern auch das,

deſſen vernünftiger Sprachſinn erloſchen, aus dem Sprachbewußtſein verſchwunden iſt. Von Ausmerzung oder Umformung ſolcher Worte kann in den wenigſten Fällen die Rede ſein: aber wenn der Sprachſchatz neben einem ſolchen irrational gewordenen ein anderes rationales Wort zur Verfügung hat, ſo wird der feinſinnige Autor die Durchſichtigkeit, Klarheit und Logik der Sprache fördern helfen, wenn er dem rationalen, etymologiſch gemeinverſtändlichen Worte den Vorzug gibt.

Wären wir gegen die Forderung etymologiſcher Durchſichtigkeit der Sprache nicht abgeſtumpft, und gewöhnt, ſorgſamer auf die Grundbedeutungen der Worte zu achten, ſo würden wir manches Lächerliche vermeiden, und uns z. B. auch nicht beikommen laſſen, von einem „trocknen Humor“ zu ſprechen. Was heißt humor? Feuchtigkeit! „Trockene Feuchtigkeit“ alſo! — Das „Volk der Denker“ verfährt zuweilen auch ein Bischen gedankenlos. —

Die deutſche Caſusbildung iſt von Hauſe aus eine ziemlich abſonderliche, capriciöſe; dazu kommt denn noch manches Willkürliche, Anomale im Einzelnen. Wir ſagen „von meiner Seite“, „von deiner Seite“, aber „von Seiten der Gemeinde“, „von Seiten der Kritik“ u. ſ. w. Warum „von Seiten?“ Was in aller Welt ſoll hier das angefügte n?

Die Schriften unſerer beſten Autoren ſind entſtellt durch falſche Caſusformen.

„Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben“, heißt es bei Goethe; und ſo gewöhnt ſind wir an Nachläſſigkeit und Willkür in der Caſusbildung, daß ich vielleicht der Erſte bin, der dieſen lapsus calami bemerkt und der

darauf aufmerksam macht, daß es heißen müßte: „Sarkophage und Urnen". —.

Wir sagen: „ich werde es gewahr", „er will es nicht Wort haben". Der Verwunderung des Laien tritt hier der Grammatiker mit der Deutung entgegen, das „es" sei in diesem Falle alte Genitivform, gleichbedeutend mit „dessen". Aber warum schleppen wir uns in vereinzelten Fällen mit abgestorbenen Formen, die geeignet sind, das Sprachgefühl des Laien irre zu führen und ihn gleichsam zu narren? Wär' es nicht besser, frischweg zu schreiben und zu sagen: „ich werde dessen gewahr", „er will dessen nicht Wort haben?"

Der Grammatiker rechtfertigt auch die bekannten Redeweisen „Euer Wohlgeboren", „Euer Excellenz", u. s. w., indem er uns belehrt, „Euer" sei in dieser Verbindung Genitiv (Vestrûm excellentia, nicht vestra). Aber wären wir nicht trotzdem berechtigt, jene, dem gegenwärtigen Sprachbewußtsein völlig fremde Genitivform auch hier über Bord zu werfen, und nach Analogie der übrigen Culturſprachen zu schreiben: „Eure Excellenz?" — „Euer Wohlgeboren" thäten wir am besten ganz in die Rumpelkammer der Sprache zu werfen. —

Auffälligen Casusbildungen begegnen wir z. B. in den Ausdrücken: „über die Maßen", „ein Pferd zu Schanden reiten". Seltsam erscheint die Construction: „Jemanden los werden". Ein Exempel unlogischer Flexion ist die Redensart: „Sei dem, wie ihm wolle". Warum der Conjunctiv?"

Viel Irrationales findet sich auch bei der Bildung zusammengesetzter Wörter. Noch immer glauben wir des

schon von Jean Paul energisch aber vergeblich bekämpften, zwischen die beiden Bestandtheile eines zusammengesetzten Wortes eingeschobenen s nicht entrathen zu können. Es ließe sich ein Preis auf die Entdeckung eines einzigen vernünftigen Grundes für diese Einschiebung setzen. Daß der Wohlklang dadurch gefördert werde, ist eine ganz leere Einbildung. „Theilnahmslos" klingt nicht blos nicht besser, sondern schlechter als „theilnahmlos." Wollen wir „rücksichtslos" sagen, unter dem Vorwande, daß gerade das l hinter dem t übel klingt, dann müssen wir auch „lichtslos" sagen statt „lichtlos." Das klingt aber, wenn mir recht ist, abscheulich.

In Glocker's „Mineralogie" S. 185 fand ich das Compositum „Formsähnlichkeit" gedruckt. Eine unleidliche Bildung; aber ich wüßte nicht, was die Liebhaber und Vertheidiger des eingeschobenen s consequenter Weise dagegen einwenden könnten?

Auch des Mißbrauchs, Verbalwurzeln mit Endsilben zu verbinden, welche nur zu Substantiven passen, — „reglos," „schadlos" — ist hier zu gedenken. Ein Feuilletonist führte kürzlich Beispiele dieses Mißbrauchs aus meinen eigenen Werken an; ich benutze die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mir die Mißbildungen „schadlos," „reglos" allerdings in früherer Zeit, durch das metrische Bedürfniß veranlaßt, einigemal entschlüpfen ließ, dieselben aber in den neueren Auflagen meiner Dichtungen längst völlig ausgemerzt habe.

Ein recht drolliges Ding, über das ich mir schon manchesmal den Kopf zerbrochen, ist unser Compositum „Helfershelfer" Was soll das eigentlich heißen? Der Helfer des Helfers? also einer der dem Helfer beim Helfen

hilft? Oder soll man's für eine Art von Reduplication nehmen, die zur Verstärkung des Begriffs dient, wie Aehnliches in verschiedenen Sprachen vorkommt? Sei dem wie immer, wir können das wunderliche Wortgebilde entbehren und reichen völlig aus mit dem einfachen „Helfer".

Eine merkwürdige Denkträgheit verräth sich in gewissen corrumpirten Wortformen, in welchen statt des ursprünglichen, seltener gebrauchten Wortes ein anderes, gebräuchliches, des ähnlichen Klanges wegen kurzweg in derselben Bedeutung gebraucht wird. So sagen wir z. B. „schlecht und recht", was ohne allen Zweifel „schlicht und richt" lauten müßte. „Richt" entspricht dem lateinischen rectus = „gerade"; „schlicht" bedeutet ebendasselbe: schlichtes Haar ist gerade herabhängendes Haar, ohne Künstelei und Lockengekräusel. Ist es nicht arg, daß der Deutsche, vielleicht nur weil ihm, wie es scheint, das klanglose e mundgerechter und bequemer ist als das i, ein Wort wie „schlicht" in „schlecht" corrumpirt, obgleich dies letztere Wort schon seine bestimmte Bedeutung hat? Wie kommt es dazu, ganz fälschlich auch in der Bedeutung jenes andern gebraucht zu werden? Wäre es nicht ein wahres Verdienst der Schriftsteller, wenn sie den Muth hätten, mit jener corrumpirten Form zu brechen und zu schreiben „schlicht und richt"?

Die Neigung des Deutschen, bei den Worten mehr auf den Klang als auf die Bedeutung zu achten, verräth sich auch in der Naivetät, mit welcher er Fremdwörter in ähnlich klingende deutsche Worte von himmelweit verschiedener etymologischer Bedeutung umsetzt, und so z. B. aus dem griechischen μίλτος einen „Mehlthau", aus βάναυσος (gemeiner

Handwerker) einen „Böhnhasen", aus dem indischen markata (Affe) eine „Meerkatze" gemacht hat. Da man hier bei den Worten „Mehl", „Hase", „Meer" unbedingt nichts denken darf, sind solche fast kindliche Wortbildungen nicht geeignet, die Gedankenlosigkeit überhaupt zu befördern?

Auch aus heimischen Sprachelementen zusammengesetzte Wörter erscheinen oft sinnlos, weil sie entweder in ähnlicher Weise wie die eben angeführten Fremdwörter verdeckt sind, oder die zu Grunde liegende Bedeutung längst verloren gegangen ist. Unser „Maulaffe" ist offenbar kein Affe, sondern einer der das „Maul" offen hat; unser „Oelgötze" hat nichts mit dem Oel zu thun, sondern ist corrumpirt aus „Elgötze", von dem althochdeutschen Ella, „die Fremde", so daß also ein unbehilflicher Mensch mit einem ausländischen Götzen, den man sich gerne als ungeschlacht und seltsam vorstellen mag, verglichen wird. (Siehe Blumenthal's Monatshefte 1876, 6. Heft). Es geht noch an, wenn wir „Sündflut" schreiben statt „Sintflut", denn „Sündflut" hat doch einen vernünftigen Sinn für uns; aber wir gerathen sogleich ins Bodenlose, wenn wir uns einfallen lassen, bei „blutjung", „blutarm", „blutwenig" an Blut, bei „Hagestolz" an Stolz, bei „blitzblau" an den Blitz, bei „Keuschlamm" an die Keuschheit und an ein Lamm zu denken.

Nun kommt freilich der gelehrte Sprachhistoriker und sagt uns: „blut" ist in jenen Zusammensetzungen so viel wie „bloß," „nackt"; „Hagestolz" ist ein Junggeselle, von „Stolze" = Diener, Gefährte, Geselle, und „hage" bedeutet „groß", also ein gewöhnlicher, nicht verheiratheter Knecht,

Burſche, Junge, Garçon. Er wird uns ferner ſagen: „blitzblau“ und „gritzegrau“ ſind Superlative, durch eine Art von Reduplication gebildet. Ganz recht. Das Irrationale wäre hier aus der Sprechform ſelber hinwegdemonſtrirt. Wenn es ſich nur ebenſo leicht aus dem Bewußtſein und der Auffaſſung des ſprechenden Volkes verbannen ließe! Es bleibt doch immerhin fatal, daß bei dieſen Wortbildungen der Irrthum gar ſo nahe und die Erklärung ſo fern liegt.

Es gibt keinen deutſchen Poeten, der nicht bisweilen klagte, daß er „mutterſeelenallein“ iſt. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie gerade die „Mutterſeele“ dazu kommt, eine ſo ganz beſondere Prärogative des Alleinſeins zu beſitzen?

„Flöten gehen“ — „zu Paaren treiben“ — „ſteinreich“ — „ſternhagelvoll“ — „Backfiſch“ — „Strohwittwe“ — „Spiegelfechterei“ — „Windsbraut“ — „mit Kind und Kegel“ — papageienmäßig ſprechen wir dieſe Ausdrücke einander nach, ohne uns darüber eine vernünftige Rechenſchaft zu geben.

Ohne den mindeſten Anſpruch, irgend etwas dabei denken zu wollen, gebrauchen wir ſprichwörtliche Redensarten vom Schlage der folgenden:

„Auf den Hund kommen“ — „in die Pfanne hauen“ — „Streit vom Zaun brechen“ — „über den Löffel barbieren“ — „einem einen Bären aufbinden“ — „etwas über den grünen Klee loben“ — „lügen wie ein rother Hund“ — „das geht noch über das Bohnenlied“ — „da liegt der Haſe im Pfeffer“ u. ſ. f.

Ueber den Urſprung dieſer Redensarten ſind die Gelehrten ſelbſt nicht einig. Meiſt werden ſie auf dieſe oder jene

Anekdote zurückgeführt, die längst verschollen und vergessen, oder auch — wer weiß? — von irgend einem sinnreichen Forscher zu diesem Behufe ersonnen ist. — Aber lohnt es sich denn überhaupt, das vertrackte Zeug zu verstehen? Wenn mich ein Ausländer fragt: Was will das eigentlich sagen, „über den Löffel barbieren?“ soll ich ihm eine alte, vielleicht läppische Anekdote erzählen, um ihm dies zu erklären und mich von ihm auslachen lassen, wenn er sieht, daß der Deutsche sich Jahrhunderte lang mit wunderlichen, unsinnigen Redensarten schleppt, die auf alte, längst vergessene Anekdoten zurückzuführen sind?

Ich sehe die gelehrten Herren, denen Alles, was sich auf sprachgeschichtlichem Wege nur irgenwie erklären läßt, als heilig und unantastbar gilt, die Köpfe schütteln. Aber ich wünschte über diese geschüttelten Köpfe hinweg mich durch diese Zeilen mit meinen schriftstellerischen Collegen direkt zu verständigen. Warum soll sich der Schriftsteller nicht einem Deputirten vergleichen dürfen, der ja auch über die Köpfe der Rechtsgelehrten hinweg Gesetze gibt? —

Die schönsten Erklärungen und die gründlichsten Auseinandersetzungen Derjenigen, die da glauben, ein an sich richtiges Princip umstoßen zu können, wenn es ihnen etwa gelingt, nachzuweisen, daß das eine oder andere der angeführten Beispiele nicht glücklich gewählt ist, werden an der Thatsache nichts ändern, daß es im Deutschen eine erkleckliche Anzahl von Ausdrücken, Formen, Zusammensetzungen und Redensarten gibt, die entweder von Hause aus nicht rationell gebildet, oder verderbt sind, oder bei welchen die ursprüngliche etymologische Bedeutung der

Beſtandtheile mit der gegenwärtigen in einem für die logiſche Klarheit und Durchſichtigkeit der Sprache bedenklichen Gegenſatze ſteht, und daß an vielen dieſer Bildungen ſich zwar kaum mehr rütteln läßt, bei anderen aber es dem Schriftſteller noch immer möglich iſt, entſchieden Falſches oder Abſurdes durch Nichtgebrauch in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, und Correctes, Vernünftiges, dem lebendigen Sprachgefühl Gemäßes an ſeine Stelle zu ſetzen. Lege nur Jeder dies Prinzipielle ſich nach ſeinem Sinn zurecht und gebe er ihm praktiſche Folge.

Eine Bitte an unsere Volksschullehrer.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß der Poet und Schriftsteller auf das Organ seiner Kunst, die Sprache, etwas halten müsse, wie der Musiker auf sein Instrument etwas hält, und bedacht ist, es reingestimmt zu erhalten. Immer bereit, mich in dieser Beziehung zurechtweisen zu lassen — denn wer, und insonderheit welcher Oesterreicher, hätte nicht immer noch etwas zu lernen, wenn es sich um reines, gutes, correctes Deutsch handelt? — habe ich die Gewohnheit, auch meinerseits zuweilen ein Wort, das mir just auf der Zunge liegt, zu Gunsten der lieben Mutter-sprache zu sagen, kann ich es, um bei obigem Gleichniß zu bleiben, nicht unterlassen, dann und wann ein wenig an einer Saitenschraube unseres gemeinsamen Instrumentes zu drehen, wenn ich finde, daß darauf zu viel gestümpert wird und es in Folge dessen verstimmt ist. —

Man hat die Zeitungen als die Schule der Sprach-verderbniß angeklagt, und die Journalisten selbst sind immer bereit gewesen, sich in dieser Beziehung anzuklagen, alle Schuld auf Rechnung der großen Eile setzend, in welcher sie arbeiten müssen.

Und doch möchte ich die Zeitungen nicht allzuscharf in diesem Sinne verurtheilen. Es muß anerkannt werden, daß gerade in den Zeitungen namentlich im Feuilleton, viel sorgfältig Ausgearbeitetes, stilistisch Gediegenes geboten wird, und der Durchschnitts-Bücherstil ist nicht besser, ist vielleicht schlechter als der Stil unserer namhafteren Blätter.

In dem Punkte der Nachlässigkeit also und der eigentlichen Sprachschnitzer möchte ich für diesmal auf die Mitschuld der Tagespresse kein allzugroßes Gewicht legen, und wenn ich durchaus bei dieser Gelegenheit auch ihr einen Vorwurf machen soll, so möchte ich ihr statt desjenigen, den man ihr alle Tage macht, und den sie sich selber macht, lieber einen andern machen, auf welchen sie wahrscheinlich gar nicht gefaßt ist. Ich möchte nämlich so im Vorbeigehen es einmal sonderbar, höchst sonderbar finden, daß unsere Blätter, dieselben, die doch alle mehr oder weniger, dem realistischen Zuge der Zeit folgend, sich gegen die classischen Studien und die todten Sprachen ereifern, ja nicht selten mit den längsten Artikeln die Nothwendigkeit, Latein und Griechisch endlich aus den Gymnasien zu verbannen, beweisen — daß diese fort und fort, ja mehr und mehr in einer Sprache schreiben, die es thatsächlich nur den Kennern des Lateinischen und Griechischen, und aller modernen Cultursprachen obendrein, möglich macht, sie zu lesen und zu verstehen.

Wie man vor Zeiten die Bibel den Christen zwar als das Wort Gottes und als den Inbegriff dessen, was der Mensch wissen darf und glauben soll, hinstellte, ihnen aber nicht gestattete, dieselbe in einer gemeinverständlichen Sprache

zu leſen, ſo wollen heutzutage die Zeitungen zwar als das Evangelium der modernen Zeit betrachtet werden, entziehen ſich aber dem Verſtändniß der profanen Menge durch eine Art weltlicher Ritualſprache, welche nur den Eingeweihten verſtändlich iſt.

Und doch wird von mancher Seite wieder behauptet, man wolle den gemeinen Mann zur Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten heranziehen; auch wünſcht in der That der Nichtſtudirte, der Gewerbs- und Geſchäftsmann, ſagen wir gerade heraus das Volk, nicht ohne Kunde zu leben von dem, was in der Welt und im conſtitutionellen Staat vorgeht. Nun möchte ich aber wiſſen, wie viele Jahre der arme Tropf, der kein Griechiſch und kein Latein verſteht, wohl braucht, um ſein Localblatt verſtehen zu lernen, und ſich bei dem Kauderwelſch von Velleitäten und Incompatibilitäten, von Perhorrescirungen, Reactivirungen und Approviſionirungen, Meloriationen und Sanirungen, bei den peremptoriſchen Enunciationen, bei den opportunen und nicht opportunen Compromiſſen, bei den irrelevanten und minimalen Details, bei den Poſtulaten und Momenten, den Itransigenten und Irredenten, bei Chauvinismns und modus vivendi und hundert andern ſchönen Sachen, die ihm nicht etwa hier und da, ſondern in jeder Zeile begegnen, überhaupt etwas, und nun gar das Rechte zu denken?

Und bei dieſer Sprache, welche die Zeitungen reden, will man die alten Sprachen aus dem Gymnaſium verbannen? Im Gegentheil, man wird das Studium derſelben in die Volksſchule einführen müſſen! —

Die Sprache, welche unſere Zeitungen reden, iſt übrigens dieſelbe, welcher ſich unſere Volksvertreter bedienen; ja ich

möchte behaupten: die eigentliche Münzstätte für all' die Fremd- und Neuwörter, von welchen die Zeitungen wimmeln, ist — in den Rednerbühnen der „Landstuben" und Reichs-„Kammern" zu suchen. Auf diesen Rednerbühnen dünkt sich jeder um so klüger, glaubt um so größer und imposanter dazustehen, je entschiedener er seine biedern Collegen auf der Bauernbank zwingt, ihn mit offenem Munde, statt mit offenen Ohren anzuhören. Ein rechter Volksvertreter stellt sich immer so, als glaube er vor einer Versammlung von Staatsmännern, Juristen, Nationalökonomen und Finanzgelehrten zu sprechen — was durchaus nicht der Fall; so schmeichelt er scheinbar den minder Gelehrten durch die hochgelehrte Sprache, die er mit ihnen spricht, während er sie im Stillen zu beschämen hofft, und jedenfalls verblüfft er mit unverständlichen Reden mehr Zuhörer, als er mit verständlichen überzeugt.

Drollig aber ist's, wenn ein Kämpe des Deutschthums auf der Tribüne steht, und in den gewähltesten lateinischen und französischen Ausdrücken jammert, die deutsche Sprache sei in Gefahr! Ach Gott, die deutsche Sprache kommt nicht dadurch in Gefahr, daß die Czechen und Magyaren nicht genug deutsch lernen wollen, sondern dadurch, daß es auch die Deutschen nicht wollen! —

Wie der Priester am Altare, der Jurist auf der Tribüne, so spricht auch der dritte Facultätsgelehrte, der Arzt, am liebsten griechisch und lateinisch, und wenn er nicht anderswo Gelegenheit findet, so thut er es wenigstens in den Todtenlisten der Zeitungen — namentlich in kleineren Städten — indem er statt der alltäglichen und Jedermann

bekannten Benennungen von Krankheiten häufig ein fußlanges, halsbrecherisch-gelehrt klingendes Fremdwort gebraucht. So kommt es, daß zuweilen der Laibacher oder Marburger oder Leobner nicht erfahren darf, sein Mitbürger Mayer sei an einer Gedärm- oder Lungenentzündung, oder dessen Kind an Fraisen gestorben, sondern diese Thatsache durch Gebrauch geheimnißkrämerischer Worte wie Gastroenteritis, Pneumonia, Eclampsia infantum vertuscht wird. So kommt es ferner, daß z. B. bei einer Frau, von welcher es während ihrer langwierigen Krankheit immer geheißen, daß sie an einer Knochenerweichung litt, hernach „Osteomalacie" als Todesursache in der Zeitung angegeben ist, was zur Folge hat, daß die hinterlassenen Angehörigen in eine peinliche Verlegenheit gerathen und die Nachbarn bedenklich die Köpfe schütteln; denn es muß doch keine ganz honette Art von Krankheit sein, deren wirklichen, seltsam genug klingenden Namen man früher so sorgfältig verheimlicht hat!

Es wäre übrigens kein so übler Gedanke, wenn die Aerzte gerade für die Todtenlisten den Gebrauch der „todten Sprachen" besonders geeignet fänden. Aber unsere Gelehrten tragen die Eierschale ihres Schullateins allenthalben, auch wo es weniger paßt, auf dem Rücken mit sich herum, und noch immer lebt mir jener Gelehrte in heiterer Erinnerung, der auf der letzten Naturforscher-Versammlung zu Graz einen Vortrag über den Säuferwahnsinn hielt und dabei durchweg statt „der Säufer" fein säuberlich „der potator" sagte! —

Ich habe die bessere Journalistik von der Hauptschuld an der deutschen Sprachverderbniß losgesprochen; muß aber

hinzufügen, daß in jenem Theil der Zeitungen, welcher sich der redactionellen Verantwortlichkeit entzieht, die eigentlichen Sprachschnitzer und Provinzialismen ärger als sonst irgendwo ihr Wesen treiben. Ich meine den Inseratentheil. Steht auf der Sonnenseite der besseren Tagesblätter nur hauptsächlich die ausländische Wortflora in allzu üppiger Blüte, so wachsen auf der genannten Kehr- und Nachtseite derselben die eigentlichen sprachlichen Giftbeeren und Giftpilze.

Giftpilze? Ja wohl! Giftbeeren und Giftpilze für den gemeinen Mann, der das Gesunde und Genießbare von dem Ungesunden und Giftigen nicht zu unterscheiden vermag, dem Alles Achtung einflößt, was er schwarz auf weiß findet, und der da glaubt, er bewege sich ganz und gar auf dem Boden der Schriftsprache, wenn er Ausdrücke gebraucht, die alle Tage gedruckt in der Zeitung stehen, wär's auch nur im Inseratentheil.

Nur der Ueberzeugungskraft der Inserate ist es zuzuschreiben, wenn heutzutage selbst der gebildete Steiermärker sich ganz entschieden nicht mehr mit polirten Möbeln begnügt, sondern durchaus „politirte" haben muß. Wie lange kann es denn noch währen, bis auch die „bereits neuen Röcke" aus dem Dialekt der Grazer Inserate in die Schriftsprache aller gebildeten Steiermärker übergegangen sein werden? Ist doch auch ein anderer Lieblingsausdruck der Grazer Inseratensprache, das liebliche Wörtchen „Anwurf" (statt Vorwurf) — von welchem in dieser Bedeutung kein deutsches Wörterbuch etwas weiß — nun allmälig schon zu der Ehre gelangt, aus dem Munde steierischer Abgeordneter im Reichsrathe vernommen, aus der Feder steierischer Publicisten hie und da einmal in einem Wiener Blatte gedruckt gelesen zu werden!

Wenn es unsere Polizeibehörden künftig auf sich nehmen wollten, die Blätter dann und wann wegen grober Vergehen gegen die Sicherheit der deutschen Sprache zu confisciren, so würden sie sich ein noch größeres Verdienst um die menschliche Gesellschaft erwerben als gegenwärtig. Da sie es aber nicht thun werden, so sollten meiner Meinung nach, um die Sprache vor der wachsenden Verderbniß durch das provinzielle Inseratendeutsch zu bewahren, und des öffentlichen literarischen Anstandes halber, die Administrationen der Zeitungen wenigstens in den schlimmsten Fällen eingreifen und entschieden Incorrectes kurzweg durch das Correcte, der Schriftsprache Angemessene ersetzen. Ich glaube nicht, daß der Inserirende einen Proceß gegen das Blatt anstrengen würde — und noch weniger, daß er ihn gewinnen würde — wenn die waltenden Mächte des Inseratentheils sich vermäßen ihm seine „politirten" Möbel in polirte, seine „bereits neuen" Röcke und Stiefel in fast neue, seine „staunend billigen" Siebensachen in erstaunlich billige zu verwandeln.

Wie schwer es übrigens den Redactionen fallen muß, im redactionellen Theile der Blätter bei den Artikeln aus hundert verschiedenen Federn den Stil auch nur in dem Maße, als es der Fall ist, correct und gleichmäßig zu erhalten, davon kann nur Derjenige sich eine Vorstellung machen, der einmal Gelegenheit gehabt, eine größere Anzahl von literarischen Manuscripten durch seine Hände gehen zu lassen.

Vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der Ausschreibung eines Preises durch ein Wochenblatt, sah ich mich, als einer der Preisrichter, in die Zwangslage versetzt, einige Dutzend meist langathmiger Novellen durchzulesen.

Da machte ich eine seltsame Bemerkung. Ich konnte mich nicht genug wundern über die zahlreichen Sprachschnitzer, welche mir in diesen Manuscripten überall aufstießen, auch in solchen, die sonst nicht eben nachlässig und von Leuten geschrieben waren, denen man weder Talent noch Bildung absprechen konnte. Es waren aber gewisse Fehler, die immer und überall wiederkehrten, Fehler von der Art, wie man sie höchstens in den Heften nachlässiger Schulknaben zu finden glauben würde.

Ist es denkbar, daß dergleichen Schnitzer in den Manuscripten dichtender Jünglinge und Männer noch immer vorkämen, wenn sie in den Heften der Schulknaben gehörig ausgemerzt worden wären?

Je mehr ich die Sache in Erwägung zog, desto entschiedener mußte ich mir sagen, der Hebel zu einer gründlichen Besserung in dieser Beziehung sei nirgendwo anders als in der Schule anzusetzen.

Wir sind doch stolz auf unsere Schulen! Wie kommt es, daß sie in diesem Punkte keine besseren Resultate erzielen?

Man klagt, daß die Schüler der Mittelschulen überbürdet sind. Vielleicht sind es die der Volksschulen nicht weniger. Es wird da vielleicht zu viel, zu vielerlei gelehrt, Manches, wofür das kindliche Gehirn noch nicht Windungen genug besitzt; und was den deutschen Sprachunterricht anlangt, so bewegt er sich vielleicht zu sehr in einem abstracten Formelwesen, das nicht Zeit genug übrig läßt für das Nothwendigste: die strenge und feste Einübung des richtigen Gebrauchs der Muttersprache.

Der leichte Franzose, der heißblütige Italiener sind gewiß keine Pedanten, aber sie halten streng auf die Reinheit und Correctheit der Sprache. Es wird also keine Pedanterei, keine engherzige Schulmeisterei sein, zu verlangen, daß auch im Deutschen der wunderbare Bau, den die unbewußte Logik des Sprachgefühls geschaffen, nicht durch willkürliches, gedankenloses und lässiges Gebahren verwüstet werde. Warum sollte gerade in unserer Sprache ein regelloses, unsicheres Schwanken aller Sprachformen platzgreifen, von welchem andere gebildete Völker sich frei zu halten wissen?

Die Schule kann in diesem Punkte nicht Alles, und nicht Alles auf einmal leisten. Es würde sich empfehlen, um den praktischen Zweck lieber theilweise als gar nicht zu erreichen, eine bestimmte Anzahl der häufigsten Sprachfehler herauszugreifen, und vorläufig auf Beseitigung dieser mit allem Ernste und aller Energie in der Schule hinzuarbeiten.

Da aber nun die häufigsten Sprachschnitzer natürlich auch schon am öftesten gerügt worden sind, so ist es im Grunde eine große Trivialität, davon zu reden. Aber so lange nicht blos keine Abnahme eben dieser Fehler zu spüren ist, sondern dieselben sogar immer üppiger wuchern, ist es Pflicht für Jeden, dem die Muttersprache kein leerer Schall, den Schwankungen und Regellosigkeiten derselben mit jener Entschiedenheit entgegenzuwirken, mit welcher, wie gesagt, andere gebildete Völker ihre Sprachformen feststehend, logisch und rein zu erhalten suchen.

Und so ergeht denn an Euch, sehr werthe und geehrte Meister unserer Schulen, die Bitte: Ihr möchtet, da nicht

zu verlangen, daß Ihr die gesammte Sprachwildniß auf einmal ausrodet, zunächst und vorläufig Euch mit der gründlichen Ausreutung der folgenden, besonders häufigen und tief eingewurzelten Sprachunkräuter befassen:

Erstens seid gebeten, die fehlerhaften Beugungen der Zeitwörter, zumal des Imperativs, bei Euren Schülern streng zu verpönen, ihnen immer und immer wieder einzuschärfen, daß man nicht „komme" sagen soll, sondern „komm", nicht „gebe", sondern „gib", nicht „nehme, sehe, vergesse, empfehle, trete, esse, helfe, berge, schelte", sondern „nimm, sieh, vergiß, empfiehl, tritt, iß, hilf, birg, schilt"; desgleichen sie wiederholt und eindringlich zu warnen vor andern fehlerhaften Zeitwortformen, wie, „haltet" statt hält, „rathet" statt „räth", „siedete" statt sott.

An zweiter Stelle empfehle ich Eurer wachsamen, nachsichtslosen Strenge die bekannte schnöde Verwechslung der Fürwörter am und auf. Sollte es denn unmöglich sein, werthe und geehrte Herren, der lieben Jugend es fürs ganze Leben gehörig einzutrichtern, daß der nun schon überall zu hörende, überall zu lesende Ausdruck „am Lande" ein grober Schnitzer ist und bleibt? Ist es unmöglich, daß Ihr sie den Unterschied festhalten lehrt zwischen „am Wege" und „auf dem Wege", „am Berge" und „auf dem Berge"? daß Ihr ihnen auf Nimmervergessen begreiflich macht, es sei eine ganz verschiedene Sache, am Fenster und auf dem Fenster, am Tische oder auf dem Tische, am Altare oder auf dem Altare zu stehen? —

Man hört ja sogar auch schon sagen: „am Stadtpark"!! —

Was helfen uns die pompöſen Schulpaläſte, die man in unſeren Tagen errichtet, wenn man darin nicht einmal lernt, daß man „komm“ und „ſieh“ ſagt und „auf dem Lande?“

Die dritte große Warnungstafel iſt aufzuſtellen vor den immer mehr graſſirenden falſchen Endungen nach Vorwörtern: „wegen dir“ — „ohne dir“ — „ſtatt dir“ u. ſ. w. Sollte ſich dagegen gar nichts mehr thun laſſen? —

Und endlich: Soll der deutſche Sprachgenius wirklich ohnmächtig ſein jenem fatalen „würde“ gegenüber, jenem würde in Verbindung mit wenn, oder nach den Ausdrücken der Grammatik: „jenem umſchriebenen Conditional“ im bedingenden Satze, welcher correcter Weiſe nur im bedingten ſeine Stelle hat? „Wenn ich wiſſen würde, daß er zu Hauſe iſt, ſo ginge ich zu ihm!“ „Wenn er das nicht ſehen würde, ſo müßte er blind ſein! „Wenn einer ihn ermorden würde —“. Oder gar an die Spitze des Satzes geſtellt: „Würde der Berg unmittelbar aus der Ebene aufſteigen, ſo würde er noch größer erſcheinen! „Würde ich Zeit haben, ſo u. ſ. w.“ Oder im Wunſchſatze: „Würdeſt du ihn nur kennen!“ „Ach, würdeſt du mich doch mehr lieben!“ — Gefällt Euch das? Wirklich? Und meint Ihr, es ſei nicht einzuſehen, warum die umſchriebene Form des Conjunctivs der halbvergangenen Zeit nicht überall für die einfache ſollte ſtehen können? Ei, dann weiß ich nicht, warum man z. B. nicht auch ſagen ſollte: „Er hatte gehört, daß ein Todter in der Straße liegen würde — ſtatt „läge“. Nach ein paar Jahrzehnten wird es auch wohl nicht mehr angehen mit Schiller zu ſingen:

„O daß ſie ewig grünen bliebe,
Die holde Zeit der jungen Liebe!"

ſondern man wird lieber ſagen:

„O daß ſie ewig grünen bleiben würde —"

Die angeführten Beiſpiele, namentlich die letzteren, dürften doch wohl beweiſen, daß die einfache Form des Conditionals und die Umſchreibung mit „würde" nicht völlig gleichwerthig ſind, daß ein feiner Unterſchied ihrer Bedeutung herauszufühlen iſt, man alſo Diejenigen nicht kurzweg abweiſen darf, welche behaupten, daß das „würde" nicht im bedingten, wohl aber im bedingenden Satze ihrem Sprachgefühle zuwider iſt.

Dieſe umſchreibende Form des Conditionals im bedingenden und im Wunſchſatze, die man in der ganzen Entwickelungszeit unſeres Hochdeutſch von Luther an, ſowie in unſerer claſſiſchen Literaturzeit, nur ein paar mal, in höchſt vereinzelten Fällen, findet, iſt ſeit etlichen Jahren bei Vielen zur förmlichen Lieblings- und Modeſache geworden. Man trifft ſie in allerneueſter Zeit ſogar ſchon bei Solchen, die ſich im Uebrigen eines guten Stils befleißigen. Ich gehöre nun keineswegs zu Denjenigen, welche der Sprache das Recht der vernünftigen Fortbildung oder Bereicherung aberkennen wollen; aber ich werde gegen jede Neuerung ankämpfen, welche nicht auf Verſchönerung und Bereicherung, ſondern auf Verhäßlichung oder Verkümmerung und Verarmung der Sprache hinausläuft. Jene beliebte Umſchreibung mit „würde" iſt nicht ſchön: ſie klingt in vielen Fällen eher ſchleppend und ſchwerfällig; und ſie trägt bei zur Verkümmerung, Verarmung der Sprache: denn durch den reißend

überhandnehmenden Gebrauch der umschriebenen Form wird die ursprüngliche, einfache, schöne, organische Form des Conjunctivus Imperfecti immer mehr vernachlässigt und außer Cours gesetzt. Der Teufel kann dem Kreuze nicht sorgfältiger ausweichen, als viele heutige Schriftsteller einem „spänge", „höbe", „grübe", „ginge", „zöge". Das ist eine positive Schädigung der Sprache — eine Preisgebung ihres Formenschatzes — eine Verstümmlung ihrer Glieder. Wir beklagen seit der Blüthezeit des Mittelhochdeutschen den Verlust so mancher schönen, lebendigen Sprachform; sollen wir nun auch diese verlieren und uns mit der schwerfälligen Umschreibung begnügen? —

Dies also wären, geehrte Herren Volksschullehrer, vorläufig die hauptsächlichen Punkte, in Beziehung auf welche ich Euch bitten wollte, kräftig Eures Amtes zu walten. Ist es zu viel verlangt? In drei bis vier Jahren läßt sich ja doch etwas ausrichten. Vielleicht bleibt Euch sogar noch einige Zeit übrig, besonders klugen und fleißigen Schülern einige der häufigsten „Austriacismen" als solche zu kennzeichnen, ihnen einzuprägen, daß man in guter deutscher Sprache nicht schreibt: „der Gefertigte" st. der Unterzeichnete), „beiläufig" (st. ungefähr), „an oder auf etwas vergessen", „sich anfragen", „einbegleiten", „angezeigt" (st. angemessen), „ein sicherer" (st. ein gewisser), „sich verkühlen" (st. sich erkälten), „diesfallsig" und „diesbezüglich", „nachdem" in der Bedeutung von da oder weil, „ämtlich, stichhältig, beanständen" (st. amtlich, stichhaltig, beanstanden), Personale, Locale, Materiale" (st. Personal, Local, Material). Gelegentlich könnt Ihr ihnen auch das Unsinnige gewisser-

Rede- und Schreibweisen zu Gemüthe führen, „wie aufs gerade Wohl“ (st. aufs Gerathewohl). Ja, mit einigen besonders drolligen Wendungen könntet Ihr die verständigeren Jungen sogar erheitern und belustigen, wie z. B. mit der bekannten Theaterreferenten-Phrase von der „selten schönen Stimme“ einer Sängerin — was ein Lob sein und soviel bedeuten soll als eine Stimme „von seltener Schönheit“: so daß demzufolge auch ein „selten nüchterner Mensch“ ein Mensch von „seltener Nüchternheit“ wäre.

Für einen ausführlicheren „Antibarbarus,“ d. h. eine Uebersicht der vorkommenden fehlerhaften, sowohl grammatischen als syntaktischen Wendungen wäre Platz in den höheren, den Mittelschulen. Und es sollte an einem solchen nicht fehlen! Denn die bloße Lehre des Correcten allein führt nicht zum Ziele: das Fehlerhafte muß in der Schule nicht blos vorkommenden Falls corrigirt werden, sondern es ist im Voraus desselben Erwähnung zu thun, ausdrücklich darauf hinzuweisen und immer von Neuem davor zu warnen. Die Regel sollte statt: Sage „hält“! wirksamer laute Sage nicht „haltet“ — sondern „hält“! — Es ist in der Grammatik wie in der Ethik besser, das Gebot in die Form eines Verbotes zu kleiden, und schon in den Geboten Mosis heißt es anstatt: „Schone das Leben deiner Mitmenschen,“ kräftiger und eindringlicher: „Du sollst nicht tödten“.

Zur Erwiderung in Sachen der Muttersprache.

Als ich die „Bitte an unsere Volksschullehrer“ in P. K. Roseggers „Heimgarten“ veröffentlicht hatte, erging es mir wie einem Abgeordneten nach einer wirksamen Parlamentsrede. Man beglückwünschte mich, man drückte mir die Hand, viele versicherten mich, ich hätte ihnen aus der Seele gesprochen. Was aber das Schönste: ein Blatt sprach mir namentlich seine volle Zustimmung aus in Betreff meiner Bemühungen zur „Elimination der Fremdwörter!“ —

Seine volle Zustimmung zur „Elimination“ der Fremdwörter! So stand es wörtlich gedruckt.

Spiegelte sich in der sprachlichen Form dieser Zustimmung nicht so recht das Schicksal meines Aufsatzes im Allgemeinen: theoretische Anerkennung und praktische Erfolglosigkeit? —

Auf praktischen Erfolg hatte ich übrigens von vornherein wenig gerechnet. Ich hatte mir nicht eingebildet, daß die „politirten Möbel“ und die „bereits neuen“ Röcke aus den Inseraten der Localblätter verschwinden würden; ich hatte nicht verlangt, daß die Grazer Frau Mama nicht mehr

mit ihrer Tochter „am" Stadtpark spazieren gehen sollte; ich hatte nicht einmal gehofft, etwas dazu beitragen zu können, um die Ehre der bedauernswerthen Sängerinnen mit der „selten schönen" Stimme zu retten. Ein wenig verblüfft hat mich blos dies, daß gerade nachdem ich diese Recensenten-Redensart von der „selten schönen Stimme" durch die Bemerkung ad absurdum geführt zu haben glaubte, wenn eine Sängerin mit selten schöner Stimme eine solche von seltener Schönheit der Stimme sei, so müsse ein selten nüchterner Mensch ein Mensch von seltener Nüchternheit sein — daß zufällig gerade da der Reporter eines Residenzblattes mir die Waffe aus den Händen wand, indem er es fertig brachte, den verstorbenen Professor Skoda wirklich einen — „selten nüchternen" Mann zu nennen. . .

Der Wiederabdruck meines Artikels in der „Pädagogischen Zeitschrift", herausgegeben vom Herrn Bürgerschuldirector Hans Trunk in Graz, war mir ein schätzbarer Beweis von Anerkennung in Lehrerkreisen. Die Klagenfurter „Pädagogischen Stimmen" brachten einen darauf bezüglichen Aufsatz, der auch einige höfliche Gegenbemerkungen enthielt, und ein Anonymus sendete mir, damit jede Art von Kundgebung vertreten sei, durch die Post einen Brief voll „göttlicher Grobheit".

Ich war auf lebhafte Kundgebungen von früherer Gelegenheit her vorbereitet und gerade auch auf Widerspruch.

Vor ein paar Jahren veröffentlichte ich in Janke's „Deutscher Revue" einen Artikel „über irrationale Bestandtheile der deutschen Sprache", worin ich mich unter Anderem über gewisse wunderliche Redensarten ausließ, mit welchen

wir zwar eine conventionelle Bedeutung verbinden, deren eigentlicher Sinn und Zusammenhang aber nur den Gelehrten bekannt, oder auch nicht bekannt und ein Gegenstand ihres Streites ist — Redensarten, welche man gedankenlos nachspricht, und welche daher die Gedankenlosigkeit befördern. Wir sagen: „über den Löffel barbieren", „in die Pfanne hauen", „in die Schanze schlagen". Was soll hier der Löffel, was die Pfanne, was die Schanze? Nur der Gelehrte weiß, daß Schanze hier verderbt ist aus la chance. Eine solche für uns sinnlose Redensart ist auch: „mit Kind und Kegel". Was soll hier der Kegel? Nur der Gelehrte weiß, daß „Kegel" im Mittelalter das Kind eines — Kebsweibes bedeutete. Wenn also der ehrsame Bürgersmann X. irgendwo mit „Kind und Kegel" gewesen, so war er da mit seinen ehelichen und — unehelichen Kindern. Schönes Compliment für Herrn X.! Was sagt seine legitime Frau dazu? — Als einmal die Notiz eines deutschen Blattes: „Daraufhin gaben die Minister Knall und Fall ihre Entlassung" von einem französischen Blatte übersetzt wurde: „alors les ministres Knall et Fall donnèrent leur demission", da lachten die Deutschen. Aber die Franzosen lachten auch, als sie hörten, daß die Deutschen noch viel wunderlichere Redensarten hätten, Redensarten, die sie selber nicht verstünden, geschweige daß ein Ausländer sie verstehen sollte.

Als ich nun in jenem Artikel erklärt hatte, daß ich kein Freund von unverständlichen Redensarten sei und es nicht sehr bedauern würde, wenn man dieselben veralten und aussterben ließe, da fing es im philologischen Wespennest zu schwirren und zu surren an. Ein norddeutscher Schulmann

ſchrieb eine Brochüre darüber, die ich aber leider nicht zu Geſicht bekam, und die „Neue freie Preſſe“ brachte einen Aufſatz, in welchem ein offenbar gebildeter und unterrichteter Mann ſich der geſchmähten Redensarten annahm. Ich hatte auch den Ausdruck „zu Paaren treiben“ unter denjenigen aufgeführt, welche wir „papageienmäßig nachſprechen, ohne uns darüber eine vernünftige Rechenſchaft zu geben“. Das wunderte den Verfaſſer des polemiſchen Artikels. „Dieſe Redensart“, ruft er aus, „iſt doch ſo anſchaulich, als man nur irgend verlangen kann. Nicht einen einzelnen Gegner, ſondern gleich mehrere in die Flucht ſchlagen — bedarf das eines Commentars?“ — „Zu Paaren treiben“, heißt alſo gleich mehrere in die Flucht ſchlagen? paarweiſe in die Flucht ſchlagen? Und das nennt der Gegner eine anſchauliche Redensart? Hat er ſchon einmal von paarweiſe fliehenden Feinden etwas geſehen oder gehört? — Im Uebrigen iſt „Paaren“ hier verderbt aus dem altdeutſchen parno, mittelhochdeutſch barn, die „Futterkrippe“. Hans Sachs ſchreibt noch „an den barn treiben“, das heiß ſo viel, als Jemand zu ſeiner Krippe treiben, gleich einem Thier, das dem Stalle entflohen iſt. — Daß der Herr Verfaſſer des Artikels dies nicht wußte, iſt ſehr verzeihlich; daß er ſich aber die Redensart in ſo ſeltſamer Weiſe, wie erwähnt, zurechtlegt, ſollte ſich darin nicht ſchon etwas von jener Gedankenloſigkeit ankündigen, welche, meiner Anſicht nach, durch den Gebrauch unverſtandener, für uns alſo ſinnloſer Redewendungen gefördert wird? —

Doch um von dieſen älteren auf meine neueſten Erfahrungen zurückzukommen, muß ich geſtehen, daß die an

mich gerichtete Epiſtel des Herrn Michael Ronacher in den Klagenfurter „Pädagogiſchen Stimmen“ gut und anziehend geſchrieben iſt, aber in der Höflichkeit etwas zu weit geht und den praktiſchen Einfluß meines „Donnerns“ entſchieden überſchätzt. Außerdem muß ich mich einiger Punkte halber mit ihm auseinanderſetzen. Er findet meine ſchöne Bitte doch nicht ſchön genug, und glaubt ein klein wenig von „geringſchätzender Ironie“ dahinter wittern zu ſollen. Das thut mir herzlich leid. Wenn irgend welche Ironie in meinem Aufſatz lag, ſo kehrte ſich die Spitze derſelben wahrlich nicht gegen die Schule, ſondern, offen geſtanden, gegen Diejenigen, bei welchen ich die groben Sprachſchnitzer geſchrieben und gedruckt fand, und die ich zu beſchämen glaubte, indem ich ſie gleichſam in die Volksſchule zurückſchickte. Auch ging ja meine „Bitte“ nicht eigentlich dahin, daß die Volksſchullehrer die Sprachfehler ihrer Schüler corrigiren ſollten, denn das verſteht ſich von ſelbſt und das thun ſie ja auch; ſondern ich ſagte: Da es unmöglich iſt, alles Sprachunkraut auf einmal auszureuten, wie wär' es, wenn die Lehrer zunächſt auf die häufigſten und ſchlimmſten Sprachſchnitzer ihr Augenmerk richteten und vorläufig dieſe mit aller Energie auszumerzen ſich beſtrebten? — „Auch Hamerling hat“, ſagt Herr Ronacher, „wenn auch nur kurze Zeit, doch lange genug in der Schulſtube gewirkt, daß er hätte erkennen müſſen, welche Danaidenarbeit es iſt, manche Sprachregeln dem jugendlichen Geiſte einzuprägen“. Ganz richtig, mein ſehr geehrter Herr! auch ich habe in der Schulſtube öffentlich gewirkt, und gar nicht ſo „kurze Zeit“, als Sie zu glauben ſcheinen, ſondern volle dreizehn Jahre

lang, und eben die Erfahrungen, die ich bei meinem Bemühen, junge Lateiner und Griechen heranzubilden, gemacht, sind das Motiv der Beschränkung, die ich mir bei meiner „Bitte" auferlegte, indem ich den Lehrern rieth, ihre Aufmerksamkeit zunächst nur auf das Wichtigste und Nöthigste, aber mit aller Strenge, zu richten. „Chi troppo abbraccia, nulla stringe".

Gerne stimme ich Herrn Ronacher bei, wenn er weiterhin sagt: „Was hilft die Schule, wenn das Kind im Hause wieder das Schlechte zur Regel gemacht sieht?" Aber ich füge hinzu: „Was helfen Schule und Haus, wenn der Knabe, der Jüngling, der Mann die Fehler, die man ihm in der Schule gerügt, in Büchern gedruckt findet, bei Schriftstellern, die nicht einmal zu den schlechten gehören? Einen leidlich gut geschulten Kopf wird die Sprache seiner häuslichen Umgebung nicht allzu sehr irre machen; er weiß, daß sie nicht die correcte ist. Aber der Sprachgebrauch der Schriftsteller muß ihm Achtung einflößen, und wenn er bei diesen findet, was ihm als fehlerhaft bezeichnet worden, wenn er in jeder nächstbesten gedruckten Erzählung auf Wendungen stößt, wie „komme", „am Lande", „wegen dir", wie soll da sein Glaube an die Regel nicht wankend werden?

„Manche incorrecte Ausdrücke", sagt Herr Ronacher, „sind schon so eingebürgert, daß man Gefahr läuft, belächelt zu werden, wenn man sie richtig schreibt. So verhält es sich mit den Austriacismen: „einbegleiten", „angezeigt", „diesbezüglich", „beanständen", „der Gefertigte", „an oder auf etwas vergessen", „sich anfragen"; diese Ausdrücke

genießen schon des Ehrenbürgerrechtes". Des Ehrenbürgerrechtes? Dagegen muß ich Verwahrung einlegen. Entweder halten wir die hochdeutsche Mundart als Schriftsprache fest und vermeiden Ausdrücke, die man in Deutschland draußen nicht versteht und die in keinem deutschen Wörterbuch vorkommen, oder wir geben, so weit die deutsche Zunge reicht, einem Jeden das Recht, in den Local-Ausdrücken seiner engeren Heimat, seiner Provinz, seiner Stadt, seines Geburtsdorfes zu schreiben. Ich dächte aber, der Willkür und der Verwirrung sei schon genug in unserer Sprache, in unserer Orthographie, in unserer Metrik und in unsern Grammatiken sogar, die, wie Herr Ronacher ausdrücklich klagt, in der Angabe des Correcten durchaus nicht immer einig sind.

Recht hat wieder Herr Ronacher, wenn er bemerkt, daß von solchen Dingen „das Heil der Nation" nicht abhängt. Blos das Heil der Sprache hängt davon ab, und das ist zwar nicht viel für den Deutschen, aber am Ende doch etwas und der Rede werth. Dichter von durchaus nicht trockenem Wesen, von Gemüth und lebhafter Phantasie, wie Klopstock und Jean Paul, schrieben ganze Bücher in Sachen der Muttersprache, und wer möchte die italienischen oder französischen Schriftsteller Pedanten schelten, weil sie an das Organ ihres Wirkens, die Sprache, ein fleißigeres Studium und eine größere Sorgfalt wenden als in der Regel wir Deutsche?

Mit der Höflichkeit der Klagenfurter Epistel steht die kurzangebundene Art des anonymen Grazer Briefes in einem charakteristischen Gegensatze. Dieser Anonymus, ein offenbar

noch junger Mann, weiß vielleicht gar nicht, wie grob er ist. Sein kritisches Lexikon besitzt nur ein einziges Wort: „Unsinn!“ Das wirft er mir wiederholt an den Kopf und damit schmettert er mich zu Boden. Niemals fühlte ich mich so klein, als nachdem ich seine Zeilen gelesen. Ich erholte mich erst wieder, als ich mich besann und merkte, daß dieser gewaltige Donnergott doch nur Tintenkleze statt Blitze schleuderte, und statt des königlichen Adlers auf seiner Schulter ein viel harmloserer Vogel sich wiegte, dessen Name zuweilen als Schimpfwort dient, weshalb ich ihn lieber nicht nenne.

„Politirte Möbel“, sagt er mir, „sind mit Tischlerpolitur bearbeitete, während polirte auch mit Bimsstein geglättete sein können“.

Wahrlich ein recht sinnreicher Einfall, die Möbel, wenn sie mit Bimsstein polirt sind, polirte, wenn sie aber mit der bei Tischlern üblichen Tinctur polirt sind, politirte zu nennen! — Allein da meines Wissens Möbel überhaupt nicht mit Bimsstein polirt werden, so denkt thatsächlich in ganz Deutschland kein Mensch bei „polirten Möbeln“ an mit Bimsstein geglättete, sondern versteht darunter eben das, was unser Volk in seinem Dialekt „politirte“ Möbel nennt. Die sprachliche Unterscheidung ist daher vollkommen überflüssig.

Und weiter belehrt mich der Anonymus: „Politirt ist hergeleitet von politura.“ Nein, mein lieber junger Herr, politirt kommt nicht von politura; da müßte es politurirt heißen, etwa wie „censurirt“ von censura. Auch bildet man regelmäßiger Weise niemals das Zeitwort vom Hauptwort,

sondern umgekehrt dieses von jenem. „Politirt" ist also eine ganz uncorrecte, unorganische Form, welche niemals in der guten Sprache Aufnahme finden könnte.

Auch meine Mittheilung, daß sich der deutsche Sprachgebrauch für Local, Personal ꝛc. entschieden habe, statt Locale, Personale, nimmt der Anonymus sehr unwirsch auf und behauptet kurzweg das Gegentheil. „Local", ruft er aus, „muß das Beiwort, Locale das Hauptwort heißen! Denn wie könnte man sonst das Beiwort vom Hauptwort unterscheiden?" — Er bedenkt nicht, daß diese von ihm geforderte Unterscheidung sogleich wieder in die Brüche geht, wenn man das Beiwort „local" mit einem Hauptworte verbindet: „die locale Behörde", „das locale Verhältniß". Man könnte also mit gleichem Rechte sagen: Das Hauptwort muß „Local" heißen, damit man es von dem Beiwort „der, die, das locale . . ." unterscheide.

Zuletzt schnauzt der Anonymus mich an: „Und was die termini technici der Aerzte betrifft, so nennen Sie sich künftig Lehrer statt Professor i. P.!" — Diesen Rath würde ich nicht ungerne befolgen, schon um mir ein etwas jüngeres Ansehen zu geben. Denn da nach einer etwas wunderlichen, aber thatsächlichen bestehenden Verordnung in Oesterreich ein Docent an gewissen höheren Lehranstalten zunächst zum Lehrer ernannt, der Titel „Professor" aber ihm, wahrscheinlich um ihn allmälig an den Glanz desselben zu gewöhnen, erst drei Jahre nach seiner Anstellung officiell verliehen wird, so würde mich die Anrede „Lehrer" in meine schönste Jugendzeit zurückversetzen, was immer angenehm wäre. Nur wäre zu fürchten, daß mein Beispiel zu viele

Nachahmer fände, daß z. B. ſämmtliche Majore künftig lieber wieder auf ihre frühere Rangſtufe zurückgingen und ſchlechtweg Hauptleute heißen wollten, blos weil Hauptmann ein gutes deutſches Wort iſt, Major aber ein lateiniſches. Ja, es könnte am Ende gar ein Miniſter auf den Einfall kommen, ſich aus puriſtiſcher Gewiſſenhaftigkeit auf gut deutſch „Bedienter" nennen zu laſſen, weil dies ungefähr die Ueberſetzung des lateiniſchen Wortes „minister" iſt. —

Uebrigens war es mir niemals eingefallen, alle Fremdwörter verbannen zu wollen; ich gebrauche ja ſelbſt welche, und ich hatte nur gefragt, warum man in den Todtenliſten Morbus Brightii ſtatt Bright'ſche Krankheit leſe, und warum ein Mediciner in einem deutſchen Vortrage über den Säuferwahnſinn der „potator" ſtatt der „Säufer" ſagen müſſe?

Die Schönheit im Tricot.

„Da schöne Weiber selten sind" — „essendo carestia di belle donne" — schrieb an den Grafen von Castiglione der Fürst der Maler, Raphael Sanzio von Urbino, „da schöne Weiber selten sind, so bediene ich mich einer gewissen Idee, die meinem Geiste vorschwebt." Er hatte kurz vorher die Galathea vollendet, die, wie Kunstrichter zugestehen, Alles überstralt, was wir von nackten weiblichen Gestalten besitzen. Er war also ein Mann, der sich auf Schönheit, vielleicht wie vor und nach ihm Keiner, verstanden hat; und er behauptete, daß „schöne Weiber selten sind". Ueberdies berichtet Federico Zuccharo: Soleva dire Rafaelle che il pittore ha obbligo di far le cose non come le fa natura ma come ella le dovrebbe fare." — „Wär's möglich?" ruft Mancher vielleicht aus; „Mangel an schönen Frauen sogar in Italien, dem Wunderlande, wo doch nach alter Ansicht die Natur in der Menschengestalt einen wenn nicht reizenderen, doch kunstgemäßeren Typus ausprägt?" — Glücklicherweise haben wir zur Entscheidung der Frage jetzt den Herrn „Professor" Paul B. aus Turin, der mit einer Truppe von erlesenen weiblichen

Schönheiten auf Reisen gegangen ist und „lebende Bilder" producirt. Der arme Raphael, er fand für seine Galathea kein Modell, und Herr B. aus Turin besitzt, wie die Enthusiasten versichern, ein ganzes Dutzend von lebendigen Galatheen im Tricot! Sollte dadurch die These von der „carestia di belle donne" nicht kläglich über den Haufen geworfen werden?

Doch besehen wir uns die Sache etwas näher. Hinter den Schaufenstern einer hiesigen Kunsthandlung findet sich die Cohorte der B.'schen Schönheiten in naturgetreuen Photographien ausgestellt. Man kann sich da die stehenden, ruhenden, mannigfach gruppirten Gestalten im Costüm ihres Metiers mit Muße betrachten. Wir unsererseits möchten uns über diese Photographien einige Bemerkungen erlauben, die der geneigte Leser sich gefallen lassen mag, wenn er auch nicht gleich merken sollte, wo wir damit hinauswollen. Warum über die Photographien? hören wir fragen; warum nicht über die Gestalten selbst in Fleisch und Blut, wie sie sich im Theater leibhaftig zur Schau stellten? Pardon! wir haben gute Gründe, uns eben an die Photographien zu halten. Die photographisch festgebannten, treu wiedergegebenen Conturen — und auf Conturen kommt es bei Beurtheilung der Schönheit doch wohl zumeist an — scheinen uns unverfänglicher, untrüglicher, sprechender und lehrreicher als das Original-Phänomen in seiner aufdringlichen Leibhaftigkeit hinter den Lampen. Es spielen bei letzterem zu viele fremde Elemente mit hinein. Man beurtheilt Statuen und Bilder objectiver als warmes Fleisch und Blut. Die Beleuchtungseffecte der Bühne fälschen die Lineamente

unverhüllter Gestalten, lassen sie in den magischen Strömungen des grellen und unruhigen Lampenscheins verzittern, und die kleinen frivolen Geister des Cancans, die heutzutage die Bretterwelt umschweben, verbreiten eine Narkose durch das schwüle Haus, die das ästhetische Urtheil einlullt, während sie die Sinne allarmirt. Ein Weib, das Cancan auf der Bühne tanzt, scheint den Männern immer eine Venus; ein Schlingel, mager oder dickleibig, der im Tricot zu Rosse steigt und unter rauschenden Klängen der Musik durch den Circus hinsprengt, scheint den Frauen unter allen Umständen ein vatikanischer Apollo.

Also weg mit dem sinnverwirrenden Blendwerk der Prosceniumslampen! Betrachten wir uns den in Rede stehenden Bruchtheil von Vertreterinnen der Schönheit im Tricot, die Gesellschaft des Herrn B., nicht auf der Bühne, sondern, aus ästhetisch-kritischen Rücksichten, im photographischen Conterfei. Es ist ein gewagtes Unternehmen, weibliche Schönheit öffentlich zu beurtheilen, obgleich diese Damen sich's eigentlich nicht verbitten dürfen, denn da sie ihre Schönheit öffentlich ausstellen, so müssen sie sich auch öffentlich recensiren lassen. Damit wir indeß aller Verantwortlichkeit um so sicherer ausweichen, lassen wir den geneigten Leser selbst urtheilen. Sieh Dir also, geneigter Leser, diese Bilder einmal genauer an. Findest Du, daß die Gesichter irgendwo bedeutend, edel, Träger eines idealen Ausdrucks sind? Nun, wenn etwa nicht, so werden vielleicht die Leibesformen entschädigen, die ja nicht so wie das Antlitz einer Vergeistigung von innen heraus bedürfen. Findest Du da nicht blos angenehme Fülle, sondern auch

Feinheit und edlen Schwung der Linien, jenen Rhythmus der Formen, den wir in Kunstwerken begegnen? Was sagst Du hier zu der Taille, hier zu den Hüften, hier zur Dicke des Beins über den Knöcheln? Pflegen die Maler diese Theile so zu zeichnen, wenn sie wirklich Schönes zeichnen wollen? Findest Du in diesen Gestalten echte, beseelte Grazie der Haltung, der Stellung, der Bewegung? — Ich merke, geneigter Leser, daß Du über diese Gewissensfragen einigermaßen in Verlegenheit geräthst. Vielleicht wirst Du geltend machen, daß der Tricot, in welchem die Gestalten photographirt sind, die feineren Conturen verdirbt und die Formen wie in einen Sack gesteckt erscheinen läßt. Allerdings gibt nur nasses Gewand die Umrisse des Fleisches getreu und völlig wieder. Aber wenn der Tricot das Beste verdirbt, so corrigirt er auch das Mittelmäßige; wer kann sagen, ob diese B.'schen Damen durch den Tricot verloren oder gewonnen haben? und wenn ich Deine Verlegenheit recht verstehe, lieber Leser, so findest Du in besagten Gestalten ein Deficit an echter, idealer Schönheit, das in keinem Falle ganz auf Rechnung des Tricots zu setzen ist.

Die Damen der Gesellschaft des Herrn B. sind nicht die Einzigen, die uns ohne Prüderie ein volles, umfassendes Urtheil über natürliche Weiblichkeit gestatten. In allen photographischen Auslagen kann man Bilder sehen, die uns Pariser Schönheiten, Theaterphrynen u. dgl. im herausforderndsten Negligé, in den ungezwungensten Attitüden zeigen. Wir nehmen uns nun heraus, zu behaupten, daß in diesen Photographien nackter und halbnackter Gestalten die liebe Natur meist ein entschiedenes Fiasco macht,

ausgenommen für diejenigen, denen das Reizende und Ueppige mit dem Schönen überall identisch ist. Ja, wir behaupten, daß der Raphael'sche Satz von der Seltenheit wahrhaft schöner Weiber durch die unverhüllten Schaustellungen der Weiblichkeit in unseren Tagen nur bestätigt wird. Die Verwechslung des sinnlich Reizenden und Ueppigen mit dem echten Schönen wird nachgerade so allgemein, daß es uns zeitgemäß scheint, auf den Unterschied einmal, wenn auch nur flüchtig andeutend, hinzuweisen.

Es gibt ein Bild von Albrecht Dürer, welches die Fortuna vorstellt: eine ganz unverhüllte Frauengestalt. Dies Bild frappirt durch die meisterhafteste Naturtreue der Zeichnung. Jeder, der es erblickt, wird ausrufen: „Das ist sie, die gemeine nackte Wirklichkeit, bis ins kleinste Detail der Erfahrung abgelauscht, ohne einen Hauch von Idealisirung!" Wir sehen ein unschönes, aber kräftiges Weib in seiner Reife. Es wird auf Manche verführerischer wirken, als die mediceische Venus. Die mediceische Venus ist eine Göttin: wir können sie uns nicht bekleidet denken; Dürer's Fortuna ist ein häusliches Weib, das seine Kleider abwerfen und Modell stehen mußte. Diese Nacktheit verletzt die Scham, — sie ist unsittlicher, als die Leda oder Jo des Correggio. Nur dem Mutterschooß idealer Künstlerphantasie entstiegene Gestalten sind den Gesetzen der Sitte und Convenienz enthoben.

Wir respectiren die liebe Natur, aber seit sie sich den Schleier vom Leibe reißt, und durch Frechheit mit der göttlichen Freiheit der Kunst rivalisiren will, scheint es uns gebührend, sie in ihre Schranken zurückzuweisen. Die

Mänade ſoll nicht die Venus, der Satyr nicht den Halbgott erſetzen wollen, und in den Orgien trivialer Augenluſt ſoll uns der Sinn für ſtille und lautere Schönheit nicht ganz abhanden kommen.

Der Ritter von Pimpelshauſen.

Aus dem Skizzenbuche.

Ich hatte es übernommen, für die befreundete Familie eines reichen Finanzbarons einen Hofmeiſter ausfindig zu machen.

Ein junger Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter, der den lächerlichen, kindiſch klingenden und wenig verſprechenden Namen Pimperl führte, wurde mir empfohlen und vorgeſtellt. Ein ganz armer Teufel; ſah aus wie ein Bettelſtudent. Aber, wie man mir ſagte, nicht ohne ſchätzbare Anlagen und Kenntniſſe.

Ich wollte mir den jungen Mann erſt ein wenig beſehen, ihm auf den Zahn fühlen, verſchob es alſo einige Tage ihn, dem Banquier und ſeiner Familie zuzuführen.

Der Menſch war von einer fabelhaften Unbeholfenheit und Schüchternheit und ſein Aeußeres von Hauſe aus ziemlich drollig.

Seine Geſtalt war unanſehnlich, aber er beſaß eine ungewöhnlich ſtarke, ich möchte ſagen, „felſerne“ Naſe.

Da er immer tief erröthete, wenn er in Verlegenheit war, ſo ließ ſich ſeine eigentliche Geſichtsfarbe nicht genau beſtimmen.

Er trug eine ſcharlachrothe Halsbinde und ein urſprünglich blaues, im Laufe der Jahre aber, unter dem Einfluſſe des Sonnenlichts, faſt bis zu mattem Grau verſchoſſenes Röckchen, das, um die Schultern und um die Achſeln viel zu enge, den ganzen Menſchen noch ſchmächtiger und gedrückter erſcheinen ließ, als er ſchon von Natur war. Mit dieſer Gepreßtheit und dem auffallend kurz geſchorenen Haar ſtand die breite, rothe Halsſchleife und der lange Schnurbart in einigem Contraſt.

Ein gewiſſer Widerſpruch lag überhaupt in dem Weſen des jungen Mannes. Er hatte z. B. kleine, zarte Hände, aber große Füße, mit plumpen Stiefeln daran, welche die Aengſtlichkeit, mit welcher er auftrat, noch auffälliger und drolliger machten.

Er ſprach leiſe und ſtockend und ſeine Bewegungen waren wie die eines Menſchen, der zum erſten mal in ſeinem Leben mit angeſchnallten Schlittſchuhen auf dem Eiſe ſteht. Zuweilen aber, auf Augenblicke, ſprach er mit einer gewiſſen Erregtheit, bewegte ſich mit einer Art nervöſer Haſt. Es war, als ob er ſich ſeiner Kleinmüthigkeit ſchämte, ſich zur Energie gewaltſam aufraffen wollte, aber vergeblich. Er ſchnellte immer wieder in ſich zurück wie ein ausgezogener Kautſchukſtreifen. Er ſah aus wie die Ohnmacht, die ſich ſelbſt gern ohrfeigen möchte, wenn ſie nur nicht zu ſchwach dazu wäre.

Befand er ſich im Affect, ſo brachte er kein ordentliches Wort hervor, verfiel in ein krampfhaftes Würgen und drehte dabei das Köpflein, wie ein an Rheumatismus leidender Kanarienvogel.

Es kam der Tag, an welchem ich ihn bei dem Banquier einzuführen versprochen hatte. Ich mußte lächeln, als er sich zu diesem Behufe, sorgsam, aber ziemlich abenteuerlich herausstaffirt, bei mir einfand. Er hatte sich auch sorgfältg rasirt, aber in der Eile und mehr noch in der Angst hatte er sich ein halbes Dutzend mal in die Haut geschnitten, und da er die Schnittwunden, um die Blutung zu stillen, mit kleinen Stückchen Zündschwamm bedeckt hatte, so sah er aus, als ob der bekannte Spongiologe Professor Oscar Schmidt eine seiner Anstalten für künstliche Schwammzucht im Gesichte des armen Gelehrten errichtet hätte.

Ich hörte förmlich sein Herz klopfen, als ich den unsicher neben mir her Torkelnden und Zögernden in den Salon des Banquiers hineinschob.

Zum Unglück hatte er seine Beine für diese Gelegenheit in ein neues Stiefelpaar gesteckt, das entsetzlich knarrte, was ihn, während wir die halbe Länge des Saals der sich vom Sopha erhebenden Hausfrau entgegenschritten, sichtlich zur Verzweiflung brachte. Ein paar Mal blieb er rathlos stehen, als überlege er, ob er bei so bewandten Umständen weiter gehen könne und dürfe. Aber er mußte doch immer wieder einen Anlauf nach vorwärts nehmen, und da er sich auf alle Weise bemühte, das vorlaute Gekreisch seiner Stiefel zum Schweigen zu bringen, so machte er auf dem Parquet Capriolen, als ob er auf glühenden Metallplatten wandelte.

Die Frau des Hauses, eine dicke, leutselige Dame, hieß uns niedersitzen. Mein Client folgte zuletzt der wiederholten Aufforderung und nahm, nach der bekannten

Gepflogenheit der Leute seines Schlages, bescheiden Platz auf der Kante des Sessels.

Ich sprach für ihn — in dem doppelten Sinne des Wortes.

Er selber brachte kaum ein Wort hervor, verfiel bei jeder an ihn gestellten Frage, kirschroth im Gesicht, in ein krampfhaftes Würgen, als steckte ihm ein großer Knochen im Halse.

Als ihm die beiden Knaben vorgestellt wurden, bei welchen er das Pädagogenamt antreten sollte, verbeugte er sich tief vor denselben, wobei der Stuhl, auf dessen Kante er saß, in ein bedenkliches Schwanken nach vorn gerieth.

Die leutselige Hausfrau suchte vergebens durch freundlichen Zuspruch ihn zu ermuthigen. Er verbeugte sich nur immer, und als die Dame zuletzt das Gespräch auf die monatliche Entlohnung brachte, die man ihm anbiete, und einen Betrag nannte, der weit über die Erwartungen des armen Teufels hinausging — plautz! da kippte der Sessel wirklich vorn über, und der freudig Betroffene glitt blitzschnell hinter den Tisch hinab, wie ein Theatergeist in die Versenkung. Ebenso blitzschnell tauchte er freilich wieder empor, und nahm seinen alten Platz auf der Kante des Stuhles wieder ein, und einen Moment schien er, mit dem Muthe der Verzweiflung um sich blickend, sich der leisen Hoffnung hinzugeben, der kleine Zwischenfall sei vielleicht gar nicht bemerkt worden. Als ihn aber das Schmunzeln der erschrockenen Hausfrau und das laute Gelächter der Knaben vom Gegentheil überzeugte, sah der Aermste mehr todt als lebendig aus, was mich veranlaßte, der Vorstellung

ein Ende zu machen und ihm durch Erheben vom Sitze das Zeichen zum Aufbruch zu geben.

Unter wiederholten tiefen Verbeugungen ſtieß er beim Fortgehen mit dem Hintertheil ſeines Leibes an einen Schrank, drehte ſich verlegen um, ſtammelte ein unwillkürliches „pardon“ und fuhr über die Stelle des glänzend polirten Möbels, an welche er geſtoßen, mit dem Aermel hin, als ob er ſie rein wiſchen müßte von ſeiner Berührung . . .

Im Vorzimmer trat er dem Bedienten, der ihm den Ueberrock darreichte, auf die Zehen, ſo daß demſelben ein halblauter Schmerzensruf entfuhr, und ich mußte dem unglückſeligen Jüngling unter den Arm greifen, um ihn fortzuführen, da er allen Halt verloren hatte und Miene machte, die Treppe hinabzufallen.

Mir blieb die ganze lächerliche Vorſtellungsſcene geraume Zeit in heiterer Erinnerung. Indeſſen kümmerte ich mich doch weiterhin nicht viel um das ſchüchterne Doctorchen mit dem lächerlich klingenden Namen. Ich hörte nur noch ganz zufällig, daß man recht wohl mit ihm zufrieden war, und daß man ihm alles mögliche Vertrauen ſchenkte, daß er aber ſeine Schüchternheit noch immer nicht ablegte.

Nicht lange hernach trat ich meine große Reiſe nach Braſilien an.

Sieben Jahre verſtrichen, bevor mein Stern mich wieder ins Vaterland zurückführte.

Auf der Reiſe durch X. fand ich die große Stube des Gaſthofes zur „Goldenen Sonne“ wimmelnd von Bürgersleuten, die beim Glaſe Wein in lebhafter Debatte begriffen waren.

So viel ich merken konnte, handelte sich's um einen Abgeordneten des Parlaments, welcher heute in dem Städtchen erwartet wurde, um vor seinen Wählern eine Rede zu halten und sich zu rechtfertigen. Dieser Abgeordnete hatte sich, wie ich aus den geführten Reden entnahm, zum „enfant terrible" des Parlaments gemacht, war allgemein gefürchtet seiner Rücksichtslosigkeit wegen, der maßlosen und häufig ganz unparlamentarischen Aeußerungen wegen, mit welchem er die Minister in Wuth, und seine eigenen Parteigenossen in Verlegenheit setzte. Eine seiner letzten Ausschreitungen, die jeden nicht durch den Schild der Volksvertreterschaft Gedeckten vor die Gerichte gebracht haben würden, hatte einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und sogar unter seinen Wählern so viel böses Blut gemacht, daß ein Theil derselben ihm ein Mißtrauensvotum zu senden sich bemüssigt glaubte. Das hatte ihn nun veranlaßt, eben diesen seinen Wählern seinen Besuch für den Tag anzukündigen.

Es wurde lebhaft hin und her gestritten. Die Einen bestanden darauf, man müsse den zügellos verwegenen Abgeordneten zur Niederlegung seines Mandates zwingen, die Andern meinten, es hätte doch auch seinen Nutzen, wenn es im ganzen Parlament mindestens Einen Mann gäbe, der kein Blatt vor dem Mund nähme und es dem Volke durch seine stenographirten Reden möglich machte, Dinge schwarz auf weiß im Zeitungsblatt zu lesen, die sonst kein Mensch sagen oder drucken dürfte, bei Verlust seiner Freiheit oder gar seines Kopfes. —

Jetzt kam ein Wagen herangerollt und hielt vor dem Wirthshause.

„Da ist er! hurrah! da ist er!“ scholl es von allen Seiten. Wirth und Diener eilten dem Ankömmling entgegen.

Der Abgeordnete stieg aus dem Wagen und verneigte sich sehr leutselig-bescheiden, ja fast ein wenig linkisch und verlegen, als seine Anhänger ihn mit einem lebhaften Hoch begrüßten. Er wich der Menge sichtlich aus und huschte mit einer gewissen ängstlichen Hast hinter dem Wirthe her, der ihm auf seinen Wunsch ein Gemach im oberen Stockwerk anwies.

Die Züge und das ganze Wesen des Mannes erinnerten mich ein wenig — ich wußte nicht gleich an wen? Endlich besann ich mich: sie erinnerten mich an den von mir in das Haus des Banquiers eingeführten biederen Privatgelehrten und Hofmeister.

Ich bemerkte dies meinem Tischnachbar, einem Bürger des Ortes, und nannte den Namen des Hofmeisters.

„Nein!“ rief dieser mit einem bedeutsamen Lächeln; es ist Le chevalier de Pimpelshausen! So steht es zu lesen auf seiner Visitkarte. Denn er ist seit Kurzem geadelt.“

„Mit jenem Privatgelehrten,“ sagte ich, „kann derselbe doch wohl auf keinen Fall identisch sein; denn der hatte nicht das Zeug in sich zum kühnen Parlamentsredner.“

Da lächelte der Nachbar wieder. „Der kühne Parlamentsredner von heute, versetzte er, „ist nichtsdestoweniger identisch mit jenem einstigen schüchternen Privatgelehrten und Hofmeister. Ich habe ihn selbst auch gar wohl gekannt in seiner früheren Laufbahn.“

„Der junge Mensch,“ fuhr er fort, „wurde allerdings von Jedermann für eine Null angesehen, belächelt und zum

Theil ſogar verhöhnt. Alle Welt vertraute ihm unbedingt, betrachtete ihn als ein ſchlechterdings willenloſes, beinahe ſächliches Weſen. Der Banquier gab ihn ſeinen Töchtern auf kleinen Reiſen als Begleiter und Tugendwächter mit, ja, hätte ihn unbedenklich in den Gemächern derſelben ſchlafen laſſen. Dies unbegrenzte Vertrauen auf ſeine Nullität begann den Menſchen heimlich zu wurmen — und war es nun, daß der im Stillen an ihm nagende Aerger allmählig ihn völlig verwandelte oder nur ſeine wirkliche und urſprüngliche Natur zum Vorſchein brachte, genug es iſt Thatſache, daß . . . nun, Sie werden es mir nicht glauben, aber es iſt wirklich ſo, und der Teufel weiß, wie es zuging, daß dieſer junge Mann in demſelben Hauſe, in welchem er beim erſten Beſuch aus Schüchternheit vom Stuhle fiel, nach Jahresfriſt die ganze Familie beherrſchte, die Dienerſchaft terroriſirte, ſeine beiden Eleven heimlich und öffentlich mit den kräftigſten Püffen regalirte und ſchließlich — die älteſte Tochter des Banquiers entführte! Der Banquier machte nach einiger Zeit gute Miene zum böſen Spiel, und durch die reiche Mitgift des Mädchens wurde der arme Schlucker zum vermöglichen Manne.

Was Naturſache bei ihm war, das behielt er jetzt mit bewußter Abſicht bei. Als er merkte, daß man ihn gerade ſeiner anſcheinenden Beſcheidenheit und Harmloſigkeit wegen, auf die Empfehlung der Wortführer und „faiseurs“ hin, die ſich ſeiner als eines Strohmannes zu bedienen gedachten, in die verſchiedenſten Comités und Commiſſionen wählte, ſtellte er ſich noch zahmer und harmloſer, und wenn er dann feſt im Sattel ſaß, ſo kehrte er das Rauhe heraus,

ſtürzte Diejenigen, die ihn gefördert hatten, und errang ſich eine dominirende Stellung.

Noch immer fand er welche, die ſein ſcheues Weſen in Sicherheit wiegte, bis ſie durch einen Zug ungeahnter Energie des Mannes, oft zu ihrem Schaden, überraſcht wurden und merkten, daß hinter dieſer ſchüchternen Unbeholfenheit eine ſehr willenskräftige und intriguante Natur ſich berge.

Nun ließ er ſich ins Parlament wählen.

Bei ſeinem erſten Debut als Redner wurde er ausgelacht und mußte abtreten. Jetzt erbleichen die Miniſter auf ihren Sitzen, wenn er die Tribüne beſteigt, und nehmen, wenn er gar zu heftig gegen ſie donnert, wohl gar Reißaus ins Büffet hinaus, verſichernd, wenn man ſie fragt, warum ſie nicht hören wollten, was dieſer Volksvertreter ſpricht, ſie hörten es auch draußen deutlich genug". . .

So der Nachbar. Jetzt miſchten ſich auch Andere ins Geſpräch, und Einer gab noch eine ganz hübſche, bezeichnende Anekdote aus des Doctors Junggeſellenjahren zum Beſten.

Er galt als ein Tugendmuſter und ſchien ſich niemals an ein weibliches Weſen heranzuwagen. Als aber ein Freund ihn deshalb aufzog und ihn bald darauf bei ſeiner Geliebten, einer Tänzerin, einführte, geſchah es, daß, als der Freund nach acht Tagen wieder bei der Tänzerin vorſprach, das Doctorchen den Kopf aus der Thür derſelben ſtreckte und in ihrem Namen jenen barſch abwies mit den Worten: „Fräulein X. iſt heute für Niemand zu ſprechen!"

Man lachte und der Eine verwies auf das Sprüchlein: „Stille Waſſer ſind tief", der Andere citirte: „Er hat es fauſtdick hinter den Ohren".

Ich ließ mir das Alles erzählen und notirte mir hernach den Kauz vorläufig mit dieſen paar Strichen ins Skizzenbuch.

Ich werde ihn im Auge behalten, dieſen Ritter von Pimpelshauſen, und mich gar nicht wundern, wenn mir der beſcheidene, ſtille, anſpruchsloſe Mann nach einigen Jahren als allvermögender Miniſter, oder an der Spitze eines revolutionären Volkshaufens, oder als gefürchteter Hauptmann einer großen Räuberbande in den Abruzzen begegnet.

Eine Station meiner Lebenspilgerschaft.

Wer im Herzen des niederösterreichischen „Waldviertels“ auf der Landstraße, welche von Krems über Gföhl nach Zwettl führt, sich dem letztgenannten Städtchen bis auf eine halbe Stunde genähert hat, der sieht aus einer romantischen Niederung am Saume grüner Wälder die blanken, schlanken Thurmzinnen einer hohen Kirche emportauchen. Es ist die Kirche des Cistercienserstiftes Zwettl, des Monasterium Beatae Mariae Virginis in clara valle, einer frommen Stiftung Hadamars, aus dem bekannten, wildkühnen Rittergeschlechte derer von Chuenring. Nicht in der Stadt Zwettl ist dies Stift gelegen, wie unser C. G. v. Leitner in einer seiner Balladen irrthümlich annimmt; es ist ein durchaus selbständiger Ort, wenn auch in nur halbstündiger Entfernung von jenem gleichnamigen, gleichfalls malerisch gelegenen Städtchen.

In diesem Stifte habe ich vier Jahre — von 1840 bis 44, vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre — als Sängerknabe zugebracht.

Noch liegt es vor mir in unverblaßter Erinnerung, das schöne, stille Kloster mit den hervorragenden Mauern am Ufer des kleinen aber waldfrisch brausenden Kamp — noch

sehe ich es vor mir mit seinem weiten äußeren Hofe und dem schon enger umschränkten, in dem welt-abgeschiedenen Bezirk des Convents überleitenden inneren Hofe. Noch sehe ich in der Mitte des letzteren den großen Springbrunnen und dicht daran die geräumige Hütte des gewaltigen, löwenähnlichen „Sultan", dem wir Knaben das goldgelbe Fell ungestraft zausten und streichelten. Und unter dem Thorwege des äußeren Hofes sehe ich noch, als verkörpertes Bild des Entrücktseins über Welt und Zeit, die uralte, halbblinde, aber mit zitternden Händen noch immer drauflosnähende Witwe des Thorwarts sitzen — sehe sie unbefangen, wie sie pflegte, die vorübergehenden Geistlichen ersuchen, gleichviel, ob es der jüngste Novize oder der würdige Abt des Stiftes selber war, ihr die Nadel einzufädeln — sehe den Abt so gut wie die jüngsten Novizen lächelnd den Wunsch der Greisin erfüllen! —

Glänzende Stimmmittel und virtuose Kehlenfertigkeit waren es nicht, was mir die Aufnahme als Sängerknabe ins Stift verschaffte. Der Schullehrer und Regens chori des Stifts, ein tüchtiger Musiker, Namens Rießner, drückte bei meiner Prüfung ein Auge oder vielmehr ein Ohr zu und versicherte, wenn ich nur erst mit der Stimme heraus wollte, so würde ich trillern wie eine Nachtigall. Aber ich verschmähte nach meiner Aufnahme es hartnäckig, mit der Castratentugend einer trillernden Nachtigallstimme prunken zu wollen, und der wackere Regens chori zürnte mir deshalb nicht. Er hatte mich trotzdem lieb und nicht ein einziges mal in vier Jahren beging er die Taktlosigkeit, durch die an mich gestellte Zumuthung, ein Solo auf dem Chore zu singen, das schöne Einvernehmen, das

zwiſchen mir und ihm beſtand, aufs Spiel zu ſetzen. Mein Grundſatz blieb nach wie vor: niemals ſo laut zu ſingen, daß Jemand neben mir behaupten konnte, ich hätte falſch geſungen.

So war ich denn Sängerknabe, trug ein graues Jäckchen mit blauen Aufſchlägen, graue Beinkleider, und, wenn ich nicht irre, eine graue Kappe mit blauen Borduren. Unſer Amt war der Kirchengeſang auf dem Chore; dafür genoſſen wir nicht blos ganze Verpflegung, ſondern auch den Unterricht der vier erſten Gymnaſialclaſſen, an welchen immer auch einige Externe theilnahmen; nur mußten wir uns jedes Jahr vom Kremſer Gymnaſium durch Ablegung einer Prüfung giltige Zeugniſſe holen.

Es wollte dem armen, zehnjährigen Mutterſöhnchen anfangs an dem fremden Orte gar nicht gefallen! Kaum vermöchte ich zu ſagen, warum ich mich denn gar ſo unglücklich fühlte; ich weiß nur, daß ich es mir zum Geſetz machte, jeden Tag beim allgemeinen Frühgebet an die Heimat zu denken, und daß mir dabei ein halbes Jahr lang jedesmal vor Wehmuth die Augen feucht wurden . . . Es iſt eine ſchwere Aufgabe für einen zehnjährigen Jungen, ſich in einer Welt ohne Mutter zurechtzufinden, nachdem ihm bis dahin die Mutter und ihr Stübchen die Welt geweſen.

Ach, das traurige, einſame Schlafgemach! — Wir hatten nämlich jeder ein geſondertes Schlafzimmer, während uns bei Tage ein gemeinſchaftliches Zimmer, das unmittelbar an die Wohnung unſeres „Präfecten“ ſtieß, vereinigte. In mondhellen Nächten war dieſes Schlafgemach ſo ſchauerlich! Die Fenſter gingen auf die hochragende Kirche und auf eine Mauer mit Bildern des Leidensweges Chriſti hinaus, deſſen Geſtalten wunderlich im fahlen Lichte zu glänzen und ſich

zu regen ſchienen. Einige Todesfälle im Stifte regten meine empfängliche Phantaſie lebhaft an und ich verfiel einer der peinlichſten Torturen, welchen das Menſchengemüth ausgeſetzt iſt — der Geſpenſterfurcht. Ich verlebte ſchreckliche Nächte. Zuletzt ging ich zum Präfecten und bat ihn gerade zu, mir zu ſagen, ob es Geiſter und Geſpenſter gebe. Er erwiderte mit ehrlichem Achſelzucken, er wiſſe es nicht. Aber wo mich Alles im Stiche ließ, fand mein Uebel in dem eigenen Uebermaß ſeine Schranke und ſeine Heilung. Wiedereinmal lag ich nämlich, im Angſtſchweiß des Geſpenſtergrauſens gebadet, mit geſchloſſenen Augen ſchlaflos im Bette. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ein Finger ſich ſacht auf meine Stirn legte. Das wäre nun wohl, ſollte man denken, der Moment für mich geweſen, vor Schreck zu vergehen. Seltſamerweiſe geſchah das Gegentheil. Die Angſt war wie weggeblaſen; ich öffnete die Augen und blickte furchtlos im leeren, monderhellten Gemach umher. Ich erzähle die Sache, wie ſie mir in der Erinnerung vorſchwebt, unfähig zu ſagen, wie ſie etwa pſychologiſch zu erklären ſein möchte.

Das einſame düſtere Schlafzimmer hatte aber doch auch ſeine ſchöne erfreuliche Nacht — einmal im Jahre! Einmal im Jahre wurde es nämlich geheizt — am Weihnachtsabend. Natürlich rauchten die der Heizung ungewohnten Oefen — aber was lag daran? Es war dennoch ein Feſt, auf welches wir uns das ganze Jahr hindurch freuten, wenn die goldenen Weihnachtsflammen in den Kaminen luſtig flackerten und kniſterten — ganz wie zu Hauſe im mütterlichen Stübchen — und die ſpielenden Lichter im Gemach ihren Goldſchein auch über die duftigen Aepfel und ſonſtigen

Früchte warfen, mit welchen am heiligen Abend unsere Zinnschüssel in der Klosterküche gefüllt wurde.

Ja, die einsame, nur einmal im Jahre schöne Schlafstube! und dann — der einförmige Tageslauf in den engen, geschlossenen Räumen! Schulstunden mit Studirstunden abwechselnd und nur Viertelstunden der Erholung dazwischen! Wöchentlich nur ein paarmal Spazierengehen, mit Ballspiel und andern kleinen Ergötzlichkeiten im Freien! —

Ich war bei meinem Eintritt ins Stift unter meinen Collegen der letzte, rückte aber bald zum vorletzten vor. Es bestand nämlich zwischen uns Sängerknaben eine Rangordnung, welche zunächst durch die Zeit des Eintritts ins Stift bestimmt war, aber nach persönlichem Verdienst und Mißverdienst im Belohnungs- und Strafwege verändert wurde. Ich gehörte zu Denjenigen, welchen es oblag, Mittags und Abends mit den Zinnschüsseln über den Hof hin nach der Stiftsküche zu wandern, wo uns verabreicht wurde, was man unsere Mittags- und Abendkost nannte: ein Gemisch von guten und schlechten Bissen, wie es ein großer Haushalt immer erübrigt; in der einen Schüssel Suppe, in der andern ein Ragout von Fleischstücken jeder Herkunft, Sorte und Gestalt, und eine Tunke darüber von gleichfalls unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Art, des Geschmacks und vielleicht auch des Alters. Waren diese beiden Schüsseln auf den gemeinsamen Tisch gestellt, so eigneten wir uns den Inhalt derselben in der durch die Rangordnung bestimmten Reihenfolge an. Vom Festen stocherte sich der „Erste" natürlich das Beste heraus, nach ihm der Zweite das Nächstbeste u. s. f. Dem Letzten blieb

oft nur eitel Gebein und Flechſen; aber das fand er ſo natürlich, daß es ihm nicht einfiel, dagegen zu murren, ſich höchſtens dadurch angeſpornt fühlte, nach einer höheren, beſſer dotirten Stufe in der Rangliſte emporzuſtreben.

Lange bekleidete ich den Rang des Vorletzten im halben Dutzend. Da ereignete ſich aber eines Tages etwas höchſt Merkwürdiges, bis zu dieſer Stunde für mich noch Unaufgeklärtes. Meine fünf Collegen wurden nämlich in das Zimmer des Präfecten gerufen, beſtanden dort ein Verhör, von welchem kein Laut mein lauſchendes Ohr erreichte, und bekamen ſchließlich jeder, der Aufſeher miteingeſchloſſen, einen ſolennen „Schilling“ aufgemeſſen. Ueberdies wurde der Aufſeher ſeines Amtes entſetzt und daſſelbe zu meiner unbeſchreiblichen Ueberraſchung mir, als dem zur Zeit einzig Gerechten, übertragen. Es wurmt mich noch heute, daß ich niemals erfahren, was die Schuldigen heimlich verbrochen. Nur meiner Jugend kann ich es zuſchreiben, daß ſie mich gerade in dieſem Falle nicht von der Partie ſein ließen. So blieb ich um einen „Schilling“, aber auch um Gott weiß was für eine ſchöne Erfahrung ärmer!

Ich war demnach, als glücklicher Emporkömmling, vom Vorletzten zum Erſten, zum Aufſeher vorgerückt, hatte trotz Kleinheit und Jugend die ziemlich weitgehende Macht in Händen, und den früheren Aufſeher, den zornigen langen Schlingel, der mich jeden Morgen gezwungen hatte, meine Hände zweimal zu waſchen, indem er nach dem erſtenmal behauptete, ſie ſeien nicht rein genug — blos weil ſie nicht ſo ſchön krebsroth waren wie die ſeinigen — den konnte ich jetzt „herausknien“ laſſen, ſo oft ich wollte. Ich mißbrauchte

aber meine Stellung nicht und regierte ein paar Jahre lang mäßig, gerecht und weise. Meiner Regierungsperiode wurde in ihrem späteren Verlaufe sogar ein besonderer Glanz durch eine eigenthümliche Großthat verliehen. Ich gab meinen Unterthanen nichts Geringeres als eine Art von Constitution. Es war nämlich unter uns, wie das unter Knaben nicht selten der Fall ist, die Gepflogenheit der Angeberei etwas zu stark eingerissen. Jeder Einzelne lief, wenn es ihm eben beliebte, zum Präfecten, und denuncirte, über den Kopf des Aufsehers hinweg, den Einen oder den Andern seiner Collegen. Diesem Uebelstande trat ich mit einer kühnen Neuerung entgegen, indem ich ein Angebergesetz erließ, welchem zufolge Keiner mehr sich direct an den Präfecten mit einer Anzeige wenden durfte, sondern die Anklage erst in einer der hierzu wöchentlich gehaltenen Sitzungen vorbringen mußte, worauf die Mehrheit entschied, ob die Sache vor den Präfecten gebracht werden solle oder nicht. Der Präfect selbst konnte, obwohl ein wenig verdutzt, der Neuerung seinen Respect nicht versagen und ertheilte ihr Rechtskraft durch seine Genehmigung.

Er war doch sonst nicht allzu nachgiebig, nicht allzu mild, der Herr Präfect Pater Ferdinand Schojer! Es war ein charakterfester, tüchtiger, verständiger, in seiner Art sehr schätzenswerther Mann, ein Freund der Ordnung und der strengen Regel, der vielleicht nur in der Aengstlichkeit ein wenig zu weit ging, mit welcher er die vorzeitige Entfaltung jugendlicher Phantasieflügel niederzuhalten suchte. Die Grenzen des Schulunterrichts wollte er nicht überschritten sehen, ließ kein Buch poetischen, unterhaltenden oder

belehrenden Inhalts in unsere Hände gelangen, und nur in den Ferien gönnte er uns einen Blick in das „Pfennigmagazin" oder in Jurende's „Vaterländischen Pilger". Energievoll als Erzieher, verstand er es doch auch, beglückende Gnadenstralen auszusenden und sich ein Knabenherz durch gewinnende Güte zu verpflichten. Vom wohlbestellten Tische des Convents brachte er oft Backwerk, Obst und andere Kleinigkeiten mit auf sein Zimmer, belohnte damit die Guten, oder theilte den Vorrath in sechs Häufchen und rief uns in der Freistunde zu sich hinein. Es wählte dann Einer nach dem Andern der ordnungsmäßigen Reihe nach sein Häufchen, prüfte Alles und behielt das Beste oder was übrig blieb.

Frühmorgens fünf Uhr ging der Präfect von einem Schlafgemache zum andern, um uns aufzuwecken. Dieses Wecken ging in einer Anzahl von sinnreichen, ein- für allemal feststehenden Normen vor sich. Vom neckischen Zupfen am Ohrläppchen und scherzender Ermunterung bis zum bloßen frostigen Oeffnen der Thür und Ausstoßung eines articulirten, oder — eine Stufe tiefer — eines unarticulirten Lautes, und bis ganz hinunter zum schweigenden, aber zornigen Aufreißen der Thür und lautem Wiederzuschlagen derselben lief eine Scala von Schattirungen, welche für Jeden die Thermometergrade der Gunst oder Ungunst des Vorgesetzten mit fast mathematischer Schärfe markirten.

Des pädagogischen Rechtsmittels der persönlichen Züchtigung bediente sich Pater Ferdinand ohne alle Prüderie, wobei er nur, im Interesse des Stiftseigenthums,

die Hosen schonte. Grundsätzlich vollzog er keine Execution, dieser Art, ohne den Delinquenten zu veranlassen, jene äußere Hülse abzustreifen und die Heilkraft des spanischen Rohres unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Ich weiß nicht, ob diese Schläge jedem von uns genützt haben; aber — die Gerechtigkeit verlangt dies zu sagen — mir ist auch kein Fall erinnerlich, daß sie Einem geschadet hätten. Keiner von uns ist, so viel ich weiß, deshalb ein „feiger Sclave" geworden, und ich bin überzeugt, daß Einer, der als Knabe nicht ein paar Hiebe mit Spartanermuth zu ertragen gelernt hat, auch später den Schicksalsschlägen nicht so gefestet wie der früh Geprüfte gegenübersteht.

Das schwerste aller Zorngewitter des Präfecten, deren ich mich entsinne, entlud sich gleich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes im Stifte über meine eigene Person. Aber mein Verbrechen war auch in der That kein geringes; es war, wie der Präfect es nannte, ein „Diebstahl" — genauer besehen war es mehr als das: ein Einbruch — ein Raub also! Ich wußte zufällig, daß gedruckte und beschriebene Blätter an einem Orte aufgestapelt lagen, welcher dem Präfecten vorbehalten war und welchen keine Menschenseele außer ihm betrat. Bücher und Manuscripte reizten mich damals umsomehr, je strenger aller Lesestoff aus unserer Nähe verbannt war. Die verwünschte Neugier nun, die ungestillte Sucht nach Gedrucktem und Geschriebenem verleitete mich, eine hohe, hölzerne Zwischenwand zu überklettern, den Leib durch eine schmale, nicht fest genug verwahrte Oeffnung zu zwängen, dreist bis ins Innerste jenes Raumes vorzudringen und eine Musterung der Papiere vorzunehmen.

Ich hatte im „Pfennigmagazin“ etwas von den Klöstern des Athos gelesen und von den werthvollen Manuscripten, welche die Gelehrten dort aufgefunden. Leider fand ich unter dem Papierwust, den ich durchstöberte, weder die verloren gegangenen Bücher des Livius, noch sonst irgend welche werthvolle Codexreste, aber doch ein! vergilbtes Manuscript von Belang: ein Liebesgedicht — ein Gedicht „An Ida“ — abgeschrieben von der Hand des Präfecten — offenbar schon vor langer, langer Zeit, ohne Zweifel in seinen Studentenjahren. Ein Gedicht „An Ida“, abgeschrieben — gleichviel wann — von dem jetzigen Todfeinde alles Gereimten, von dem jetzigen hochwürdigen Herrn Präfecten Pater Ferdinand Schojer! Mir und Allen, welchen ich das Blatt zeigte, stand der Verstand still! Die Sache machte ungeheures Aufsehen unter uns — sie machte Lärm — einen Lärm, dessen letzte Wellenschläge am Ohr des Präfecten selbst verzitterten. Ich wurde verrathen. Nie habe ich den geistlichen Herrn so zornig, so unerbittlich, so unversöhnlich gesehen! Das erste Wort sprach mit mir natürlich die Binsennymphe des spanischen Rohres — aber acht Tage lang mußte ich überdies in Sack und Asche büßen, mit Abstinenzen von Speise und Spiel, mit Knien und Prangerstehen! — „Das war Diebstahl, und Du bist ein Dieb!“ Mit diesen Worten donnerte mich der gestrenge Richter und Rächer immer von Neuem nieder. Er hätte, wie gesagt, mich auch Einbrecher, Räuber nennen können; aber das hätte von einem Kerlchen meiner Sorte doch zu drollig geklungen, und der beschämte Priester, der uns das Lesen von Gedichten wie eine Todsünde verbot, während er

selbst in seiner Jugend nach Herzenslust Gedichte „an Ida" abgeschrieben — er gönnte mir nicht den Glorienschein, den das Heroische der That über meine Person verbreiten konnte — er qualificirte sie vor der Welt als gemeinen Diebstahl! — Kein Tempelraub ist je härter geahndet worden! Und doch hatte Pater Ferdinand nur sich selbst und die Strenge anzuklagen, durch welche er uns zwang, solche Wege einzuschlagen, um zu den versagten Schätzen der Literatur zu gelangen!

Aber freilich — der Streich war keck und konnte leicht zu noch Schlimmerem führen. Was hätte ich nicht unglücklicherweise noch Alles finden können! —

Ich hatte einen Gönner und Verwandten im Stifte; einen Oheim meiner Mutter, den Pater Ambros Haßlinger, eine ebenso würdige als sympathische, damals fast in ganz Niederösterreich bekannte und beliebte Persönlichkeit. Pater Ambros galt als die erste geistige Capacität des Stifts — als der „Gelehrte" desselben, bekleidete das Amt eines Bibliothekars und eines Novizenmeisters, und hatte auch einige, freilich ungedruckt gebliebene historische Werke geschrieben. Aber unter der Kutte trug er das Herz eines Hafis, und hinter den Folianten der Bibliothek hatte er immer Gebinde stehen, welche das erlesenste Naß des Kronlandes bargen — meist Geschenke seiner unzähligen nahen und fernen Freunde. Wenn er einmal zu Wagen einen kleinen Ausflug über Land machte, wie flogen da die schalkhaften Grüße nach rechts und links! In jedem Neste seitab von der Straße hatte der joviale alte Herr einen alten Freund, mit dem er einmal beim Becher eine heitere Stunde zugebracht, wenn nicht gar — in allen Ehren natürlich — einen „alten

Schatz." Jeder ehrte, Jeder liebte ihn, Jeder bot dem würdigen Greise gerne den Arm, wenn er einen Freund in der Nachbarschaft besucht hatte und auf dem Heimwege ihm die gichtbrüchigen Beine den Dienst versagten.

Nur wir Beide wußten nichts Rechtes miteinander anzufangen. Wenn ich ihm begegnete und schüchtern, wie ich war, nach seiner Hand tappte, um sie zu küssen, und er sich dann auf eine gemüthliche Plauderei mit mir einlassen wollte, so stand ich da mit hängenden Armen nnd wußte nichts zu erwidern. Auf das Gemüth eines geistig und seelisch erregten Knaben drückt, besonders wenn er sich äußerlich eng umschränkt und in sich zurückgewiesen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menschenleben werfen gleichsam ihren Schatten in sein Inneres voraus, und so ist ihm der Ernst früher verständlich als die Heiterkeit.

Einem anderen Insassen des Stiftes war es deshalb vorbehalten, dem Schüchternen die Zunge zu lösen, mir sympathisches Vertrauen einzuflößen und mich nach manchen Seiten hin gar wundersam anzuregen, ohne doch auf die ursprünglich vorbestimmte Richtung meines Wesens einen verwirrenden Einfluß zu gewinnen. Pater Hugo Traumihler war ein noch junger, aber etwas kränklicher Mann, der dann auch früh starb. Er allein vertrat im Stifte das eigentlich Klösterliche, das Mönchische; er war Ascet, trug mitunter auch einen Stachelgürtel, hatte aber nichts Finsteres, Zelotisches, vielmehr etwas Naives, fast Kindliches an sich und der Schmelz seiner Stimme drang mit sanfter Gewalt zum Herzen. Er taugte zu nichts Weltlichem, er taugte nicht einmal so recht zum Kaplan; er taugte nur zum Gebet, zur

Betrachtung und zum sonstigen Cult heiliger Gottes- und Menschenliebe. Wenn eine so vieljährige Erinnerung mir sein Bild nicht fälscht, so schritt er in seiner schwarz-weißen Cistercienserkutte lang und schlank, mit einem langen, schmalen Cylinderhut auf dem Kopfe und einem langen, schmalen Spazierstocke unter dem Arme, gottselig fürbaß. Ich erinnere mich von einigen Spaziergängen her, auf welchen ich ihn begleiten durfte, wie er vor den Landleuten auf der Straße oder im Felde immer zuerst den Hut abzog und mit seiner sanften Stimme ein herzliches „Gelobt sei Jesus Christus!" oder „Gelobt sei die heiligste Jungfrau Maria!" sagte. Ich durfte ihn manchmal an Sonntag-Vormittagen besuchen. Seine Zelle war immer voll von den schönsten alten lateinischen Büchern über die seligste Jungfrau Maria, die er besonders ins Herz geschlossen hatte, und von sonstigen ehrwürdigen Schweins- oder Kalbslederbänden, die mit wunderbaren Kupfern geziert waren und in welchen die merkwürdigsten Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, der Frommen, der Büßer oder auch der großen Sünder zu lesen waren.

Wenn aber das Stift und die Welt glaubte, daß ich bei Pater Hugo mich ausschließlich in religiösen Gesinnungen bestärke, ausschließlich Legenden der Heiligen lese, so irrte man sich sehr. O, wir betrieben noch ganz andere Dinge. Er hatte das Poetlein in mir bald herausgefunden, und so fromm er war, machte er sich nicht das mindeste Gewissen daraus, dem Pater Ferdinand zum Trotz mir nicht blos den Thomas a Kempis und die „Philothea" des heiligen Franz von Sales, sondern auch Erzählungen von Chimani und Schmid und geistliche Gedichte von Silbert zu leihen.

Dem heiteren, lebensfrohen Pater Ambros war ich zu knabenhaft-weltſcheu, dem kühl-verſtändigen Pater Ferdinand zu träumeriſch, zu poetiſch verſchwommen; aber mit dem Aſceten verſtand ſich das Dichterlein in herba vortrefflich!

Gleich im Anfange unſeres Verkehrs, als ich das zehnte Jahr noch kaum überſchritten, hatte ich ihm einmal vertraut, daß ich Verſe machen könne. Er wollte es nicht glauben, und forderte mich auf, den nächſten Sonntag ihm welche mitzubringen. Ich ließ es mir nicht zweimal ſagen; aber da ich den nächſten Sonntag, bevor ich zu ihm ging, ein Weib mit friſchen Kirſchen vor der Kirchthür ſitzen ſah — es war eben die Kirſchenzeit — ſo händigte ich meinem Freunde und Gönner vorläufig nur einen Zettel ein, auf welchem nicht mehr als vier Zeilen zu leſen ſtanden. Sie lauteten:

Jeder kommt da heut' gelaufen,
Jeder will ſich Kirſchen kaufen,
Kirſchen ißt ja Jeder gern,
Doch vom Geld iſt Mancher fern.

Dieſe von jedem „Schwulſt" freien Verſe waren vielleicht keinen Groſchen werth, aber Pater Hugo gab mir doch einen und lachte. Er überzeugte ſich auch bald, daß ich ſchon mehr und Höheres leiſten könne. Von da an trieben wir eine Zeit lang Aſceſe und Poeſie in bunter Abwechslung.

Von den Geheimniſſen der erſteren verſtand Pater Hugo jedenfalls mehr als von denen der kurzen und langen Silben. Er unterrichtete mich in der Kunſt des „Meditirens" und in den gebräuchlichen geiſtlichen Uebungen des mönchiſchen Lebens. Einmal, zur öſterlichen Zeit, erbat er es von

Pater Ferdinand, der es vielleicht nicht gerne sah, aber als Priester es dem Priester nicht verweigern mochte, daß ich ein regelrechtes nächtliches Excercitium magnum unter seiner Anleitung durchmachen durfte. Ich brachte eine Nacht mit ihm theils in der Kirche, theils in seiner Zelle zu, unter Gebet, geistlicher Lectüre und Meditation. Eine Generalbeichte hatte Abends die Uebung eingeleitet und der Empfang des heiligen Abendmahls beschloß dieselbe. Mein Gemüth war recht wohl fähig, sich in die wonnigen Abgründe der Betrachtung zu versenken, die heiligen Schauer der Mystik zu empfinden. Oft stahl ich mich heimlich in den „Kreuzgang" und von diesem durch die zufällig offene Seitenthür in die leere, stille Kirche, wo der Sonnenglanz auf den goldenen Altären lag und wo ich durchempfand, was ich später irgendwo, zugleich mit der Entartung des Mönchthums, geschildert habe. Mein jugendliches Gemüth nahm diese Ascese in sich auf; aber es ging nicht umgekehrt in derselben auf. Das keimende Gedankenleben erstarb nicht im Gefühl; ich ließ mich in manche kleine Controverse mit Pater Hugo ein und machte kein Hehl daraus, daß ich einmal zwar ein recht gelehrter Theologe, aber ein nicht weniger gelehrter Philosoph zugleich werden möchte, um die Gläubigen und Ungläubigen mit einander zu versöhnen. Er meinte, so leicht würde das nicht gehen, aber mit Hilfe Gottes und der allerseligsten Jungfrau Maria könne es mir vielleicht gelingen.

Ich hatte in Pater Hugo, Pater Ambros und Pater Ferdinand Vertreter der Hauptrichtungen alles Menschenthums vor mir, und mit einer Allegorie, die vielleicht nicht so gekünstelt ist, als sie aussieht, könnte ich sagen, daß sie in

diesem meinem Umkreise das Gute, Schöne und Wahre „bedeuteten". Das ruhige Thun und Walten der meisten übrigen Gestalten in diesem Kreise machte mir keinen bleibenden Eindruck. Ich sah den „Pater Küchenmeister" in der Küche, den „Pater Kastner" auf dem Felde, den „Pater Waldschaffner" mit der Flinte seinem Berufe nachgehen u. s. f. Aber manches eigenthümliche Bild hebt sich doch in meiner Erinnerung noch lebhaft ab, so das des Pater Franz, eines jüngeren Stiftsgeistlichen auf einer Pfarre der Umgebung, der von Geist und Leben sprühte, eine prachtvolle Baßstimme besaß, und die Klänge einer Spieluhr mit so anmuthigen mimischen Tanzbewegungen zu begleiten verstand, wie ich sie später kaum bei einem der ersten Tänzer auf den Theatern Wiens oder Venedigs wieder gesehen.

Ziemlich wunderliche Heilige und mit uns Sängerknaben in einigem Verkehr, waren die beiden Laienbrüder des Stiftes: Frater Peter und Frater Paul. Der Eine war Convents-Buchbinder, der Andere Convents-Schuhmacher. Da aber die Geistlichen, ich weiß nicht warum, ihre Stiefel lieber anderswo anfertigen ließen als bei Frater Paul, und es auch nicht allzu viele Bücher im Stifte einzubinden gab, so suchte und fand Frater Peter den Schwerpunkt seiner Stellung darin, daß er den Geistlichen, uns Sängerknaben, überhaupt dem ganzen Stifte die Haare schnitt, und Frater Paul verlegte sich auf die Anfertigung von „Transparenten" für die Feier der Geburts- und Namenstage hervorragender Persönlichkeiten im Stifte. Durch das Haarschneiden entwickelte sich bei Frater Peter ein zelotischer Groll gegen lange Haare und eine große moralisch-religiöse Unduldsamkeit

überhaupt; bei Frater Paul dagegen brachte der Beruf, Transparente für feſtliche Gelegenheiten zu ſchneiden und von den Trinkgeldern hernach auf das Wohl der Gefeierten zu trinken, eine ſtill in ſich gekehrte Heiterkeit, originell ausgeprägte Ergebenheit und mildfromme Duldſamkeit gegen ſich ſelbſt und alle Welt mit ſich. —

Wenn ein Knabe durch Entwicklung irgend eines Talents den Anſchein einer gewiſſen verhältnißmäßigen Frühreife des Geiſtes gewinnt, ſo darf man in den meiſten Fällen verſichert ſein, daß mit der anſcheinenden, größeren oder geringeren Frühreife des Geiſtes eine Frühreife des Herzens wenigſtens gleichen Schritt hält. Dies war nun auch bei mir der Fall. Ich weiß nicht, ob ich in irgend einer Epoche meines Lebens eines ſo innigen, ſo zärtlichen Empfindens, insbeſondere einer ſo leidenſchaftlichen Liebe fähig geweſen, wie eben in jener. Es fehlte im klöſterlichen Bereiche auch nicht an Gelegenheit, den Reiz der Schönheit und Weiblichkeit auf ſich wirken zu laſſen. Manche ſehr hübſche Schweſter oder Nichte eines Stiftsherrn bezog die hohe Schule der Kochkunſt in der Stiftsküche, und der „Hofrichter", d. h. der Juſtizbeamte der damals noch beſtehenden Stiftsherrſchaft, hatte eine Zeit lang eine reizende jugendliche Verwandte im Hauſe. Wie imponirte er ſelbſt mir, der Herr Hofrichter! Wie blickte ich zu ihm auf, wenn ich ihn mit Pater Ferdinand politiſiren und wiederholt mit Nachdruck verſichern hörte, Rußland ſei „ein Koloß auf thönernen Füßen!" Und dann die kleine hübſche, ſeelengute Frau Hofrichterin! Und zuletzt gar die holdſelige jugendliche Verwandte, eine anmuthvolle Tochter des

Mährerlandes! — Ich ſah ihr Engelsköpfchen zuweilen am Fenſter. Wenn wir Knaben im äußeren Hofe, auf welchem dieſes Fenſter hinausging, „Ballſchlagen" durften, wie bemühte ich mich da, unter ihren Augen, den Ball mit dem „Paleſter", wie wir's nannten, ſchwindelnd hoch in die Lüfte emporzuſchnellen! Mit dem Ball flog mein Herz in den blauen Himmel hinauf, um dann gerade unter ihrem Fenſter, gleichſam zu ihren Füßen, niederzufallen. Und wenn ſie noch nicht ſichtbar war, mit welcher flammenden Ungeduld wartete ich dann

Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Nie habe ich ſpäter in meinem Leben dieſe Verſe gehört oder geleſen, ohne an jenes Mädchen zu denken. Ebenſo fromm als verliebt, ein echter Romantiker, dankte ich Gott ſtets inbrünſtig mit einigen Vaterunſern, ſo oft ich ſie nur von ferne ſah, und einmal, als es mir gelungen, ſie in der Kirche recht nahe zu ſehen, ſchenkte ich in überſtrömender Freude dem nächſten beſten Bettler ein Zweiguldenſtück, das ich ſelbſt erſt zum Geſchenke bekommen hatte.

Aber in nicht minder hellen Flammen loderte bei mir die Freundſchaft auf. Meine überquellende Herzenswärme erſtreckte ſich auch auf einen Knaben, der ebenfalls im Hauſe des Hofrichters lebte. Zwar liebte ich auch einen meiner Collegen zärtlich: aber dieſen zu lieben verſtand ſich bei uns Allen von ſelbſt, zumal im Winter. Er beſaß nämlich einen

Vetter in Batsburg, einen Weinbauer; der kam jeden Herbst nach der Weinlese ins Stift mit einer großen „Butte“ voll Trauben auf dem Rücken. Diese Trauben brachte er seinem Neffen, und es wurden dieselben an einer Schnur in einem vom Präfecten dazu überlassenen Zimmer aufgehangen. Da konnte nun der glückliche Besitzer den halben Winter über jeden Nachmittag hineingehen und sich eine Traube herausholen, auch eine zweite für Einen, dem er eben wohlwollte. Meine eifersüchtige Zärtlichkeit für diesen Freund will ich also hier nicht in Anschlag bringen; sie brannte in nicht ganz reiner Flamme. Anders verhielt es sich mit jenem Knaben im Hause des Hofrichters. War er doch ebenfalls ein jugendlicher Verwandter des Letzteren — also auch ein Verwandter der liebreizenden Anna! Wir liebten einander mit der naiven Innigkeit, deren nur ein Knabenherz fähig ist. Es war ihm erlaubt, auf Spaziergängen und sonst sich zu uns Sängerknaben zu halten. Saßen wir in der Kirche während der Predigt nebeneinander, so schlang er wie zufällig den Zipfel seines Mäntelchens über mein Knie herüber, und da faßten wir uns unter dieser Hülle bei den Händen, ließen sie ineinander ruhen, stillbeglückt in reinster Zärtlichkeit.

Inzwischen hatte ich im Versemachen bedeutende Fortschritte gemacht, war nie wieder in die schnöde Prosa jener Kirschenreime zurückgesunken, hatte vielmehr in schwunghaften Fest-„Wünschen“ so oft Sonne auf Wonne, Herz auf Schmerz gereimt, daß man anfing, die Köpfe über mich zusammenzustecken. Anfangs zweifelte man, daß ich dergleichen in meinem Alter selbst machte; nachdem aber der Herr Stiftsdechant mich in sein Zimmer eingesperrt und mir eine poetische

Aufgabe gestellt hatte, deren augenblickliche Lösung besonderen Beifall fand, begann ich zum Inventar der Curiositäten des Stifts zu gehören. Selbst von Fremden, die zu großen Festzeiten ins Stift kamen, wurde mir ermunternd auf die Achsel geklopft. Pater Franz gab sich sanguinischen Hoffnungen für meine Zukunft hin. Von einigen Novizen und jüngeren Geistlichen, von Pater Wilhelm z. B. und einem Andern, dessen Name mir entfallen ist, wurde mir eine freundliche, liebevolle Behandlung zu Theil. Nun zeigte auch Pater Ferdinand sich in poetischen Dingen duldsam gegen mich und es kam soweit, daß auf seinen Befehl ein von mir verfaßtes Gebet in Versen unserm täglichen gemeinsamen Morgengebet angefügt wurde. Zuletzt wurde ich aufgefordert, die Gedichte, die ich seit meinem Eintritt in das Stift, d. h. seit meinem zehnten Jahre, geschrieben, in einem Hefte vereinigt dem Herrn Abte (Julius) persönlich vorzulegen, der sie und mich wohlwollend aufnahm.

Bei einem Besuch, den ich in meinem nahegelegenen Geburtsort Kirchberg am Walde einem Oheim machte, erlebte ich gleichfalls eine Aufmunterung. Das Schloß von Kirchberg am Walde war damals Eigenthum der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich. Im Hause meines Oheims war eine junge Dame einquartiert, welche die Stelle einer Harfenmeisterin bei der Prinzessin Louise, nachmaligen Herzogin von Parma, bekleidete. Als nun diese Dame eines Morgens von ihrem Fenster aus im Hausgarten ein nachdenkliches Bürschchen umherwandeln sah, das ihr auffiel, und hernach von meinem Oheim hörte, daß ich Verse mache, ließ sie sich welche von mir vorlegen. Sie zeigte dieselben dann auch der Prinzessin Louise, welcher sie

gefielen, und welche, nachdem sie sich nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte, mich in meiner weiteren Studienlaufbahn unterstützen zu wollen erklärte. Sie ließ mir in der That auf ihre Kosten einen vollständigen neuen Anzug anfertigen, der mir bei meinem bald darauf erfolgten Austritte aus dem Stifte zu statten kam. Da sie aber zu jener Zeit nach Frohsdorf übersiedelte und später sich mit dem Herzoge von Parma vermählte, so verlor sie mich aus den Augen.

Ich hatte nun das vierzehnte Lebensjahr erreicht, die festgesetzten vier Jahre meines Sängerdienstes im Stifte waren um und es kam für mich der Tag, das Kloster mit der geräuschvollen Residenz zu vertauschen, wohin meine Eltern inzwischen übergesiedelt waren. In Sinn und Seele des Knaben hatte es sich während dieser vier Jahre zu regen angefangen, und eine gewisse charakteristische Empfänglichkeit, die Eindrücke jeder Art tief und lebhaft und doch mit einer gewissen Freiheit in sich aufzunehmen, hatte sich angekündigt. Halb mit Bangen, halb mit Verlangen sah ich dem großen Lebenswirbel entgegen, den ich mir im Menschengewoge der großen Donaustadt versprach.

Ueber F. Kürnberger's „Literarische Herzenssachen".

„Literarische Herzenssachen" betitelt Ferdinand Kürnberger einen Band von gesammelten kritischen Journalartikeln. — Die Kritik also Sache des Gemüths, des Herzens, der Stimmung? Warum nicht? Wenn die poetische und künstlerische Production mehr und mehr zur Verstandessache wird, warum sollte nicht dafür die Kritik zur Herzenssache werden? — Oder mißverstehen wir den Titel vielleicht? Nein, Herr Kürnberger sagt es selbst in der Vorrede, daß bei seiner Kritik „ein vielleicht allzu übervolles Herz seine starke Subjectivität ausspielte". Mit diesem Geständniß entwaffnet der Autor diejenigen, die ihn um eines scharfen oder heftigen Wortes willen angreifen möchten. Und wenn man sich andererseits einigermaßen wundert, zu sehen, daß Herr Kürnberger Recensionen schreibt über Bücher, die ihm dedicirt worden sind, so kommt er auch in diesem Punkte dem Vorwurf zuvor, indem er ausdrücklich zugibt, daß er zuweilen, wenn auch nur „ausnahmsweise", aus „Höflichkeitsrücksichten", über das eine oder das andere Buch eines persönlichen oder literarischen Freundes ein „literarisch-kritisches Lebenszeichen" gibt.

Herr Kürnberger kann also auch höflich sein. In der That, dies Buch beweist auf vielen Seiten, in welchem Maße er es sein kann, wie zart und rücksichtsvoll in Lob und Tadel er sich auszudrücken im Stande ist. Er trieft förmlich von Wohlwollen. Wenn er einen Roman von Erwin Schlieben mit feinster Delicatesse getadelt hat, so fügt er hinzu: „Es müßte entzückend sein, von der Hand dieses Dichters ein reines und tadelloses Kunstwerk zu besitzen". Er ist ein Meister in der Kunst, zu loben, wo man auch tadeln könnte, wenn man wollte, ja maßlos tadeln könnte und tadeln würde, wenn das Princip und die Tendenz und die persönliche oder Parteistellung zur literarischen Individualität des Autors es gerade verlangte.

Aber man darf sich dadurch an Herrn Kürnberger nicht irre machen lassen. Er lobt im Grunde doch nur mit dem Kopfe; die eigentliche Herzenssache bleibt ihm der Aerger, und der Kampf sein Element. Kritische Wölfe nehmen manchmal einen Schafspelz um, hätscheln und verhimmeln zur Abwechslung Einen mit demselben Eifer, mit welchem sie die Andern zu zerreißen pflegen. Auch Herr Kürnberger ist im Stande, das ganze Alphabet durchzuloben, um seinen Ausfällen gegen X, Y, Z, auf die es ihm eigentlich ankommt, ein größeres Relief zu geben.

In einem Punkte aber unterscheidet sich Kürnberger von Allen, die ihm etwa sonst in Betreff des „übervollen Herzens" und der „starken Subjectivität" gleichen. Er *sudelt* niemals. Mit flüchtig und bedachtlos hingeworfenem, leichtfertigem Geschimpfe Seiten oder Spalten zu füllen, wie es wohl Andere sich gestatten, denen es doch auch nicht an Geist

mangelt, ist seine Sache nicht. Was er schreibt, ist immer wohl überdacht und ausgeklügelt, ja reflectirt und raffinirt bis zum Exceß. Er ist in dieser Beziehung der gewissenhafteste Schriftsteller, den ich kenne. Er macht bisweilen unerhörte Anstrengungen, um das, was er behauptet, auch zu beweisen; er will überzeugen, und wenn er seine Beweisführung hie und da forcirt, oder sie in einer Weise zuspitzt, daß die Spitze abbricht, so bleibt sein Votum, sein Meinungsausdruck unter allen Umständen ein kleines, fein ciselirtes Kunstwerk, das die Existenzberechtigung in seiner Form hat.

In seiner Meinungsäußerung liegt immer etwas Prägnantes, Einschneidendes, Frappantes, so daß sie entweder zu lebhafter Zustimmung oder zu lebhaftem Widerspruche reizt. Sie regt zur Glossirung an, und da es meist interessante literarische oder sociale Tagesfragen sind, welche Kürnberger behandelt, so lohnt es sich auch, ihn zu glossiren.

Gleich die ersten Artikel des Buches, „Die Blumen des Zeitungsstyls“ und „Sprache und Zeitungen“, sind eben so treffend als unterhaltend. Aber gleich hier möchte man die Bemerkung hinzufügen, ob denn die Schärfe völlig berechtigt sei, mit welcher der Autor unter Anderem den öfteren und allgemeineren Gebrauch der Ausdrücke „Tragweite“ und „Sendung“ verurtheilt. Sie haben eine tropische oder eine emphatische Bedeutung, sagt Kürnberger. Ganz recht; aber ist unsere Sprache nicht voll von ursprünglich bildlichen und emphatischen Ausdrücken, deren Bedeutung sich abgeschliffen hat, und die heutzutage, so zu sagen, zur kleinen Münze des alltäglichen Sprachverkehrs gehören? Wer möchte dem Entwicklungsgang einer Sprache Halt gebieten, und den

Punkt bestimmen, von welchem an nicht mehr geschehen soll, was bis dahin erlaubt war? —

Wie kann man übrigens — will ich hier so nebenbei fragen — über Sprachverderb schreiben, ohne des neuesten und schlimmsten sprachlichen Gräuels zu gedenken, der aus den Zeitungen auch schon in einzelne Bücher übergeht, und der nicht eine Weiterbildung, sondern eine Rückbildung, eine Verkümmerung, eine Preisgebung werthvollen Sprachbesitzes in sich schließt: ich meine die um sich greifende ängstliche Vermeidung der organischen Verbalform im bedingenden Satze, das häßliche: „Wenn ich wissen würde ꝛc., so würde ich ꝛc., oder: „Würde ich dies gewußt haben, so hätte ich nicht so gehandelt" (wo das „würde ich" correct nur im zweiten Satzgliede stehen könnte), oder: „es war als ob der Zephyr die Blumen küssen würde" — „er sah aus, als ob ihn die Sache nichts angehen würde" u. dergl.

Ein Theil unserer Publizisten wagt schon nicht mehr zu sagen: „ich ginge", „ich böte", „ich träte", „ich höbe" ꝛc. Man wählt eine schwerfällige, oft geradezu fehlerhafte Umschreibung, man läßt die vorhandene organische Form durch Nichtgebrauch schnöde verkümmern. Dergleichen führt zum allmäligen Ersterben des Sprachorganismus überhaupt, und dagegen sollte jeder Schriftsteller mit allen Kräften sich stemmen.

Gelegentlich räth Kürnberger einem „aufmerksamen Leser in der Provinz, der seine Zeitung wirklich noch liest", sich die Mühe zu nehmen, und sich die sprachlichen Wunderlichkeiten zu notiren, die ihm nach und nach vorkommen.

Dabei mußte ich sogleich eines ganz spezifischen Lieblingsausdrucks der Grazer Schriftsprache, des Wörtleins „Anwurf" gedenken. In Grazer Blättern erscheint kein Eingesendet, in welchem nicht irgendwer einen „Anwurf" zurückweist; im Grazer Gerichtssaal entkräftet der Vertheidiger die „Anwürfe" des Staatsanwaltes, und selbst in der Grazer Landstube schwirrt es von „Anwürfen", welche die Parteien einander zuschleudern. Dies unappetitliche Wort, das man vergeblich in einem deutschen Wörterbuche suchen wird, ist das merkwürdigste mir bekannte Beispiel eines auf eine einzige Stadt beschränkten, aber hier auch in der Schriftsprache mit passionirter Zähigkeit festgehaltenen Localausdrucks. —

Wenn Kürnberger in dem Artikel „Bücher-Frou-Frou" gegen die moderne, fast kindische Illustrationsmanie zu Felde zieht, so wird man seinen Eifer nicht in der Sache selbst, sondern nur in der Art der Begründung etwas allzu bilderstürmerisch finden, und unbedingt wird der Besonnene auf seine Seite treten, wenn er in den „falschen Ansichten" die moderne Affectation „geißelt", die sich für die Beurtheilung von Charakterzügen und Lebensverhältnissen der Dichter — natürlich nur der längst verstorbenen — allerlei vermeintlich zartsinnige, in der That aber unberechtigte und zum Theil widersinnige Standpunkte zurechtmacht.

Schlagend genug schildert Kürnberger in den Artikeln über Bogumil Goltz den „Naturalismus" des tiefsinnigen und gemüthvollen Polterers. Aber es wundert mich, daß seiner Wahrnehmung, wie es scheint, entgangen ist, wie nicht dieser Naturalismus an und für sich, sondern der Conflict desselben mit seinem Gegentheil in der Brust des merkwürdigen

Mannes, der unversöhnte Widerstreit zwischen Herz und Geist, in welchem sein Denken und Empfinden zeitlebens befangen blieb, und der in Gesprächen und persönlichem Gebahren seine schärfsten Spitzen hervorkehrte, den eigentlichen Schlüssel seines leidenschaftlichen, weil innerlich widerspruchsvollen und nicht zur Harmonie durchgedrungenen Wesens bildete.

Eine wahre Herzensfreude bereitete mir der Artikel über Claude Tillier und seinen „Onkel Benjamin". Auch ich machte vor Kurzem zufällig die Bekanntschaft dieser unvergleichlichen Farce, und empfehle Jedem, der sich einmal gründlich ergötzen will, statt so viel schalen und alltäglichen Zeuges dies originelle, naturwüchsige Buch zu lesen, das den derben Humor eines Rabelais oder Fischart mit dem Esprit eines modernen Franzosen vereinigt. „Warum ist dies Buch nicht weltberühmt und in Aller Händen?" fragt man sich, während man es liest. Aber freilich, die Antwort liegt ziemlich nahe, sobald man es zu Ende gelesen. Die Schilderung eines gutmüthigen, jovialen, aber unverbesserlich leichtsinnigen Saufaus, höchst ergötzlich im Einzelnen, hat doch auch etwas Unerquickliches im Ganzen, und ein armseliger, ja trübseliger Schluß beeinträchtigt die Gesammtwirkung des genialen, nur leider plan-, ziel- und formlosen Buches.

Zu dem Schärfsten, was Kürnberger geschrieben, gehören seine Aufsätze über „Denkmäler" und insbesondere über den „Denkmalbettel", worunter er das Eintreiben von Beiträgen für Denkmäler durch „Hausbettel", wie er es nennt, und persönliche Pression versteht.

„Den ehrliebenden Verleger", schreibt er, „der einem todten Dichter aus seinen eigenen Werken ein Denkmal setzt,

läßt man im Stich, pfropft aber Erzpuppen auf Erzpuppen, wenn der Denkmalpfennig erpreßt wird von reclamesüchtigen Aufsehenmachern, welchen man die Thüre zu weisen zu schwach ist."

Es kommt sogar eine Stelle, wo Herr Kürnberger nach der Polizei ruft. „Es ist hohe Zeit", sagt er, „daß der obrigkeitliche Schutz eintritt, und daß der Regelung des Denkmalbettels die Gesetzgebung ihr Auge zuwendet. Ich spreche vom Denkmalbettel als Hausbettel, wohl gemerkt!" — Sollen Denkmäler gesetzt werden, so will er sie auf Staatskosten, oder durch wirklich freiwillige Subscriptionen begründet wissen. „Nur so", fährt er fort, „kann sich der Cultivirte das Denkmalsetzen denken bei einem Culturvolke. Die dritte Art dagegen, daß jeder Nächstbeste sich zu einem Denkmalvater aufwirft, ein paar Freunde als Comité wirbt und mit polizeilicher Nachsicht nun getrost auf den Hausbettel ausgeht: diese Art scheint mir anständiger für Tunguſen und Peſcherähs, als für uns. — Aber mit deinen aufliegenden National-Subscriptionen kommt in Ewigkeit nichts zusammen! Bst: Nicht so laut! Nicht so unvorsichtig! Das eben ist es ja, was ich hören wollte. Ihr seid mir vortrefflich aufgesessen. Kommt nichts zusammen — und ich habe es immer so geahnt — dann ist eure ganze Denkmalsetzerei eben nicht Nationalsache, wie es eure Phrasen so widerlich lügen, sondern sie ist Privatsache, sie ist Sache eurer persönlichen Liebhaberei, um nicht das Schlimmere zu sagen, eurer persönlichen Eitelkeit. Dann hat der Banquier Königswarter u. A. auch nichts für Schiller gegeben, sondern er hat gegeben für Herrn X, den Sammler und Glaubensgenossen, der ihn persönlich bedrängte.

Und hier eben ist's, wo ich nach der Polizei rufe . . . Ich fürchtete anfangs, gegen den Strom zu schwimmen, aber ich fange an zu capiren, daß ein Strom überhaupt nicht existirt, daß die öffentliche Meinung vielmehr dem Denkmalbettel von Herzen gram ist, denn alle Personen, so viel und so bunt ich deren noch sprach, fand ich von seltener Einigkeit in dem Abscheu gegen den Terrorismus des Denkmalbettels. Ich fand sie alle nach einem Gideon seufzen, nach einem Manne, der den Muth hätte, das Wort des Widerspruchs zum erstenmal laut auszusprechen."

Dieses Gideon-Muthes wird Herr Kürnberger sich nicht mehr sonderlich rühmen dürfen. Der humoristischen Blätter nicht zu gedenken, stellt das Feuilleton der gesammten Wiener Presse sich auf ungefähr denselben Standpunkt, seit in Wien, nachdem man das Schillerstandbild kaum enthüllt, auch schon für ein Grillparzer-, ein Beethoven-, ein Grün-Lenau-Monument gesammelt, und ein Mozart-, ein Haydn-, ein Goethe-Denkmal in Aussicht genommen wird. In welchem Verhältnisse stehen die zahlreichen Dichterfeste nnd Denkmäler zur wirklichen Begeisterung der Nation, zur thatsächlichen Anerkennung der Dichter? Wie reimt der Eifer, mit welchem man Schillerbilder aufrichtet, sich damit zusammen, daß man unter Kritikern, unter Leuten, die „auf der Höhe der Zeit" stehen, es nicht mehr ohne verschämtes Erröthen wagen darf, Schiller für einen großen Dichter zu halten?

Eine seiner ausführlichsten Erörterungen widmet unser Autor dem Rhapsoden Jordan. Man wird ihm zustimmen müssen, wenn er es als einen Irrthum dieses an sich so anerkennenswerthen epischen Meisters bezeichnet, aus altem,

den Geist ganz anderer Zeiten wiederspiegelnden Sagengewebe, das im Bewußtsein des Volkes längst nicht mehr lebendig ist, lasse sich nachträglich auf künstlichem Wege ein Nationalepos schaffen, welches für die Deutschen das sei, was die Ilias für die Griechen. Nur muß man sich auch einigermaßen wundern, daß Kürnberger später, wo er von Gottfried Keller's „Sieben Legenden" mit überschwenglichem Lobe spricht, kein Wort des Bedauerns mehr hat für eine dichterische Kraft, die an einen noch weit weniger lebendigen Stoff, an eine wunderliche kirchliche Legendenwelt verschwendet ist. Ueberdies muß bemerkt werden, daß in diesem Aufsatze über Jordan der Autor im Bemühen, gründlicher als gründlich zu sein, und eine Sache, an welcher Niemand zweifelt, zu beweisen, sich in einem ermüdenden historischen Excurs verliert und seitenlang vom Katheder herunter redet wie ein Privatdocent.

Wie hier zu umständlich in der Beweisführung, ist er anderswo zu subtil, klügelt Motivirungen aus, die nur das Interesse der Sonderbarkeit für sich haben, wie zum Theil in den Artikeln über Turgenjew und über Grillparzer.

Daß Kürnberger immer nur mit dem schweren Geschütz des Gedankens wie des Ausdrucks ins Feld rückt, haben wir schon gesehen. Von ihm läßt sich in der That sagen, daß er „mit Kanonen nach Spatzen schieße." Wozu z. B. der Lärm S. 119 über eine mittelmäßige Horaz-Uebersetzung? Wollte er wirklich an einem Beispiel zeigen, „welcher Schund in Deutschland gedruckt wird", so hätte er für diesen Zweck sehr leicht weit Besseres, d. h. Schlechteres finden können.

In einem Nekrolog auf Moriz Hartmann macht Kürnberger die Bemerkung, Hartmann habe das Wesen des

Hellenen mit dem des Juden in seiner Natur vereinigt. Möglich, daß dies sich so verhielt; dann war aber Hartmann eine Merkwürdigkeit ohne Gleichen, und ich begreife nicht, wie Kürnberger eine solche Verschmelzung jüdischen und hellenischen Wesens für eine leicht mögliche, ja naheliegende Sache nehmen mag. Größere Gegensätze kennt die Weltgeschichte nicht, als den naturinnigen, naiven Hellenen, und den durch und durch spiritualistischen, verstandeskalten, zersetzenden Semiten, und da der Jude von Natur ein unwandelbares, auf sich beruhendes Wesen ist, so fällt es überhaupt schwer, an die Verwandlung jüdischen Wesens in ein anderes, oder an die Verschmelzung desselben mit einem andern zu glauben. Wenn ein Heine mit seinem Hellenismus prahlte, so wird das doch Niemand für Ernst genommen haben? —

Die reichen jüdischen Banquiers der Residenz scheint Kürnberger entschieden nicht zu den hellenisirten Semiten zu rechnen. Diesen gegenüber verläßt ihn seine „Höflichkeit", und daß er auf ein Couvert an ihren gastfreien Tischen verzichtet, beweist der Artikel, den er dem „Verhältniß der Wiener Börsenmänner zur Literatur" widmet. Hier beginnt denn doch die heftige und drastische Art Kürnberger's etwas unangenehm zu werden. Die armen Reichen! Kümmern sie sich nicht um Literatur und Kunst, so schilt man sie; kümmern sie sich darum, so verhöhnt man sie! —

Ein Meisterstück in der Form, dem Inhalt nach eine große Schrulle ist der Artikel über Friedrich Halm und seinen „Fechter von Ravenna". Kürnberger beweist hier auf ein paar Seiten nichts Geringeres, als — man höre! — „die specifische Nichtswürdigkeit dieser Schand-

Komödie!" — Da haben wir ein Exempel jener „prachtvollen Strenge", über welche sich Kürnberger auf S. 326 freut wie ein Kind, wenn sie von einem seiner Collegen geübt wird. Wenn Hinz und Kunz, meint er, vorher in Notizen gelobt worden sind, hernach aber der höheren Kritik vor die Klinge kommen, dann „merkt man es der prachtvollen Strenge der letzteren ordentlich an, daß sie ihr Rächeramt mit einem langgesparten Grimm und avec une sorte de gaité verwaltet". — Ohne es zu wollen, berührt Hr. K. hier die wunde Stelle unserer Tageskritik. Weil Hr. A. den X. gelobt hat, schreibt Hr. B. über denselben X. einen wüthenden Schmähartikel. Ueber diese „prachtvolle Strenge" freut sich Herr Kürnberger. Und das Publikum? Je nun, das Publikum, zwischen den Lobenden und den maßlos Schimpfenden gestellt, glaubt weder dem Einen mehr noch dem Andern.

Amüsant gestaltet sich das Schauspiel, wenn eine „starke Subjectivität" auf eine andere, ihr verwandte stößt. Dies geschieht in Kürnberger's Feuilleton über Melchior Mayr's „Gespräche mit einem Grobian". Nicht als ob ich sonst Kürnberger und Melchior Mayr nebeneinder stellen möchte; Herr Kürnberger ist ein Kopf von Distinction, der selige Melchior Mayr dagegen scheint, wenigstens nach den von K. angeführten Proben zu schließen, sich innerhalb ziemlich enger geistiger Schranken bewegt zu haben. Aber sie gehören beide zur Klasse der Nervösen. „Melchior Mayr's Zorn", sagt uns Kürnberger, „ist zuweilen sehr schön. Gut gedacht, heiß empfunden, hinreißend wahr und energisch im Ausdrucke, zerwettert er, wie der Blitz, was er trifft." Auf der nächsten

Seite: „Gegen diese Siechlinge (à la Melchior Mayr) mit der moralischen Gehirnerweichung und Herzbeutelwassersucht, gegen die Versöhnler und Ohnmächtler, welche jeder Tragödie einen gemüthlichen Circumflex anschänden, werden wir noch aparte Geißeln mit Skorpionen flechten und sie manches Jahr unsers Lebens durchstäupen." „Man fängt oft an, den Autor liebzugewinnen und ist im Begriff, ihm herzlich die Hand zu drücken." Und wieder: „Ei, so wag's doch, witziger zu sein als Heine! Wer hindert dich daran, kleine, neidgiftplatzende Kröte?" —So wechselt Anziehung und Abstoßung, Bruderkuß und Ohrfeige, und man bedauert, daß der selige Mayr das Eine wie das Andere nicht erwidern kann.

Einer merkwürdigen Stelle muß ich noch Erwähnung thun, in welcher Hr. Kürnberger die „allgemeine Verlotterung des deutschen Nationalgeistes" in Aussicht stellt, weil — ja weil einmal Gott weiß welcher Recensent „Homer und Hamerling" — natürlich sans comparaison — neben einander genannt hat. Hier geht Herr Kürnberger in seiner Besorgniß offenbar zu weit. Hat doch ein bedeutender Wiener Kritiker den Verfasser des „Neuen Tannhäuser" mit Dante und Shakespeare zusammengestellt und gefunden, daß jener diesen in einigen Beziehungen sogar noch überlegen ist. Der „deutsche Nationalgeist" hat sich so ziemlich gewöhnt, die Privatansichten der Kritiker ohne Schaden an sich vorübergehen zu lassen. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, hat Herr Kürnberger vor Jahren selbst den ethischen Gehalt der Werke des Poeten, den er heute so gründlich verachtet, anerkannt, und ich möchte glauben, daß die vorurtheilslose und aufmerksame Lektüre dieser Werke, weit entfernt, der

Verlotterung des Nationalgeistes Vorschub zu leisten, vielmehr ein wirksames Gegengift gegen die Verlotterung wäre. Ich möchte mir bei dieser Gelegenheit erlauben, den Ausspruch eines Holländers, des Herrn A. G. van Hamel, anzuführen. Dieser Kritiker, im fernen Holland, völlig außerhalb der literarischen Parteien Deutschlands stehend, nicht fragend: ist der Autor dieses Buches zu viel oder zu wenig gelobt worden, hat er zu viel oder zu wenig Erfolg gehabt, sondern das, was der Poet geschrieben, unbefangen auf sich wirken lassend, hat in schroffem Gegensatz zu deutschen Feuilletonisten die folgende Aeußerung gethan: „Dies dürfen wir versichern, daß das Reich der Humanität den Menschen einen Schritt näher gerückt sein wird, wenn Hamerling's Leser seine Poesien genießen können mit derselben Einfachheit und Reinheit des Herzens, mit derselben Liebe für Alles, was schön und gut ist, die den Dichter beseelte, als er sie ins Leben rief." — Ich citire diese Stelle nicht, um mir etwas darauf zu gute zu thun; es bleibt der Lesewelt anheimgestellt, wem sie lieber glauben will, dem „übervollen Herzen" und der „starken Subjectivität", oder dem holländischen Phlegma.

Ich beschäftige mich vielleicht schon zu lange mit Herrn Kürnberger's Buche. Ohne Zweifel erregt es Kürnberger's Unwillen, daß ich mir angemaßt habe, ihn in so vielen Punkten zu corrigiren und zu meistern. Aber diesmal ist er der Autor und ich der Recensent; ein Kritiker aber ist bekanntlich unfehlbar und versteht Alles besser als der Autor. Im Uebrigen, da für mein Urtheil über einen Menschen nicht das maßgebend ist, was er von mir hält, sondern das, was ich von ihm halte, so bin ich weit entfernt, Herrn

Kürnberger's Vorzüge irgendwie herabsetzen zu wollen. Herr K. ist, von seinem Erzählertalent abgesehen, unter allen Umständen ein gewaltiger Held der Feder, ein halbmythischer Vogel Greif im Haufen der Rohrsperlinge. Es ist pure Schelmerei, wenn er S. 147 von sich selber sagt, er sei in der Publicistik „längst nicht mehr der Erste". Herr Kürnberger weiß es sehr gut, und besser vielleicht als irgend Einer, daß er, so lang er will, noch immer der Erste ist *).

---

*) Der neckische Ton, den dieser respektvolle Artikel doch hie und da gegen den ausgezeichneten, seither verstorbenen Schriftsteller anschlägt, war veranlaßt durch persönliche Angriffe. Ich benutze aber diese Gelegenheit, zu sagen, daß ich K. für einen der ersten Meister nicht bloß des Essays und des Feuilletons, sondern auch der Novelle halte, und daß es eine Schmach wäre für die deutschen Verleger, ja für alle Deutschen, wenn sie seinen literarischen Nachlaß in den Händen des Herrn K. V. Schembera zu Wien vergilben und vermodern ließen.

Amor im Grünen.

Eine Waldscene.

Die beiden Leutchen wußten selbst nicht recht, wie sie so allmählich aus dem Garten auf die Wiese, von der Wiese auf den Waldabhang, von da in den Wald hinein gelangten und da mit einer sonst nur in Romanen üblichen Freiheit umherspazierten, als wären sie Mann und Frau oder wenigstens Verlobte, während sie blos erst Verliebte waren, und auch das nicht officiell, denn sie hatten miteinander noch nicht ein Sterbenswörtchen von ihrer Liebe gesprochen.

Die Sache war im Grunde sehr einfach. Das Mädchen liebte leidenschaftlich die Blumen und der Jüngling besaß einige botanische Kenntnisse.

Auch eine von jenen alten Geschichten, welche ewig neu bleiben!

Kräuter suchend hat manche Maid ihr Herz entdeckt und Blumen pflückend ist manche, wie z. B. Proserpina von Pluto, dem Gotte der Unterwelt, selber gepflückt und hinweggeraubt worden.

Die sonnige, würzig-duftige Waldeshalde stand voll von niedrigem Birken-, Erlen- und Eichengestrüpp, untermischt mit Kreuz- und Wegdorngebüsch, und die zahlreichen Brombeersträucher sendeten lange, bogenförmige Ranken aus, die sich üppig wuchernd über den Pfad streckten, die

Vorübergehenden wie mit neckenden Koboldarmen am Gewande festhaltend. Zwischen den Sträuchern stand die schöne, schlanke Goldruthe aufrecht, wiegte der Wasserdost seine blaßröthlichen Dolden, Waldscabiosen und Glockenblumen standen vereinzelt oder in Büschen beisammen und aus der Moosdecke sproßte überall die bescheidene, aber auf weiten Strecken verbreitete, in Massen das Auge freundlich ansprechende gelbe Blüte des Ginsters oder Cytisus.

Alle diese Sträucher und Pflanzen wies und benannte der Jüngling dem Mädchen gewissenhaft und außerdem noch die Taubnessel, den Hohlzahn, die Lichtnelke, das Seifenkraut, die Wolfsmilch, den aufrechten Zieſt und das in allen seinen Theilen tausendfach feindurchstochene Johanniskraut, das Nadelkissen der Elfenkönigin. Nur über die vielen, untereinander gar zu ähnlichen Arten weißblühender Doldengewächse, die mitunter vielverzweigt und ansehnlich emporgeschossen sich breit machten, ging er meist mit einer gewissen verlegenen Flüchtigkeit hinweg, und wenn das Mädchen nach den Namen derselben fragte, so murmelte er etwas von echtem oder unechtem Schierling, Kümmel, Fenchel, Sanikel, oder nannte etwas Lateinisches, womit das bescheidene Kind sich auch gerne zufrieden gab.

Ueberhaupt nahm der anfangs etwas ängstliche Jüngling mit Freude wahr, daß ein junges Mädchen, wenn das Wetter schön, im Freien und im Grünen am Ende nicht so schwer zu unterhalten ist, als er sich das vorgestellt hatte. Bald brachte er das liebe Kind mit Scherzen, wie z. B. dem von den Schwarzbeeren, welche roth sind, weil sie noch grün sind, zu hellem Lachen, bald entlockte er ihrem Auge

eine Thräne durch ein rührendes Citat aus den Verſen eines gefühlvollen Dichters, welche ſich auf Blumen oder auf die Natur oder auf ſonſt irgend etwas bezogen.

So kam es, daß der Jüngling immer beherzter, immer beredter wurde, und daß die Beiden, immer tiefer in den Wald und in eine wunderſame Stimmung hineingerathend, der Umkehr völlig vergaßen.

„Oft flammt die Luſt, unendlich fortzuwandern,
Unwiderſtehlich herrlich in uns auf!“

Das Mädchen hatte ſo nebenbei im Gehen und Plaudern einen ganzen Strauß gepflückt; nun wollten ſie raſtend über dieſe Ausbeute Muſterung halten.

Es war heiß geworden, das ganze Gehölz des der Sonne zugewendeten Abhangs war von den Strahlen des Tages durchglutet, und es fand für das Paar ſich keine Schattenſtelle weit und breit, als ein wunderſchönes, lauſchiges Plätzchen am Fuße einer gewaltigen Tanne. Da ſetzten ſie ſich denn nothgedrungen und nahmen die Blumen einzeln vor. Aber der Jüngling merkte bald, daß ſein Empfinden in dieſem Augenblicke ſtärker war als ſein Gedächtniß, und alle beide gaben zuletzt lieber dem ſüß einlullenden Eindruck der um ſie webenden und waltenden Natur ſich hin.

Welch' ein Tag! überall Glanz und Duft und ein warmer, würzigberauſchender Hauch von Lebens- und Liebesfreude.

Von dieſer Trunkenheit an der Seite des geliebten Mädchens überwältigt, begann der Jüngling zu ſchwärmen von der ſchönen, reinen, wonnigen Natur — wie Alles ringsum ſo ſchön miteinklinge in das innere Leben und

Empfinden — wie alle Blumen und alle Vögel und ſogar die Würmlein und Käferchen alle ſich mit dem Menſchen gleichſam zu einem Reigen der allgemeinen Daſeinswonne vereinigten.

Während der Jüngling in ſolcher Art ſchwärmte, regte ſich, ohne daß die Beiden das Geringſte davon merkten, ganz in der Nähe zwiſchen den Blumen und Kräutern und Würmchen und Käferchen ein anderes Leben, das auch ſeinen Theil von der ſchönen Sommerluſt für ſich haben wollte.

Unter dem Baume nämlich, unter welchem das Paar ſaß, befand ſich, verſteckt zwiſchen Moos und niedrigem Heidelbeergeſträuch, eine rundliche Oeffnung im Erdreich, wie ſie die Mäuſe zu graben pflegen und wie ſie dann mitunter auch andere Thiere ſich zur Behauſung erkieſen.

Aus dieſer lugte und lauſchte plötzlich ein Köpflein hervor — ein flachgeformtes Köpflein mit ſchönen, aber etwas unheimlichen Aeuglein. Dieſes Köpflein kam immer weiter zum Vorſchein und hinter ihm ſchob langſam ein ſchmaler, runder, gliederloſer, langer Leib ſich nach. Als dieſes Geſchöpf ganz und gar aus dem Loche heraus war, legte es ſich in die Sonne und ſchien, in einen Kreis zuſammengerollt, mit allen Poren ſeines Leibes die wohlige Sonnenglut in ſich zu trinken.

Das geſchmeidige Thier war etwa zwei Fuß lang, bräunlich von Farbe, hatte einen kreuzförmigen, dunkleren Fleck auf dem wie plattgedrückten Köpflein, und ein Zickzackband mit kleinen, winkelſtändigen Flecken den Rücken entlang laufend.

Ein Vogel ſang wunderſchön im Wipfel der Tanne, das erwärmte Nadelholz ſtrömte balſamiſchen Harzduft aus,

weiter unten in der Niederung, gegen welche ein etwas steiniger Hang sanft abfiel, plauderte ein silberstimmiges Bächlein, und unser Paar war allgemach in ein schweigsam-wonniges Brüten versunken.

Das Mädchen blickte sinnend in seinen Schooß hinab, der noch voll Blumen lag. Eine davon herausgreifend, fragte es endlich: „Das zarte, weiße Blümchen da, was ist das? Ist's nicht eine Sternmiere?"

„Sternmiere oder nicht!" versetzte der wie aus einem Traum sich losreißende Jüngling, das Blümchen einen Moment lang betrachtend und dann bei Seite werfend. „Was thut das zur Sache?

Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut . . .

Mich kümmert in diesem Augenblicke nur ein einziger Name zwischen Himmel und Erde, und dieser Name lautet: Marie! — Hören Sie den Vogel, Marie, der da in den Zweigen schmettert und jauchzt? Ich weiß nicht, was sein Herz hinausjauchzt in die schöne grüne Gotteswelt — aber das meine jauchzt: Marie! — Marie! Sie ahnen es, Sie wissen es längst, ich habe Sie unaussprechlich lieb!"

Das Mädchen erröthete — ein leises Beben durchlief seine rosigen Glieder — es schwieg und blickte den Jüngling nur mit seelenvollen Augen ernst-lächelnd an.

Während dessen lag das erwähnte, gliederlose Thier mit dem Zickzackband auf dem Rücken harmlos und ruhig in der Sonne.

„Sieh nur 'mal das Schlängelein!
Heut' in Gottes Sonnenschein,
Ist es auch ein Engelein."

Nur wenn der Jüngling eine heftigere Bewegung machte, den Arm zu einer lebhafteren Geberde ausstreckte oder seine Lage im Moose änderte, hob der Wurm mißtrauisch den Kopf, züngelte gegen die Beiden hin, und zischte sogar ein wenig.

„Wie es lieblich säuselt in den Büschen!“ sagte der schwärmerische Jüngling, ohne die mindeste Ahnung, daß in dieses Gesäusel sich das Zischen einer Kreuzotter mische.

„Wovon,“ fuhr er fragend fort, „wovon flüstern sie, diese Stimmen des Waldes alle? Von Liebe! nur von Liebe! Und nur ich und Sie, Marie — — das dumme, kalte „Sie!“ ist's nicht ein Mißton an diesem Orte und in dieser himmlischen Viertelstunde, die uns gegönnt ist? Ebenso gern möchte ich Ihre Namenspatronin, die himmlische Jungfrau Maria, mit „Sie“ anreden! Sage doch, Engel, Herzenskind, liebst Du mich nicht auch ein wenig, ein ganz klein wenig?“

Das Herz der Holden pochte, ihre Wangen färbten sich, ihre Augen glänzten im zauberischen Blau.

Statt aller Antwort machte sie aus den hübschesten der Blümchen, welche noch in ihrem Schooße lagen, ein Sträußchen zurecht und überreichte es dem seine Frage wiederholenden Jüngling.

„Diese Blumensprache,“ sagte der Jüngling, „ist zwar schön, aber mir doch nicht verständlich genug. Lieber möchte ich mich an diese Rosen, an diese Veilchen da halten“ — er deutete dabei auf ihre glühenden Wangen und Augen —

„Laß mich Dir ins Auge schauen!
Darf ich ganz und unbegrenzt
Diesem zarten Schwure trauen,
Der in seinem Sterne glänzt?

Darf ich ihm trauen?"

Die Holde ſchwieg, aber ihr Wangenpurpur flammte noch heller auf.

Der beglückte Jüngling ſtieß einen Freudenruf aus. Während er aber, entzückt von dem Sinn jener Flammenſchrift, mit einer lebhaften, freudigen Bewegung des ganzen Körpers des Mädchens Hand ergriff, ſtieß er mit der ausgeſtreckten Ferſe die Schlange, die inzwiſchen ganz nahe gegen die Füße des Paares herangekrochen war, etwas unſanft vor den Kopf.

Die Schlange war es nicht, die Streit anfing. Sie hätte das Paar in Ruhe gelaſſen. In dieſer Weiſe jedoch gereizt, blähte ſie ſich zornig auf, fuhr ziſchend auf die Fußbekleidung des Jünglings los, und that einen Biß in dieſelbe. Der Geifer des Thieres haftete an dem Leder, aber der Zahn war nicht bis zur lebendigen Haut gedrungen. Wie hätte der ſelige Jüngling eine Ahnung haben ſollen von dem, was da unten zu ſeinen Füßen vorging? Ebenſogut hätte ihm in dieſer Situation ein Eichhörnchen die halbe Sohle vom Fuß herunternagen können — er hätte es nicht gemerkt.

Die Schlange huſchte nach dem Biß hinweg und machte, geräuſchlos in kurzem Graſe dahingleitend, Jagd auf ein Mäuschen, das ſie in einiger Entfernung gewahr worden.

Seit Menſchengedenken iſt es Brauch, daß wechſelſeitige Liebeserklärungen, auch der kindlichſten und unſchuldigſten Seelen, mit einem Kuſſe beſiegelt werden. Der Jüngling hatte davon keine hiſtoriſche Kenntniß, wohl aber den angebornen richtigen Inſtinkt, und dieſem folgte er, indem er

ſich einen Kuß von dem Mädchen erflehte. Aber die Holde weigerte ſich. Sie war nicht ganz unbefangen; ihr Gewiſſen ſagte ihr, daß ſie ſchon im wörtlichen Sinne zu weit gegangen, und ſie fürchtete nun mit einem Kuſſe es auch noch im figürlichen Sinne zu thun.

„Nur einen Kuß, einen einzigen, flehte der Liebende.

Schließlich machte auch in ihr der vererbte Inſtinct des uralten Herkommens ſich geltend, und ſie wich der flehenden Bitte.

Aber der überſelige, durch ſein Glück übermüthig gewordene Jüngling behauptete ſchon in der nächſten Minute, der Kuß ſei nur ein halber geweſen und ſie ſchulde ihm noch die andere Hälfte.

Während dieſes Wortwechſels war die Schlange ſacht wieder herangekrochen. Sie hätte gern ihre unterirdiſche Behauſung wieder aufgeſucht, um da in aller Ruhe und Sicherheit ein Schläfchen zu machen. Aber die beiden jungen Leute ſaßen jetzt gerade über dem Eingange und verſperrten ihr den Weg. Aergerlich ſchlängelte ſie ſich hinter dem Rücken der Beiden weiter. Lautlos und träge, wie gelangweilt, glitt ſie hin, während der Jüngling dringend auf der verſagten zweiten Hälfte des Kuſſes beſtand.

„Wenn ich nicht noch einen Kuß erhalte," ſagte er mit der ſchläfrig-träumeriſchen Art von Witz, über welche Liebende verfügen — echte Liebe ſpricht überhaupt nur in Gemeinplätzen — ſo will ich auch den einen nicht, den ich erhalten, und gebe ihn zurück!" Dabei ſchickte er ſich wirklich an, den Kuß des Mädchens „zurückzugeben."

Aber das Mädchen weigerte ſich, ihn zurückzunehmen.

Der Ungeſtüm des Jünglings und das Sträuben des

Mädchens brachten natürlich einige lebhafte Körperbewegungen des Paares mit sich.

Durch diese Bewegungen neuerdings gereizt, bäumte die Schlange sich auf, und streckte pfauchend den Kopf vor, bereit, einen Biß gegen den Arm des Mädchens zu führen . . .

In diesem Augenblicke aber hob das Mädchen im Drange der Abwehr den Leib ein wenig, um von dem Jünglinge weiter hinwegzurücken, und im selben Moment sich wieder niederlassend, preßte sie den Oberleib der Schlange gegen den hier mit einigen knorrigen alten Baumwurzeln durchsetzten Boden. Und als der Jüngling, in seinem seligen Uebermuth dem Mädchen nachrückend, der sich Sträubenden zuletzt doch noch einen Kuß in das rosige Gesichtchen drückte, da wurde der eingeklemmte Schlangenkopf an einer der vorragenden Baumwurzeln zerquetscht, so daß dem Giftwurm Odem und Seele entfloh, und nur sein Schweif noch eine Weile im Kräuticht zuckend sich regte . . .

Das Paar hatte nur Augen für sich selbst — für keinen lebenden Feind und keinen todten. Es war himmelweit — wirklich einen ganzen Himmel weit — davon entfernt, zu ahnen, daß die Wucht eines Kusses auf zarter Mädchenlippe den Kopf eines giftgeschwoll'nen Ungethüms zermalmt hatte.

Aug' in Auge, Hand in Hand erhoben sie sich. Im Wipfel der Tanne sang der Vogel sein Lied, die Waldkräuter und harzigen Bäume dufteten, die Wasser des Baches rauschten silbertönig in der Tiefe, und mit einem seligen Blicke rief der Jüngling noch einmal aus: „Welch' ein wonniger Einklang der ganzen Natur mit dem Schlag zweier liebender Herzen!"

Ueber die Kunſt zu ſchenken.

Der Trieb zu ſchenken iſt tief eingewurzelt in der Menſchennatur. „Geben iſt ſeliger als nehmen“, und „kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft“ — von großen ganz zu geſchweigen.

Der Brauch des Schenkens iſt bei den civiliſirten Nationen eher im Aufſchwunge als im Sinken begriffen. Immer größer wird auch die Zahl der Feſtzeiten, zu welchen die Menſchen ſich von der Raſerei des Schenkens epidemiſch ergriffen zeigen. Man ſpielt Chriſtkind und Nikolò mit dem Füllhorn in der Hand; man beſchert Oſtereier, man gibt Geburts- und Namenstags-Angebinde; man feiert Jubilare mit Geſchenken und verehrt ſelbſt Monarchen koſtbare Albums bei beſonderen Gelegenheiten; man bringt ſeinen Angehörigen und Freunden Geſchenke von der Reiſe mit; man ſpendet Tauf- und Firmpathengeſchenke und Hochzeitsgeſchenke; man beſchenkt ſeine Braut; man hat Trinkgelder bereit für alle möglichen Dinge und Neujahrsgelder für alle möglichen Leute. Noch im Sterben bedenkt man ſeine Freunde mit Kleinigkeiten, und ſogar den Todten werden Blumen und Kränze auf den Sarg gelegt.

Es ſcheint alſo eine ganz angenehme Sache zu ſein, zu ſchenken. Ob aber auch eine leichte? Der alte Seneca verneint es. „Wenn Einer glaubt," ſchreibt er, „daß Schenken eine leichte Sache ſei, ſo befindet er ſich im Irrthum — Errat si quis existimat, facilem rem esse donare. Und er fügt hinzu: „Die Sache iſt gar ſchwer, wenn ſie mit Verſtand und nicht ſo blindlings aufs Gerathewohl geſchehen ſoll."

Es wäre alſo zweckmäßig, eine „Kunſt zu ſchenken" zu ſchreiben, wie man eine „Kunſt zu lieben" geſchrieben hat.

Wenn das Schenken zu den Künſten gehört, und zwar zu den „ſchönen" und „freien", ſo muß man nicht blos materielle, ſondern auch geiſtige Mittel und Talente beſitzen, um ſie recht zu betreiben. Und ſelbſt dann noch ſtößt man häufig an und erlebt mit ſeinen Geſchenken alle Arten von Mißerfolg, vom peinlichen „Achtungserfolg" bis zum offenen, entſchiedenen, folgenſchweren Fiasco.

Ein Lebemann, der über viel Geld, aber wenig Geiſt verfügte, verehrte ſeiner Schönen zu Weihnachten einen koſtbaren, aber geſchmackloſen Morgenanzug; ein anderer, der mehr Geiſt als Geld beſaß, ſchickte der ſeinigen eine geheimnißvolle Schachtel, welche nach der Angabe des beiliegenden Briefchens die „ſchönſte, für ſie paſſendſte Toilette" enthalten ſollte, und als ſie die Schachtel öffnete, fand ſie — ein Feigenblatt. Beide Spender fielen in Ungnade, und nicht viel beſſer erging es vielleicht dem Franzoſen, welcher vor einigen Jahren in der Pariſer Geſellſchaft durch Erfindung eines geiſtreichen Oſterei's von ſich reden machte. Er ſchickte der Dame ſeines Herzens ein Oſterei aus Pappendeckel, in

welches er ein Stück Spiegel gesteckt hatte, mit folgenden Zeilen: „Oeffnen Sie dieses Ei und Sie werden das Reizendste erblicken, was ich auf dieser Welt kenne.“

Jemand, der seiner Geliebten nichts schenken konnte, der schlechten Zeitverhältnisse wegen und weil er große Verluste im Börsenspiel gehabt, entwendete ihr einige Wochen vor Weihnachten eine Cassette mit werthvollem Schmuck. Die Dame war natürlich in Verzweiflung darüber, erhielt aber am Weihnachtsabende von unbekannter Hand die Cassette unverhofft zurück, und in dem Freudenrausche, in den sie dadurch versetzt wurde, verzieh sie für diesmal dem Freunde, daß er selbst nur mit einem armseligen Geschenke sich einzufinden im Stande war.

Ich erinnere mich auch eines jungen Mannes, der elegante Liebschaften anknüpfte, und seinen Schönen werthvolle Ringe, Armbänder u. dgl. schenkte, sie ihnen aber wieder stahl, um sie zu verkaufen und die Kosten eines neuen Geschenks davon zu bestreiten.

Gar nicht übel ist es, der Gattin oder Geliebten Loose der großen Lotterie zu schenken. Insbesondere empfiehlt sich ein solches Geschenk dem Lebemanne, einer Geliebten gegenüber, in den späteren Stadien des Verkehrs. Wirft ihr Fortuna einen Treffer in den Schooß, so ist sie vielleicht geborgen, und man braucht sich nicht weiter um sie zu bemühen; vielleicht theilt sie auch in ihrer ersten Freude und Rührung den Gewinnst mit dem Spender des Looses; und ist es der Haupttreffer, den sie macht — parbleu! so ist man ja der Nächste daran, sie zu heirathen!

Etwas weniger ängstlich als Lebemännern ihren Freundinnen gegenüber, ist es im Allgemeinen den Ehemännern

gegönnt, ihren angetrauten Gemahlinnen gegenüber sich zu benehmen.

Seiner lieben Frau mag jeder Gatte zu Weihnachten oder zum Geburtstage großmüthig die Kleiderstoffe oder Putzsachen schenken, die er ihr auch zu anderer Zeit — nothgedrungen gekauft hätte. Ein Ehemann braucht sich auch nicht zu bedenken, seiner Gattin ein zwar kostspieliges, aber für sie unbrauchbares Geschenk zu machen, mit der Entschuldigung, er habe nicht umhin gekonnt, eben diese Sache zu kaufen, weil er sich dem betreffenden Kaufmann, seinem Freunde, oder Kunden, oder Clienten, oder Wähler, dem er verpflichtet ist, habe gefällig erzeigen wollen. Die armen Frauen! Bauend auf den vor dem Altare ihm geleisteten Eidschwur, darf sich der Gatte mit größter Sorglosigkeit zu Weihnachten oder an sonstigen Geschenkterminen Alles erlauben. Ziemlich bekannt ist, glaub' ich, die Anekdote von dem Ehemann, der seiner Frau zu Weihnachten ein Stück Leinwand schenkte, unter der Bedingung jedoch, Hemden daraus — für ihn zu verfertigen.

Es fehlt nicht an passenden Geschenken für Solche, die man liebt, auch nicht an Geschenken für Personen, die einem gleichgiltig sind, und ebensowenig an Geschenken für Feinde und Solche, die man ärgern, oder an denen man sich rächen will, und die moderne Industrie kommt solchen Intentionen mit ihren Erzeugnissen oft trefflich entgegen. So kann z. B. eine Frau ihren Mann, wenn sie ihn nicht mehr liebt, oder wenn sie seines reichlichen Gambrinusopferdienstes halber ihm gram ist, mit einem Bierglase beschenken, dessen Deckel, sobald man ihn aufschlägt, die schmale Oeffnung des Glases so

geſchickt verengt und verſperrt, daß nur ein Storch aus dem Glaſe zu trinken vermöchte. Geeignete Danaërgeſchenke dieſer Art ſind z. B. auch elegante Wand-Zündhölzchenbehälter mit ſo winzig kleiner Reibfläche, daß es unmöglich iſt, Streichhölzchen daran zu entzünden — oder prächtige Federwiſcher aus ſo bunt und glänzend gefärbtem Stoff, daß der Beſitzer beim erſten Tintenkleꝛ, der darauf fällt, in Verzweiflung gerathen muß — u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein junges Mädchen, das man ärgern will, beſchenkt man — das Mittel iſt freilich beinahe zu grauſam — mit einem Strauße, den man ihr anonym zuſendet. Mit einem Strauße? Ja wohl! Das Mädchen bildet ſich nämlich ein, der anonyme Strauß komme von einem jungen Manne, der ihr gefällt und dem ſie zu gefallen glaubt, und ſchwimmt in ſtillem Entzücken über dieſe erſte verſchämte Annäherung. Jetzt aber tritt der wirkliche Geber hervor, bekennt ſich verblümt oder unverblümt zu dem Geſchenke, raubt dem Mädchen die ſüßeſte der Täuſchungen, und verſetzt ſie — ſie muß noch obendrein dafür danken — in eine heimliche Wuth, die ſie wochenlang nicht verwindet.

Doch genug von dieſen praktiſchen Winken und aus der Erfahrung geſchöpften Exempeln, welche ſich auf die verhältnißmäßig noch immer leichte Kunſt beziehen, zu gewiſſen Feſtterminen Geſchenke darzubringen. Sie berühren nicht den wahren Kern der Sache. Wir müſſen uns mit größerem Ernſte waffnen und den Weltweiſen die Frage vorlegen: Was heißt denn Schenken überhaupt? Was wollen denn die Menſchen eigentlich damit? Was iſt der tiefere Sinn und Zweck des Schenkens?

Eine rohe, cynische Auffassung der Dinge ist da gleich bei der Hand mit der Antwort. Man schenkt aus Eigennutz. Man schenkt, um wieder beschenkt zu werden.

„Quisquis magna dedit, voluit sibi magna remitti" — ist eine Behauptung des römischen Dichters Martialis. Das heißt, in die plastisch- und drastisch-derbe Sprache des deutschen Mittelalters übersetzt: „Mit Schenken thut man einer Gab' winken" — „Man schenkt Keinem eine Wurst, man hoffe denn, er werde auch eine Sau schlachten —" (also Wurst wider Wurst?") — „Arme Leut', wenn sie ein Ding theuer gedenken zu verkaufen, so schenken sie es einem Reichen." —

Nun ja, es läßt sich nicht leugnen, daß Geschenktes oft theurer zu stehen kommt als Gekauftes, und daß die Freundschaft großmüthiger Verschwender sich als eine prekäre Sache herausstellt, da diesen verschwenderisch Großmüthigen nicht blos das eigene, sondern auch fremdes Geld „Chimäre" ist und sie ebenso ohne Umstände nehmen als geben.

Aber es wäre ein Irrthum, es wäre ungerecht, den tieferen Sinn und Zweck des Schenkens im Eigennutz zu suchen. Ein Geschenk, in eigennütziger Absicht gegeben, ist kein Geschenk, wird nicht als solches anerkannt.

Also wäre es die Selbstlosigkeit, wäre es der Drang einer in sich befriedigenden Großmuth, der bloße Trieb zu geben um zu geben, um wohlzuthun vielleicht, was dem Geschenk seine ideale Würze und Bedeutung leiht? Auch das nicht. Die Erfahrung lehrt seltsamer Weise das Gegentheil. Der Geber kommt damit nur aus dem Regen in die Traufe. Ein Geschenk, von dem wir merken, daß es in

eigennütziger Absicht geboten wird, verliert blos seinen Werth, schmeichelt aber vielleicht sogar; ein Geschenk aus purer Großmuth, ein Ausfluß unverlangter Gnade, macht stutzig, beschämt, verletzt. Liegt dabei die Wahrheit zu Grunde, die der Spruchdichter Publius Syrus mit den Worten ausdrückt: „Eine Wohlthat annehmen, heißt seine Freiheit verkaufen?“ Nein! Das würde noch immer das Gefühl der Beschämung und Entrüstung nicht erklären, mit welcher man unter Umständen gerade die uneigennützigste Gabe zurückweist. Es gilt im Allgemeinen als eine Schande, sich so ohne Weiteres beschenken zu lassen. Montaigne erzählt, daß die Geschenke, die man von Seite eines Sultans Soliman dem Kaiser von Calicut überbrachte, diesem ein solches Aergerniß verursachten, daß er sie nicht nur in sehr barscher Weise ausschlug, mit dem Bedeuten, er sei gewohnt zu geben, nicht zu nehmen, sondern auch die Ueberbringer des Geschenkes in eine tiefe Grube werfen ließ. „Wir vergeben niemals ganz den Gebenden,“ sagt Emerson; „die Hand, die uns speist, schwebt immer in Gefahr, gebissen zu werden. Wir können Alles von der Liebe entgegennehmen, denn das ist nicht anders, als ob wir es von uns selbst empfingen; aber nicht von Jemand, der es sich anmaßt, etwas zu geben.“

Die Lehre des Buddha setzt sich über das beschämende Gefühl, welches das Empfangen und Annehmen einer Gabe mit sich führt, dadurch hinweg, daß sie, ausgehend von dem Gedanken der ursprünglichen Gemeinsamkeit alles Besitzes, das Ueberströmen des Ueberflusses nach der Seite des Mangels — eine Art von Endosmose — als etwas Natürliches und Selbstverständliches ansieht, grundsätzlich zu

danken verbietet und das Gesetz aufstellt: „Schmeichle nie deinen Wohlthätern!“

„Wer gibt,“ sagt Seneca, „ist ein Gott; wer Dank dafür verlangt ein Wucherer.“

Also auch das uneigennützige Geschenk ist darum noch lange kein echtes und läuft Gefahr, nach den Grundsätzen des Communismus ohne Dank entgegengenommen, oder mit Unwillen zurückgewiesen zu werden.

Aber das Wort des Räthsels ist oben schon ausgesprochen: „Wir können Alles von der Liebe annehmen“ — aber nichts von dem, der sich in kalt-stolzer Großmuth „anmaßt“, uns zu beschenken. Das ist's. „Die Menschen,“ sagt derselbe Emerson, „essen deine Gefälligkeit wie einen Apfel und denken dabei nicht an dich. Aber liebe sie, und sie erkennen dich und haben dich gern für alle Zeit.“

So wäre denn die „Kunst zu schenken“ schon in die „Kunst zu lieben“ miteinbegriffen, als ein Theil von ihr, und es wäre nicht mehr nöthig, eine solche zu schreiben.

Man muß unterscheiden zwischen Wohlthaten und Geschenken. Von ersteren ist hier nicht die Rede.

Geschenke sind den Opfern zu vergleichen, die man zu allen Zeiten der Gottheit brachte. Sie haben ganz denselben Sinn. Man wollte sich selbst dem Gotte geben und schlachtete symbolisch für sich ein Opferthier. Ganz so ist das echte Geschenk im schönsten, höchsten Sinne ein Symbol für die Hingabe der Persönlichkeit des Gebers, sei es in individueller, sei es in universeller Liebe. Ein Weib, das ein Geschenk von einem Manne nimmt, sagt damit, daß sie ihn selber

nicht ausſchlägt. So und nicht anders wird es auch von aller Welt aufgefaßt. Darum ſind auch die würdigſten Gaben diejenigen, dir wir gleichſam aus dem Born unſerer eigenthümlichen Weſenheit ſchöpfen: die Werke unſerer Mühe, unſeres Fleißes, unſ'rer Begabung, oder was ein Theil unſeres beſonderen, eigenthümlichen Beſitzes iſt.

Der Landmann ſchenkt Früchte, der Winzer Trauben, der jagdluſtige Gutsbeſitzer Haſen und Rehe, der Dichter Stammbuchverſe, der Maler Skizzen von ſeiner Hand, die Schäferin Blumen, der Stutzer Bonbons, der Prieſter Heiligenbildchen und Roſenkränze, der Nabob Pretioſen, der Fürſt Adelstitel und Orden — und Alle meinen es gut und geben was ſie haben und worüber ſie verfügen, und es iſt ſo wenig unrecht oder Schande, Adelstitel und Orden aus der Hand eines Fürſten anzunehmen, als Blumen aus der Hand einer Schäferin, denn wie die Schäferin über Blumen, verfügt nun einmal der Fürſt über Titel und Orden und von ſeiner Huld erwartet man keine Sträußchen. Sein eigenſter Beſitz iſt Macht und Ehre, und Symbole von Macht und Ehre ſind die paſſenden Geſchenke ſeiner Hand. Titel und Orden ſind Symbole wie Blumen, und *als ſolche* ſo gut wie Blumen, und es hat keinen rechten Sinn, die Naſe über dieſe Gaben zu rümpfen.

Blumen ſind geborne Liebesboten und haben daher als Geſchenke die erſte Rolle geſpielt zu allen Zeiten. Welche Art von Geſchenk könnte die Roſe und den Lorbeer an Univerſalität des Gebrauchs, an Poeſie und Bedeutſamkeit übertreffen? Aber eben durch dieſe Univerſalität des Gebrauchs iſt die urſprünglich ſo poeſiereiche Blumenſpende faſt

zu einer abgegriffenen Münze von halbverwischtem Gepräge geworden, und es kann ihr neuer Glanz und Werth nur wieder durch Umstände und die Art und Weise der Darbringung verliehen werden.

Ein schon betagter, gefeierter Künstler meiner Bekanntschaft erhielt viele Kränze und Sträuße ins Haus gesendet. Er legte kein Gewicht mehr darauf und warf sie übereinander in einen Winkel, wo sie unbeachtet im Staube verdorrten und vermoderten. Eines Tages geht er durch eine Straße der Stadt; da kommt eine ihm unbekannte, nicht mehr jugendliche Frau von bescheidenem Ansehen in einfachem Anzuge des Weges. Sie ist eben von einem Ausfluge ins Hochgebirge zurückgekehrt und trägt einen Strauß von Alpenblumen in der Hand. Sie erblickt den Künstler, erkennt ihn, ein Gedanke fährt ihr durch den Kopf — sie zaudert, schwankt ein wenig, endlich faßt sie sich ein Herz, nähert sich dem auch von ihr geehrten Manne und bittet ihn, den Strauß aus ihrer Hand anzunehmen, er komme frisch von der Alpe. Damit überreicht sie die Blumen und verschwindet mit bescheidenem Gruße. Diesen Alpenblumenstrauß warf der Künstler nicht zu den andern ...

Das echte Geschenk muß immer improvisirt und die Kunst des Schenkens mit ihm gleichsam neu erfunden scheinen.

Noch ein Wort von Geldgeschenken. Verdienen sie die Mißachtung, die man gemeiniglich gegen sie zur Schau trägt? Ich denke nicht, und wenn ich von Einem, den ich liebe und beschenken will, wüßte, daß ich mit nichts in der Welt ihm eine größere Freude machen kann, als mit einer

Rolle Ducaten, so würde ich ihm eine Rolle Ducaten schenken — vorausgesetzt natürlich, daß ich sie eben besäße. Kann Alles zum Symbol werden, warum nicht auch das Geld?

Nichts ist so schön und poetisch, daß es nicht zu schlecht wäre für ein Geschenk, wenn es des Werthes entbehrt, den ihm die Gesinnung und die Inspiration des Augenblicks verleiht, und nichts so unscheinbar und prosaisch, daß es nicht gut genug wäre, als Geschenk seinen Zweck zu erfüllen, wenn es als solches nur sprechend, lebendig, inspirirt, spontan und naiv ist.

Aus dem Munde eines Dichters habe ich folgendes kleine Erlebniß, das hierher gehört. Vor ein paar Tagen — so lautete die Erzählung — erhielt ich aus der Ferne ein Lorbeerkränzlein in einer großen Schachtel zugesendet, das ich unter den üblichen Umständlichkeiten und Spesen von der Post in Empfang nahm, und das mir nichts Neues sagte, da mir die ehrende Ansicht der Dame, die ihn sendete, über meine Poesien schon aus ihren Briefen bekannt war. An demselben Tage kam ein Bürschchen zu mir, das sich mit poetischen Versuchen befaßt, und das mir seine Talentproben zur Begutachtung vorzulegen pflegt. Ich sehe die Versuche durch und lobe oder tadle sie. Dafür ist mir der Knabe dankbar mit der ganzen Wärme eines jugendlichen Herzens. Eben hatte ich wieder ein Heft in dieser Weise mit ihm durchgenommen. Er drückte mir seinen Dank mit einer gewissen Begeisterung aus. Plötzlich legte er seine Hand etwas verlegen an die Brusttasche seines Rockes mit den Worten: „Ich habe noch ein kleines Anliegen — aber ich weiß nicht recht, wie ich es vorbringen soll — ich habe da

etwas, was Sie — verzeihen Sie — vielleicht brauchen könnten —" Dabei zog er ein dünnes Briefcouvert aus der Tasche; ich konnte mir schlechterdings nicht denken, was es enthielte.

„Nun, was ist es denn?" fragte ich, um dem Schüchternen Muth zu machen.

„Verzeihen Sie!" sagte er und überreichte mir verschämt das Couvert.

„Nun, was ist's?"

„Entschuldigen Sie — ich habe gehört, daß Sie so sehr an Hühneraugen leiden, und ich kenne eine Frau, die auch so sehr daran leidet und mit dem größten Erfolge dieses Pflaster gebraucht, welches ausgezeichnet ist, und welches sie aus Deutschland kommen läßt — und da habe ich auch eines kommen lassen und habe gedacht . . ."

Ich mußte hell auflachen und acceptirte das Geschenk mit heiterem, herzlichem Danke.

So weit der Poet.

Und nun rathe der geneigte Leser: welches von diesen beiden Geschenken des Tages mag dem Beschenkten in höherem Lichte erschienen sein — der Lorbeerkranz oder das Hühneraugenpflaster?

Was mir bei einer Hellſeherin begegnete.

In den Jahren 1864—1865 bot ſich mir zu Trieſt wiederholt Gelegenheit, öffentlichen Productionen von reiſenden Somnambulen beizuwohnen, d. h. von Frauen, welche ihr Reiſebegleiter und Magnetiſeur vor dem verſammelten Publikum in einen magnetiſchen Schlaf verſetzte, während deſſen ſie Proben ihres Hellſehens gaben.

Zuerſt kam Herr Guidi mit ſeiner ſomnambulen Gattin; ihm folgte Herr Meriggioli mit ſeiner Hellſeherin, zuletzt Herr Caſtagnola mit einer „Hellſeherin ohne Maske". Der Leſer wird erfahren, was unter letzterem Ausdrucke zu verſtehen war.

Um desjenigen willen, was ich hier erzählen will, iſt es nöthig, daß ich zuvor einen Beweis für die völlige Unabhängigkeit und das entſchieden Skeptiſche meines Standpunktes in Sachen des Somnambulismus liefere. Es fällt mir nicht ſchwer, dieſen Beweis zu liefern. Ich hatte Veranlaſſung, mich über die erſte Production des Herrn Guidi öffentlich auszuſprechen, und ich that es mit den folgenden ſarkaſtiſchen Zeilen:

„Um Herrn Guidi, den Magnetiſeur, zu ſehen“ — ſo ſchrieb ich — „begab ich mich geſtern Abend ins Teatro filodramatico und fand daſelbſt ein ungewöhnlich großes Publikum verſammelt. Es iſt eben ein günſtiger Zeitpunkt für Solche, die unglaubliche Dinge produciren; die hochgethürmten Baſtionen moderner Damenhüte hindern den Ungläubigen, die Künſte des Wunderthäters allzuſcharf ins Auge zu faſſen, und das beſtändige Hüſteln, Huſten und Räuſpern einer in Folge des rauhen Winters verſchnupften Zuhörerſchaft macht es dem Sachkundigen unmöglich, den Erklärungen, von welchen jene Productionen begleitet werden, mit kritiſchem Ohr zu folgen. Ich ſelbſt muß aus gleichen Gründen darauf verzichten, zu beſtimmen, welche Farbenſchattirung zwiſchen Schwarz und Weiß die Magie des Herrn Guidi einhält und inwiefern ſie etwa ins Dunſtartig-Blaue hinüberſpielt. Ich will mich ganz objectiv ans Factiſche halten. Die Somnambule des Herrn Guidi folgt mit geſchloſſenen Augen ſowohl ihrem Magnetiſeur ſelbſt, als auch Jedem, der ſich mit dieſem in magnetiſchen Rapport ſetzt. Herr Guidi vermindert oder verſtärkt nach Belieben ihren Puls; er theilt ihren Armen oder auch ihrem ganzen Körper eine Steifheit mit, die ſich nur brechen, nicht biegen ließe; er ruft Convulſionen in ihr hervor und beſänftigt ſie wieder; er ſticht ſie in den Arm mit einer Nadel, ohne daß ſie davon eine Empfindung hat. So weit ging in der Production das „Poſitive“, wie Herr Guidi ſich ausdrückte; nun kam — das Nicht-Poſitive? der „blaue Dunſt“ vielleicht? Nein, Herr Guidi ſagte, das Trasſcendentale“: die „Clairvoyance“ und die „Ekſtaſe“. Die Clairvoyance

bestand darin, daß die Somnambule abwesende Personen charakterisirte, von welchen man ihr Briefe oder Ringe zeigte, oder daß sie beliebigen Herren aus der Zuhörerschaft auf Verlangen ihre Mütter beschrieb. In der „Ekstase" begleitete sie musikalische Productionen und selbst eine Declamation mit vortrefflich studirten Attitüden, in welchen der Wille des Magnetiseurs sie zuweilen festzauberte, wobei die Pupille des offenen Auges den vorgehaltenen Lichtern trotzte. Zu bemerken bleibt nur noch, daß die Somnambule des Herrn Guidi eine kräftige, intelligente Frau ist, der man viel zutrauen kann, und daß sie sich immer vor dem applaudirenden Publikum an der Seite des Magnetiseurs verbeugte, wie Jemand, der seine Sache gut gemacht hat. Was Herrn Guidi betrifft, so spricht er vor dem Publikum wie ein Mann, der von den Wundern des Magnetismus überzeugt ist. Daraus folgt freilich noch nicht, daß er auch an seine eigenen glaubt. Ist er aber im Stande, aus einzelnen Gegenständen, durch seine Somnambule das Bild der Person entwerfen zu lassen, von welcher diese Gegenstände herrühren, warum verwerthet der Wundermann seine Kunst nicht im öffentlichen Interesse zur Entdeckung von Mördern u. dgl.? Ohne Zweifel erwiese sich auch seine Fähigkeit, auf den Puls (also den Blutumlauf) zu wirken, ferner Convulsionen hervorzurufen und zu besänftigen, vielleicht auch seine Kunst, auf Nerven und Muskeln anspannend, „adstringirend" zu wirken, in manchen Fällen als dankbar." —

Diese Bemerkungen klangen ironisch genug, und auch die bald darauf folgende zweite „magnetische Akademie" des Herrn Guidi änderte an meinem Standpunkte nichts. Damals

wie heute ſtand es bei mir feſt, daß ein Unterſchied zu machen ſei zwiſchen den Wundern des Magnetismus, die den gelehrten Forſcher beſchäftigen, und denjenigen, mit welchen die Magnetiſeure auf Reiſen gehen. Bei den Nadelſtichen, mit welchen Herr Guidi die Unempfindlichkeit der in den Banden des magnetiſchen Schlafes liegenden Frau beweiſen wollte, dachte ich an Karl Vogt, der einmal in ähnlichem Falle der ſchlafbefangenen Dame unvermerkt einen Froſch in den nackten Rücken hinabſchlüpfen ließ, worauf ſie mit „Jeſus Maria, was iſt das!“ aufſprang, nachdem ſie noch eben die erſtaunlichſten Beweiſe vollſtändiger Empfindungsloſigkeit gegeben hatte. Ebenſo ſtörte mich bei den Beweiſen des Hellſehens, welche Frau Guidi gab, immer der Gedanke, daß die große Summe, welche ein reicher Engländer für diejenige Somnambule erlegt hat, die durch das Couvert hindurch die genaue Zahl der hinterlegten Banknoten erblicken kann, bis auf dieſen Tag noch unbehoben iſt. Die Herren Magnetiſeure, dachte ich, ſind ſelber Schuld, wenn ſie noch auf Ungläubige ſtoßen. Warum haben ſie ſich nicht angeboten, ans Licht zu bringen, wo der Nordpolfahrer Franklin hingerathen und was aus dem Afrikareiſenden Vogl geworden? Auf Herrn Guidi und ſeine Somnambule hatte ich ein ſcharfes Auge. Ich glaubte z. B. zu bemerken, daß, als die Somnambule mit ganz erſtarrtem Leibe dalag, den Kopf auf den einen, die Spitze der Füße auf den andern Stuhl geſtützt, und Jemand im Parterre bei einer Bewegung des Stuhls erſchrocken rief: „Sie fällt!“ — daß da die Augenlider der „Bewußtloſen“ ein wenig zuckten. Wenn ferner Solche, die nach Herrn Guidi's Autoriſation, nachdem ſie

mit ihm in magnetiſchen Rapport geſetzt waren, durch ihren bloßen inneren Willensact die Bewegungen der Somnambule beſtimmen ſollten, erklärten, ſie habe ſich z. B. nicht ſogleich in dem Momente umgedreht, als ſie es wollten, und Herr Guidi dies damit entſchuldigte, daß zwiſchen Urſache und Wirkung doch immer einige Zeit verſtreichen müſſe, ſo ſchien mir dies nicht ſein Ernſt geweſen zu ſein; hatte ich doch im Gegentheil die Wahrnehmung gemacht, daß, wenn er die Schlafwandelnde durch Handbewegungen aus der Entfernung lenkte, die Wirkung der Urſache zuweilen um einen Moment ſogar vorauseilte ...

Nach Herrn Guidi, der ſich im Jänner und Februar 1864 producirte, kam ſchon im Juli deſſelben Jahres Herr Meriggioli mit der Somnambule Signora Filomena Gavazzi. Signora Gavazzi war ein Frauenzimmer mittlerer Größe, von zarter Geſtalt und leidenden Zügen. Herr Meriggioli gab dem Publikum die Verſicherung, Signora Gavazzi habe in Bologna den mediciniſchen Studien obgelegen und beſchäme an gründlichem Wiſſen jeden Arzt.

Das Paar producirte beiläufig dieſelben Künſte und faſt auch in derſelben Reihenfolge wie zuvor Herr Guidi und ſeine Hellſeherin. Im „zoomagnetiſchen" Theile der Vorſtellungen (Katalepſie, Kraftvermehruug u. ſ. w.) leiſtete die Somnambule des Herrn Meriggioli nicht ganz ſo Erſtaunliches wie ihre Vorgängerin, dagegen gelang ihr das eigentliche Hellſehen bezüglich des Inhalts verſchloſſener Etuis und Brieftaſchen beſſer als jener. In der „muſikaliſchen Ekſtaſe", dem harmloſeſten Beſtandtheil des magnetiſch-ſomnambuliſtiſchen Repertoirs, blieb der Vorrang wieder

mehr auf Seite der plastischen Leiblichkeit, über welche Frau Guidi verfügte.

Als Herr Meriggioli am 22. des genannten Monats seine zweite Production im Teatro filodramatico gab, kam mir der Gedanke, die Fähigkeiten der Hellseherin persönlich auf die Probe zu stellen.

Herr Meriggioli pflegte die Zuschauer aufzufordern, selbstverschlossene Etuis, Schächtelchen und andere Behältnisse dieser Art auf einen Teller zu legen, mit welchem er umherging. War der Teller gefüllt, so wurde er vor die an einem Tischchen sitzende, in magnetischen Zustand versetzte Somnambule hingestellt. Diese nahm hernach eines dieser Behältnisse nach dem andern vor und bestimmte den Inhalt. Es geschah dies immer zur Zufriedenheit der Eigenthümer, und die Sache wurde so lange fortgesetzt, bis das Publikum derselben müde war und „basta!" rief. Der Gedanke lag nahe, daß diejenigen, welche etwas auf den Teller gelegt hatten, mit dem Magnetiseur im Einverständnisse waren. Aber ebenso lag es nahe, daß die Ungläubigen diese Gelegenheit benützten, der Hellseherin auf den Zahn zu fühlen. Ich zählte zu den letzteren.

Bevor ich mich in das Theater verfügte, in welchem die Production stattfand, verbarg ich ungesehen, und ohne irgend Jemandem auch nur die geringste Andeutung von meinem Vorhaben zu machen, in einem Schächtelchen aus festem Pappendeckel eine Haarflechte, herrührend von einem vier Jahre vorher verstorbenen jungen Mädchen. Um das Schächtelchen legte ich einen starken Bindfaden in mehrfachen Windungen und steckte es zu mir.

Von dem Inhalt des Schächtelchens konnte nicht blos Niemand eine Ahnung haben, sondern es war auch die Herkunft, ja das Vorhandensein des Gegenstandes, der den Inhalt des Schächtelchens bildete, Niemandem am Orte selbst bekannt.

Mit dem wohlverwahrten Schächtelchen in der Tasche ging ich zu Herrn Meriggioli's Vorstellung, und als nun wieder den Anwesenden Etuis, Brieftaschen u. dgl. zur Bestimmung des Inhalts abverlangt wurden, legte ich mein Schächtelchen auf den breiten, flachen Teller. Der Magnetiseur reichte der Somnambule den Teller und sie that einen Griff hinein, um einen von den Gegenständen zu nehmen und zu bestimmen. Da kam ihr mein Schächtelchen unter die Hände. Aber kaum hatten ihre Finger dasselbe berührt, so warf sie es mit Heftigkeit von sich. Sie nahm Anderes vor, bestimmte den Inhalt verschiedener Brieftaschen u. s. w., ohne auf mein Schächtelchen zurückzukommen. Was ich fürchtete, geschah: das Publikum bekam die Sache satt, bevor alle Objecte an die Reihe gekommen, schrie „basta! basta!" und verlangte den Uebergang zu einer andern Nummer des Programms. Die Gegenstände wurden zurückgegeben. Ich wollte mich aber nicht umsonst bemüht haben. Ich ersuchte den Magnetiseur, mein Schächtelchen doch noch einmal der Somnambule vorzulegen. Er entschuldigte sich mit Verweisung auf das ungeduldige Publikum. Da intervenirt ein Dritter zu meinen Gunsten; zögernd reicht der Magnetiseur der Somnambule das Schächtelchen. Kaum aber hat diese dasselbe berührt, so schleudert sie es neuerdings mit einem gewissen Abscheu von sich, so daß es ins Parterre hinabrollt. Ich bestehe

darauf, daß sie den Inhalt angebe. Nochmals wird ihr das Schächtelchen übergeben und nun erklärt sie, es seien Haare nebst einem Stückchen Papier darin. Herr Meriggioli löſ't den Bindfaden, öffnet das Schächtelchen, und nimmt die darin befindliche, an einem Stückchen Papier befeſtigte Haarflechte heraus. Ich bitte ihn, die Somnambule zu fragen, warum ſie einen ſolchen Schauder vor den Haaren gezeigt. Sie antwortet:

„Weil ſie von einer Todten herrühren!" —

Ich muß geſtehen, nun war ich es, den ein gelinder Schauder überlief.

Die Production nahm eine andere Richtung. Meine kleine Affaire war kaum noch beachtet worden. Natürlich! den Gläubigen im Publikum war ſie ein „Wunder des Magnetismus" geweſen wie die früheren, den Ungläubigen ein „Kunſtſtückchen" wie ein anderes. Aber was ſollte, was konnte ſie mir ſein? Kein Wunder des Magnetismus, denn an Wunder mochte ich nicht glauben. Aber auch kein „Kunſtſtück"; denn ich glaube auch nicht an eine „Kunſt", die es dem menſchlichen Auge möglich macht, in verſchloſſene Taſchen oder Schachteln zu ſchauen. Mitgetheilt konnte es der Somnambule Niemand haben, was in meinem Schächtelchen enthalten ſei — weil Niemand es wußte, Niemand es auch nur ahnen konnte. Und wenn ſie die Haare blos errieth, wie kam es, daß ſie auch das Stückchen Papier miterrieth, auf welchem die Haare lagen? Und wenn ſie nach dem Gewicht auf Haare ſchloß, wie konnte ſie nach dem Gewicht beurtheilen, ob die Haare von einer todten oder von einer lebenden Perſon ſtammten? —

Ein eigenthümliches Interesse bot mir auch noch ein anderer Fall bei dieser zweiten Production des Herrn Meriggioli. Die Somnambule besann sich einmal fast zehn Minuten lang, den Inhalt eines fest verschlossenen hölzernen Kästchens zu bestimmen. Endlich erklärte sie, in dem Kästchen befinde sich eine Stahlfeder und eine Münze. Bei der Eröffnung fand man zwar die Stahlfeder, der zweite Gegenstand aber war keine Münze, sondern ein Stückchen schwarzes Holz oder Mineral, das die runde Gestalt einer Münze hatte. Lag hier kein heimliches Einverständniß zu Grunde — was nicht sehr wahrscheinlich ist, denn der Eigenthümer des Kästchens zeigte sich unbefriedigt und ließ sich mit Herrn Meriggioli in einen Wortwechsel ein — so konnte gerade der Irrthum etwas für ein wirkliches, wenn auch undeutliches Schauen beweisen.

Ohne meinen Standpunkt aufzugeben, fand ich das mir persönlich gelieferte Pröbchen von Hellseherkunst doch merkwürdig genug, und um nicht der Parteilichkeit geziehen zu werden, wollte ich desselben in dem öffentlichen Organe, in welchem ich über den „reisenden Somnambulismus" meine Sarkasmen ausgegossen hatte, Erwähnung thun. Zufälliger Umstände halber unterblieb es damals, und erst jetzt mache ich öffentlichen Gebrauch von dem kleinen Erlebniß, dessen Erklärung ich nach wie vor dahin gestellt sein lasse, das mir aber der Mittheilung nicht unwerth scheint.

Ein Jahr nach den Herren Guidi und Meriggioli besuchte Triest Herr Castagnola aus Sicilien mit seiner Gattin, und veranstaltete im Teatro filodramatico eine Vorstellung, als deren interessantesten Theil das Programm

eine Anzahl von Experimenten ankündigte, in welchen die von Magnetiseuren und Somnambulen producirten Kunststücke auf ganz natürlichem Wege, d. h. eingestandenermaßen im Wege natürlicher Täuschung, dargestellt werden sollten. Es handelte sich hier also darum, den Somnambulismus zu demaskiren. Herr Castagnola producirte sich zuerst allein mit einigen Experimenten der natürlichen Magie und erwies sich als höchst gewandter Vertreter seines Fachs. Sein Aeußeres und die Lebhaftigkeit seiner Ausdrucksweise verriethen den Mann des Südens, er hatte ein pfiffiges Sicilianergesicht und war nicht ohne Humor. In der zweiten Abtheilung der Vorstellung führte er seine Gemahlin Signora Concettina vor, und nun begann die eigentliche pseudo-magnetische Production. Nach einigen einleitenden Späßen durchstach Herr Castagnola den Arm seiner Gattin ganz ebenso mit einer Nadel, wie es die Herren Guidi und Meriggioli gethan, und führte sie umher, so daß Jedermann von der gänzlichen Empfindungslosigkeit des durchbohrten Armes sich überzeugen konnte. Es wurden sodann Einige im Publikum aufgefordert, zu erklären, ob sie den Puls der „Somnambule" beschleunigt oder stillstehend wünschten, und die Betreffenden fanden den befühlten Puls ihrer Willensmeinung vollkommen entsprechend. Weiterhin errieth die Somnambule nicht blos die Augen der in weiter Entfernung von ihr gefallenen Würfel, sondern sie sagte auch aufs Genaueste voraus, wie die Würfel erst fallen würden. Großes Aufsehen machte dann die Bestimmung und Beschreibung einer Anzahl von Gegenständen, welche Signora Concettina unmöglich mit Augen sehen konnte. Einige

Experimente mit dem Errathen aufgeschriebener Zahlen machten den Schluß. Mehr noch die rasche und gewandte Art und Weise, wie das Erwähnte producirt wurde, als die Production selbst, machten den Eindruck des Außerordentlichen, und nachdem eine kleine mißgünstige Partei zum Schweigen gebracht war, jubelte das Publikum mit gleicher Hingebung den frivolen anti-somnambulistischen Ausfällen des Sicilianers zu, wie früher den Herren Guidi und Meriggioli und ihren Somnambulen.

Also auch Signora Concettina bestimmte und beschrieb Gegenstände, ohne sie mit Augen zu sehen.

Aber Herr Castagnola sah diese Gegenstände — und es ist kein Zweifel, daß Frau Concettina's Hellseherei auf eine Zeichensprache beruhte, welche Herr C. mit ihr führte. Ihr ein festverwahrtes Schächtelchen zu präsentiren, gab mir Herr Castagnola leider keine Gelegenheit und keine Möglichkeit. So weiß ich nicht, ob Signora Concettina wirklich leistete, was Signora Filomena geleistet hatte, und bin heute, nach 14 Jahren, so klug wie damals in Betreff desjenigen, was mir bei der Hellseherin des Herrn Meriggioli begegnete.

Gedanken über Dichter-Unterstützungen.

(1867.)

Die geringe Rentabilität der Poesie in Deutschland ist in den Augen der Menge gewiß sehr compromittirend für die Poeten; aber noch viel compromittirender ist die Art, wie man in Deutschland dem Dichter-Elend abzuhelfen sucht. Wenn der Philister liest, der Dichter X. befinde sich in „dürftiger Lage", so kann er sich unter demselben noch immer einen anständig gekleideten Mann vorstellen, welcher der gebildeten Gesellschaft angehört. Wenn er aber liest, daß dem Dichter mit einer Jahrespension von 3—600 fl. „geholfen" worden, oder daß H. Lingg von einem König — demselben, der einem Componisten mit 100,000 fl. unter die Arme griff — für seine „Völkerwanderung" ein „Ehrengeschenk" von 200 fl. erhalten, dann glaube ich, muß er an obiger Voraussetzung irre werden, und der vielleicht schon halb erfaßte Begriff des Unterschiedes zwischen Dichter und Bänkelsänger muß ihm wieder ins Unbestimmte verschwimmen.

Die Franzosen verliehen kürzlich einem ihrer Dichter eine „Dotation". Wie fingen sie das an? Das Parlament votirte im Namen der Nation eine Summe von 500,000 Francs. Durch die Größe des Betrages, mehr noch durch

tact- und würdevolle Art der Zuerkennung, war dem Geschenk alles Beschämende für den Empfänger benommen. Da kam auch dem Vierzig-Millionen-Volk die Idee, einem seiner verdientesten Poeten einen „Ehrensold" zu geben. Wie gestaltete sich die Ausführung der Idee auf deutschem Boden? Wie mußte sie sich gestalten? Es kam ein larmoyanter Aufruf in die Zeitungen, in welchem die Thatsache, daß der berühmte Dichter Freiligrath mit Weib und Kindern „brotlos" geworden, dem Publicum in hausbacken-rührender Weise nahegelegt wurde. Dann hieß es, die milden Beiträge für den Unglücklichen würden da und dort in Empfang genommen. Welch ein beschämender Unterschied für das Vierzig-Millionen-Volk! Dort wird votirt und ausgezahlt, hier „abgesammelt" wie für einen Schiffbrüchigen oder Abgebrannten! Monatelang steht in den Zeitungen zu lesen: „Für Ferdinand Freiligrath: Herr N. N. 50 Kreuzer." Wir zweifeln nicht, daß im weiten Deutschland auf diesem Wege sich eine erkleckliche Summe zusammentrommeln läßt. Aber wie reich die Gaben auch ausfallen mögen, mit voller, ungetrübter Befriedigung wird die deutsche Nation auf diese That ihrer Großmuth nicht blicken können. Trägt die Dichter-Misère in Deutschland keinen anderen Namen als „Freiligrath"? Oder denkt man, nächstens wieder für einen anderen Dichter „abzusammeln", und darauf wieder für einen anderen, und sollen fortan die 50 Kreuzer des Herrn N. N. für den berühmten Dichter X. eine stehende Rubrik in den Zeitungen werden?

Wenn Deutschland seine Dichter bezahlte, so brauchte es ihnen kein Almosen zu geben. In Frankreich und England kann der Dichter vom Ertrage seiner Werke leben; der

deutsche Lyriker und Epiker kann es nicht, auch wenn seinen Werken die Ehre wiederholter Auflagen zu Theil wird. Die Zahl der Buchkäufer unter dem Vierzig-Millionen-Volke ist klein; in Folge dessen sind auch die Auflagen der Bücher klein, und kleinen Auflagen entsprechen kleine, wenn überhaupt irgend welche Honorare.

Wir haben die Schiller-Stiftung. Sie kann nur die äußerste Noth lindern. Der Großmuth der Nation sind keine Schranken gesetzt; einer wohlthätigen Stiftung sind sie gesetzt durch die Nothwendigkeit, ihre Mittel an Viele nach Verdienst und Bedürfniß zu vertheilen. Die Schiller-Stiftung kann keinen „Ehrensold" geben, so lange es des „Almosens" Bedürftige giebt. Wir begreifen daher nicht recht, in welchem Sinne sich dieselbe an der Dotation für Freiligrath betheiligen soll. Das ist, als wollte man Jemandem Haus und Hof schenken und dazu noch einen Platz im Armen-Hospital. Der kleine Beitrag, den die Schiller-Stiftung liefern könnte, würde unter den vielen Gaben für Freiligrath fast verschwinden und Schriftstellern entzogen werden, die keinen „Nationaldank" haben.

Was geschieht von staatswegen für Poeten in Deutschland? Kürzlich ist Oesterreich in einem Berliner Blatte gelobt worden, als an Großmuth gegen Dichter den übrigen deutschen Staaten voranleuchtend. Dem Vernehmen nach bezieht in Oesterreich ein Dichter und eine Dichterin eine Jahrespension von je 600 fl. Oe. W. aus den kaiserlichen Kassen; einem dritten Dichter ist, nach krankheitshalber erbetener Enthebung von seiner Anstellung, der systemmäßige Ruhegehalt von 400 fl. auf 600 fl. erhöht worden. Die

Gesammtsumme dieser Beträge beläuft sich auf 1400 fl. Diese Summe belastet den österreichischen Staatshaushalt nicht schwer, und die österreichische Regierung erwarb das erwähnte Lob verhältnißmäßig billig. Zu bemerken ist, daß das kleine Dänemark ebenfalls Dichter-Pensionen gibt, aber niemals unter 1000 Thalern. Man wird sich erinnern, daß dasselbe Dänemark zu wiederholtenmalen auch deutsche Dichter großmüthig unterstützt hat.

Soll der Dichter kein Paria sein, soll er als Mensch von Bildung leben, soll er sich Herd und Familie gründen dürfen, so kann seine Jahreseinnahme nicht unter dem Vierfachen von dem bleiben, was man jetzt zu mitleidigem Erstaunen des Spießbürgers in den Journalen eine „Dichterpension" nennt. Ich sage nicht, daß es Aufgabe des Staates sei, jeden begabten Kopf sogleich der materiellen Sorgen zu entheben. Für jüngere Kräfte, die sich erst zu bemühen haben, mag nach wie vor ein „Stipendium" ausreichen. Neid und Anfeindung würden bei der Menge der Competenten das Lebensloos des Jüngeren vergällen, wenn ihm die Frucht seines Strebens gleich anfangs mühelos in den Schooß fiele. Aber es gibt immer anerkannte, altbewährte Ritter vom Geiste, deren Stellung und Werth in der Literatur fest begründet und deren Unsterblichkeit gesicherter ist, als ihre zeitliche Subsistenz. Einem Beck, einem Mosen, einem Lingg würde die ganze Nation nicht blos eine sorgenfreie, sondern auch eine anständige, behagliche Lebenslage neidlos gönnen.

Wie viel anerkannt hervorragende Dichter, die hier in Betracht kommen, besitzt eine Nation zur selben Zeit? Schwerlich mehr als ein Dutzend. Denken wir uns für

Jeden derselben etwa eine Summe von 1000—2000 Gulden oder Thalern ausgesetzt, so würden die zwölf Pensionen das Budget Gesammt-Deutschlands mit einer Summe belasten, die kaum größer ist, als der Jahressold, den eine gefeierte Primadonna oder Tänzerin beansprucht! Man denke: Zwölf fast glänzend dotirte Poeten sind für eine Nation zu haben, um den Preis einer einzigen berühmten Tänzerin oder Sängerin! —

Die rothe Schleife.

Frau Evrilda war eine recht gut erhaltene, hübsche und leidlich geſcheidte Frau von 37 Jahren, welche bis dahin nicht übel den Anforderungen entſprochen, die man an ſie als Gattin und Mutter ſtellte, und welche beinahe ſchon angefangen hatte, in ihren häuslichen Pflichten völlig aufzugehen, als ſie die Entdeckung zu machen glaubte, daß eine gewiſſe Art von hellrother Schleife, unter dem Halſe an ihrem Kleide befeſtigt, ganz ausnehmend vortheilhaft zu ihrem Geſichte ſtehe, ihr ein viel jüngeres, hübſcheres Ausſehen verleihe.

Ihr Mann, der ſie zufällig noch immer ſehr liebte, und der nicht gerade ein Othello war, aber doch zu jener, ich weiß nicht ob größeren oder kleineren Hälfte der Ehemänner gehörte, welche die Frauenweſen, die ſo großmüthig waren, ſie mit Herz und Hand zu beglücken, durchaus für ſich allein haben wollen, rümpfte beim Anblick dieſer Schleife die Naſe und hatte allerlei dagegen einzuwenden. Er fand ſie zu plump, zu grellfarbig, zu kokett und Gott weiß was.

Sie ſagte ihm ganz ehrlich, ſie trage die Schleife, weil dieſelbe ihr gut ſtehe und weil ſie damit hübſcher und jünger ausſehe.

Der Gatte fragte, wie ſie dazu komme, nun plötzlich hübſcher und jünger ausſehen zu wollen?

Dieſe Frage fand Frau Evrilda anfangs gar nicht der Beantwortung werth. Der Mann wiederholte dieſelbe jedoch mit dem ruhigen Ernſt eines Menſchen, der eine runde und nette Antwort haben will.

Ehemänner, welche der oben erwähnten Hälfte ihrer Gattung angehören, ſind niemals ſonderlich erbaut, wenn ihre Gattinnen irgendwie die Abſicht zur Schau tragen, vor der übrigen Welt jünger und hübſcher auszuſehen, als ſie ſind.

Frau Evrilda warf mit einem anmuthigen Lächeln, ſo halb im Ernſte, halb im Scherze, die Worte hin: „Ich dächte, lieber Mann, Du wäreſt der Erſte, dem es Freude machen müßte, wenn ich nicht ganz alt und häßlich ausſehe.“

„Es ſind jetzt dreizehn Jahre her, liebes Kind,“ erwiderte der Gatte, „daß Du mir als angetraute Gemahlin in mein Haus folgteſt, und ein halbes Dutzend Jährchen mag es auch wohl ſchon her ſein, ſeit ich an Dir das Beſtreben, durch künſtliche Erhöhung Deiner Reize mir, und gerade mir, zu gefallen, nicht mehr bemerkte. Im Gegentheil, ich glaube mich zu erinnern, daß Du ein paarmal, wenn ich Dir den Gedanken nahe legte, innerhalb unſerer „vier Pfähle“, in weiterem oder gar in engſtem Sinne genommen, durch irgend welche unſchuldige Zuthat meinem, und gerade meinem, wie Du weißt, ſtark entwickelten

äſthetiſchen Sinn eine erhöhte, veredelte Genugthuung zu bereiten, Du förmlich ungehalten wurdeſt, und recht ſchnippiſch, mit ſcharfer Betonung, fragteſt, „ob Du mir etwa ohne ſolche Zuthaten nicht mehr gefieleſt?“ und hinzufügteſt, für Koketterie ſeiſt Du zu alt, und wenn Du mir nicht ohne „Zuthaten“ gefieleſt, ſo verzichteteſt Du darauf, mir überhaupt zu gefallen?“

Frau Evrilda ſagte, ſie entſinne ſich nicht mehr, dergleichen geſprochen zu haben, legte zuletzt die Hand auf die Schulter des Gatten und verſicherte mit ſchelmiſch-freundlichem Ausdrucke ihres noch immer recht angenehmen Geſichts, es geſchehe wirklich und wahrhaftig nur um ſeinetwillen, daß ſie nicht ganz alt und häßlich ausſehen wolle.

„Wenn es das iſt,“ verſetzte Jener trocken, „ſo erkläre ich Dir hiermit feierlich, daß mir die rothe Schleife nicht gefällt, daß Du mit derſelben in meinen Augen nicht ſchöner und jünger ausſiehſt, als ohne ſie, und daß Du mir keine Freude damit bereiteſt. Dein angeblicher Grund, die Schleife zu tragen, fällt alſo weg. Und Andern, ſagſt Du ſelbſt, brauchſt Du ja nicht zu gefallen!“

Einen Augenblick verſtummte Frau Evrilda, hub aber dann wie ſchmollend wieder an: „Und wenn eine Frau auch vor den Leuten nicht ganz alt und häßlich ausſehen wollte — wär' das in der That ein Verbrechen? Muß ich denn nicht fürchten, Dir in Geſellſchaft Schande zu machen, wenn ich alt und häßlich neben Dir ausſehe?“

„Liebes Kind,“ verſetzte der Gatte, indem er das Weibchen ſchmeichelnd am Kinn faßte und ihm mit einem Ausdruck ehrlicher, treuherziger Galanterie ins Geſicht blickte, „bildeſt

Du Dir wirklich ein, daß Du alt und häßlich aussiehst ohne das Ding da, die armselige Schleife? Sei vernünftig, Herzchen, Du hast dergleichen nicht nöthig. Du siehst so jung und so hübsch als möglich aus für Deine 37 Jahre."

Ein warmes Wort gab das andere. Plötzlich schob Frau Evrilda die rothe Schleife mit der Miene äußerster Geringschätzung auf den untersten Grund einer Putzschachtel hinunter. „Wenn Du weiter nichts von mir verlangst," sagte sie heiter lächelnd, „als daß ich diese Schleife nicht mehr trage — du lieber Himmel, da ist Dir sehr leicht zu helfen. Diesen Gefallen kann ich Dir schon thun!"

Acht Tage verstrichen. Frau Evildra war im Begriffe auszugehen. Sie schlüpfte in ihr neues Kleid, betrachtete sich im Spiegel, und kam dann auf ihren Gatten zugetänzelt mit der Frage: „Nun, Männchen, was ist's? Soll ich die rothe Schleife vornehmen oder nicht?"

Der Gatte schwieg betroffen. Es wunderte und es wurmte ihn, daß Evrilda nun wieder auf eine Sache zurückkam, die er ein- für allemal abgethan glaubte.

„Thue wie Du willst!" erwiderte er zuletzt achselzuckend und wandte sich ab.

Frau Evrilda nahm die grellrothe Schleife aus der Schachtel und steckte sie vor die Brust.

Der Gatte schwieg; aber er war und blieb verstimmt. Am nächsten Morgen, beim Frühstück, fragte sie ihn nach der Ursache seiner Einsilbigkeit, seines nachdenklichen Ernstes.

Er verhehlte ihr diese Ursache nicht und machte seiner gedrückten Stimmung in einigen sanften, aber klagenden Worten über ihre Eitelkeit und Thorheit Luft.

„Haſt Du es mir nicht ausdrücklich geſtattet, die rothe Schleife zu tragen?“ rief ſie aus. „Sagteſt Du nicht, es ſei Dir gleichgültig, als ich Dich fragte? So biſt Du eben! Findeſt Du dies Verfahren ehrlich, Deiner Frau gegenüber erſt eine Sache allergnädigſt als erlaubt zu erklären und hinterdrein doch wieder zu mäkeln und zu nergeln? Warum ſagſt Du es nicht gerade heraus, daß Du mir verbieteſt, die rothe Schleife zu tragen?“

„Ich bildete mir ein,“ verſetzte der Gatte, „daß ich blos merken zu laſſen brauchte, was mir unangenehm, um Dich zu beſtimmen, davon abzulaſſen. Aber damit kommt man bei Euch Weibern übel an. Nun denn, wenn Du meinſt, daß ich es in dieſer Sache an Entſchiedenheit fehlen ließ und Du es durchaus ſo verlangſt, ſo ſage ich es Dir gerade heraus: Ich verbiete Dir, die rothe Schleife zu tragen!“

Tage verſtrichen — Frau Evrilda ging nicht aus. Sie weigerte ſich ſogar, ihren Mann in einen Geſellſchaftsabend der „Reſſource“ zu begleiten, wohin er ſie gerne geführt hätte.

Der Gatte begann ängſtlich zu werden. Er fragte, warum ſie ſo hartnäckig das Haus hüte, ihrer ſonſtigen Gewohnheit zuwider?

Sie erwiderte gereizt, ſie wolle auf das Ausgehen lieber verzichten, als einem Mißtrauen Nahrung geben, welches bei Gelegenheit der rothen Schleife in ſo auffallender und für ſie ſo kränkender Weiſe hervorgetreten.

Das that dem Manne leid, und weil er ſeine Frau liebte und ihr Schmollen und Trotzen nicht gerne ertragen

mochte, so hätte er sich gern auf gütlichem Wege mit ihr verständigt.

Das war aber sehr schwer bei so verschiedener Anschauungsweise der Beiden in dieser Sache. Nur in einem Punkte war das Paar vollkommen einig: daß es eine der Rede gar nicht werthe, eine erbärmliche Lappalie sei, um die es sich handle.

„Nicht einmal eine solche Kleinigkeit willst Du mir gönnen?" sagte sie.

„Nicht einmal eine solche Kleinigkeit willst Du mir opfern?" sagte er.

Frau Evrilden's Gemahl war ein Gelehrter und hatte den unseligen Hang, in allen Dingen mit seiner Frau durch streng logisch geführte, vernünftige Erörternngen ins Reine kommen zu wollen, obgleich er sich doch stets hätte erinnern sollen, daß er dabei noch niemals bei Evrilden etwas Erhebliches ausgerichtet. Und so setzte er denn auch jetzt, in der festen Meinung, Ueberzeugendes und Unwiderlegliches zu sagen, noch einmal seine Sache, wie folgt, ins Klare:

„Eben deshalb, liebes Weib, weil die Sache, um die es sich handelt, eine so unsäglich geringfügige und kleinliche ist, eben deshalb hat es mich gekränkt und kränkt es mich, daß Du in so leidenschaftlicher Weise, mir zum Trotz, auf eben diese Sache erpicht bist, daß Du fähig bist, auf die allernichtigsten Dinge das allergrößte Gewicht zu legen. Du weißt recht gut, es ist nicht das dumme Stückchen rothes Band, was mich reizt, wie etwa den bösen Stier ein rothes Tuch. Nicht die kleine Schleife ist's, die mich ärgert, sondern Dein großer Eigensinn und die kokette Absicht, die

Du eingeſtandenermaßen mit dem Tragen der Schleife verbindeſt. Ich meine die Abſicht, vor andern Leuten jünger und ſchöner auszuſehen, wozu Du weder einen ſubjektiven, noch einen objektiven Grund haſt: keinen ſubjektiven, denn Du ſiehſt ohnedies ſo hübſch und jung als möglich aus; keinen objektiven, denn wenn Du nicht jung und hübſch ausſäheſt, ſo könnte Dir auch die armſelige Schleife nicht helfen. Und im Uebrigen frage ich Dich: aus welchem Grunde wünſcheſt Du vor andern Männern noch hübſcher und jünger auszuſehen? — Antworte mir doch, ich bitte Dich! antworte mir klar und beſtimmt: warum wünſcheſt Du das? irgend einen Grund mußt Du doch haben!"

„Ach, laß mich!" rief Frau Evrilda verdrießlich. „Es handelt ſich ja gar nicht darum, ob und aus welchem Grunde ich mit der Schleife hübſcher ausſehen will; es handelt ſich darum, daß ich juſt eine Schleife dieſer Art brauche — daß ich . . ."

„Aber muß es denn," unterbrach ſie der Mann, „juſt eine Schleife von grellrother Farbe ſein?"

„Ich beſitze keine andere."

„Dann wollen wir eine andere kaufen — ſo elegant Du willſt — aber gedämpfter in der Farbe — geſchmackvoller."

Er begann alle ſieben Farben des Regenbogens, nebſt allen möglichen Schattirungen derſelben nach einander durchzugehen, um ſie zu veranlaſſen, eine paſſende Wahl daraus für eine neue Schleife zu treffen. Aber Frau Evrilda wurde nur immer verdrießlicher, ungeduldiger und nach einer langen Rede, mit welcher der Gatte die Entbehrlichkeit der rothen Schleife unwiderleglich bewieſen hatte, verſetzte ſie mit nachdrucksvoller Entſchiedenheit:

„Es handelt ſich nicht darum, ob die rothe Schleife mir entbehrlich oder unentbehrlich iſt, es handelt ſich darum, daß die Schleife mir gut zu Geſichte ſteht, und daß Du mir dies nicht gönnſt!“

Zwiſchen dieſem Argument und dem obigen voltigirte Frau Evrilda fortan hin und her, wie der Kunſtreiter von einem Pferd aufs andere. Klagte man ſie der Koketterie an, ſo berief ſie ſich auf irgend eine Nothwendigkeit, gerade dieſe Schleife zu tragen; und widerlegte man die Nothwendigkeit, ſo kam ſie darauf zurück, die Schleife ſtehe ihr gut und man wolle ihr dies nicht gönnen. So konnte man ſie nicht faſſen und der Gatte ermüdete, in den Ketten der männlichen Logik den Sprüngen der weiblichen zu folgen.

Sie nannte ihn, als wieder die Rede auf die Sache kam, einen Kleinigkeitskrämer, einen Grillenfänger, einen Schwarzſeher und Peſſimiſten.

„Gut!“ verſetzte der Gatte. „Angenommen, ich ſei ein Kleinigkeitskrämer, ein grillenhafter Schwarzſeher — wäre es gerade in dieſem Fall nicht noch immer Deine Pflicht und das Klügſte obendrein, um dieſer meiner hypochondriſchen Gemüthsart willen mich einigermaßen zu ſchonen und mich auch nicht einmal mit Lappalien, wie dieſe, zu reizen?“

Er ſprach noch eine geraume Zeit in dieſem Tone fort. Seine Logik überzeugte ſie auch diesmal nicht und ſie ſchloß die Discuſſion damit, daß ſie, nachdem er geendet, noch einmal auf ihre frühere Behauptung zurückkam. Erſt als ſie ihm damit das Unzureichende ſeiner Rede bewieſen und ihn gezwungen hatte, ihr das letzte Wort zu laſſen, wurde ſie plötzlich gnädig geſtimmt, ſchlang ihren Arm um den Hals des

Gatten, etwas automatisch zwar und nicht mehr mit dem Gefühlsschwung, über den sie vor dreizehn Jahren verfügte, aber doch immer noch herzlich genug. Und sie sagte: „Wenn es weiter nichts ist — wenn Du kein schwereres Opfer von mir verlangst als das . . ."

„Halt!" rief der Mann, „so hast Du schon einmal zu mir gesprochen. Und dennoch trugst Du die Schleife wieder" . . .

„Hier meine Hand," versetzte sie, „ich werde sie nicht mehr tragen." Und sie trug bei der nächsten Gelegenheit die rothe Schleife nicht. Im Auftrage ihres Gemahls brachte man ihr aus der besten Putzwaarenhandlung eine Mustersammlung der reizendsten Schleifen ins Haus und sie wählte sich eine gute Anzahl davon aus.

Der Gatte triumphirte. Ein paar Wochen später schlug sie noch überdies eine Einladung aus, deren Annahme von ihrer Seite ihm aus bestimmten Gründen nicht angenehm gewesen wäre.

Er dankte ihr mit einem Kusse. Sie lachte und rief scherzend: „Bin ich nicht ein gutes, braves Weibchen? Thue ich nicht Alles, was ich Dir an den Augen absehe? — Was erhalte ich zum Lohn für meine Opferwilligkeit? — Solltest Du mir nicht dafür erlauben, die rothe Schleife wieder einmal zu tragen?" —

Der Mann wurde ein wenig blaß, schwieg aber, als ob er den Scherz überhört hätte.

Am nächsten Morgen vor dem Ausgehen sagte er zu Evrilda: „Höre, Kind, in Betreff der rothen Schleife habe ich Dir zu sagen, daß es mir nachgerade völlig gleichgültig

ist, ob Du dieselbe trägst oder nicht. Handle von jetzt an in dieser Hinsicht ganz nach Deinem Belieben."

„Ist dies Dein Ernst?" fragte sie.

„Allerdings!" versetzte er. „Es widerstrebt mir, um einer solchen Sache willen nur noch ein einziges Wort in meinem Leben zu verlieren. Ich sehe, das elende rothe Nichts ist ein Theil von Deinem Wesen, Deinem Selbst, und eine Frau wie Du wird sich eher die Nase wegschneiden als ein Stückchen Putz nehmen lassen, von welchen sie sich einbildet, daß es ihr gut zu Gesichte stehe." —

Um jene Zeit begann der Mann, der bis dahin eine ziemlich feste Gesundheit genossen, zu kränkeln und abzumagern. Zuletzt verfiel er in ein schleichendes Fieber, welches der Arzt auf einen krankhaften Zustand der Galle zurückführte.

Eines Tages war Frau Evrilda wieder veranlaßt, auszugehen. Sie wählte lange unter ihren Busenschleifen — keine gefiel ihr. Ihr Mann hatte ihr ja in diesem Punkte volle Freiheit gegeben; nichtsdestoweniger trat sie, bevor sie das Haus verließ, an sein Bett und sagte, seinem Blick auf die Schleife an ihrem Halse begegnend: „Ich habe die rothe Schleife vorgenommen; aber ich lege sie augenblicklich wieder ab, wenn sie Dir etwa noch antipathisch ist. Sprich offen, wenn Du etwas dagegen einzuwenden hast."

„Nicht das Geringste!" erwiderte der Mann und kehrte ein Gesicht der Wand zu.

Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich mit reißender Schnelligkeit und als Evrilda Abends heimkehrte, fand sie ihn im bedenklichsten Zustande.

Sie ſtand erſchrocken und von Schmerz ergriffen an ſeinem Lager. Ein paar Tage und Nächte wachte ſie unverdroſſen bei ihm, während ſein Befinden immer hoffnungsloſer wurde. Bei der Geneigtheit der weiblichen Natur, edlen Regungen unter allen Umſtänden Raum zu geben, überkam ſie plötzlich, wie ſie ſo am Sterbelager des theuren Gatten ſtand, der Gedanke, daß ſie vielleicht durch unbedachten Sinn, durch Eitelkeit und Eigenwillen ihn gekränkt, und daß vielleicht auch ihre zähe Vorliebe für die unſelige rothe Schleife Einiges zur Verbitterung ſeines Lebens, etwa gar auch zur Verſchlimmerung ſeines körperlichen Zuſtandes beigetragen. Sie glaubte immer etwas wie einen leiſen Vorwurf in dem ernſten Geſichte des Todtkranken zu erblicken, und als es mit ihm zu Ende ging, warf ſie ſchluchzend über ihn ſich hin und rief: „Ach Gott! wenn etwa doch die rothe Schleife Dir noch im Stillen Verdruß bereitet hätte! — Vergib! — Nun ſoll ſie aber gewiß und wahrhaftig nie, nie wieder in meinem Leben mir auf den Leib kommen!“

„Iſt mir von nun an durchaus gleichgültig!“ verſetzte der Gatte und verſchied.

Evrilda beſtattete den theuren Verblichenen und vergoß heiße Thränen an ſeinem Grabe.

Sie gab ſich ganz dem Schmerze des Verluſtes hin. An die rothe Schleife dachte ſie bald gar nicht mehr, und ſteckte ſie nur ganz unbewußt, gleichgültig nach der erſten beſten greifend, vor die Bruſt, als ſie die Trauerkleider ablegte und wieder unter Menſchen ging.

Erſt als ſie heimkam, beſann ſie ſich auf ihren Wortbruch. Den nächſten Morgen beſuchte ſie das Grab des Gatten,

kniete auf demſelben nieder und ſchwur, die Schleife zu verbrennen, damit ſie niemals wieder in Verſuchung komme, weder bewußt noch unbewußt, ſich derſelben zu bedienen.

In der darauffolgenden Nacht erſchien ihr der Verewigte im Traum und richtete an ſie das dringende Erſuchen, ihn in dieſer Angelegenheit nicht weiter zu behelligen.

Aber Frau Evrilda ließ es ſich nicht nehmen, den gefaßten Entſchluß auszuführen, und ihre Lieblingsſchleife ging in den Flammen auf. Sie ſtreute die Aſche derſelben auf das Grab des Gatten.

Die Manen deſſelben dürften nun wohl beruhigt und für immer verſöhnt ſein. —

Nachſchrift. In dem Augenblicke, wo dieſe vor einem halben Jahre hingeworfenen Zeilen unter die Preſſe gehen, vernehme ich zufällig, daß Frau Evrilda, nachdem ſie eine Zeitlang durch ungemeſſene, leidenſchaftliche Trauer ihren Verwandten und Freunden ernſte Beſorgniſſe eingeflößt, ſich endlich doch wieder leidlich erholt und, um mit der düſtern Vergangenheit völlig abzuſchließen, ſich geſtern — eine neue rothe Schleife gekauft hat.

Die einzige Todsünde.

„Die einzige Todsünde ist der Egoismus."

Diesen Gedanken schrieb ich einmal in meine Aphorismenmappe. Ich bin aber davon einigermaßen zurückgekommen. Ich möchte diese Bezeichnung der „einzigen Todsünde" nun doch nicht mehr dem bloßen, einfachen Egoismus zuerkennen, sondern ihn aufsparen für etwas Höheres.

Beim simplen Egoismus ist das Böse nur Mittel zum Zwecke. Also nicht Selbstzweck.

Es gibt aber ein Böses als Selbstzweck — es gibt eine reine Lust am Bösen — es gibt Naturen denen das Böse an und für sich eingeboren und eingefleischt scheint.

Der große Egoist Nero wird sich seines Unterschiedes von dem bösen Mohren Tigellin bewußt und schaudert vor der Ruchlosigkeit desselben.

Der bloße Egoismus hat nichts Unbegreifliches an sich. Er ist das ursprüngliche Erbtheil der thierischen Natur. Die reine Bosheit dagegen erscheint als ein grauenhaftes Räthsel:

sie ist nicht zu erklären aus der normalen Menschennatur, sie kann nur als etwas Abnormes, etwas Krankhaftes verstanden werden, wobei freilich sogleich die alte Frage in neuer Gestalt zurückkehrt: Wie ist eine solche Abnormität, eine solche krankhafte Verirrung möglich? Wie entsteht sie in der menschlichen Natur?

Der Lateiner hat ein merkwürdiges Wort für Ruchlosigkeit: das Wort Perversitas, welches etymologisch sich nur als „Verkehrtheit" deuten läßt, als eine Verkehrung also der Natur des Menschen in ihr Gegentheil, eine Auffassung, die dem römischen Geiste zur Ehre gereicht, denn sie konnte nur aus der Annahme entspringen, die menschliche Natur gehe nicht ursprünglich auf das Böse, sondern auf das Vernünftige, Gute und Rechte.

Es dürfte auch schwer sein, das Gegentheil zu beweisen.

Wie selbst aus Naturen von schlechtester Erziehung und zweifelhaftester Rechtlichkeit eine ursprüngliche Tendenz zum Guten, bis zur Selbstaufopferung, immer wieder hervorbricht, hat kein Dichter prächtiger und rührender geschildert, als Bret Harte in den Lebensgeschichten seiner californischen Strolche und Abenteurer; so wie auch die rächende Macht des Gewissens niemals dämonischer und ergreifender geschildert worden, als von einem andern, älteren Poeten jenseits des Oceans, Edgar Poe, in vielen seiner grausig-wunderbaren Erzählungen.

Leichtsinn, Verlotterung, Verkommenheit — so entsetzliche und abstoßende Formen sie auch mitunter annehmen mögen, gehören streng genommen, noch nicht zur eigentlichen

Perversitas. Die Schlechtigkeit schreitet auf dieser Stufe oft nicht einmal bis zum Egoismus vor. Hier herrscht noch der Grundsatz: Leben und leben lassen. Hier — und nur hier — ist auch das Dichterwort von gewissen Weibern noch wahr: „Gutmüthig sind sie alle." Der Strolch und die Dirne — sie haben vielleicht ein Herz.

Eine Stufe tiefer stehen Neid und Schadenfreude, denn diese wollen nicht mehr leben lassen und die Gemüthlichkeit hat hier ein Ende. Mit dem Neide betreten wir das Gebiet des Egoismus, und die Schadenfreude geht über dieses schon hinaus: die reine wenigstens, nicht in persönlicher Feindschaft begründete. Oder wäre es nicht verzeihlicher, sich zu ärgern über das Glück eines Andern, das man selbst entbehren muß, als Vergnügen zu empfinden beim Anblick fremden Leids, von welchem man selber frei ist?

Von der reinen Schadenfreude zur Menschen- und Thierquälerei als Vergnügungsmittel ist nur ein Schritt. Ein nicht mehr arbeitsfähiges Thier im Stalle verhungern zu lassen, kann noch als Geiz aufgefaßt werden. Zu seinem eigenen Vergnügen wenigstens läßt der rohe, gedanken- und gefühllose Mensch den altersschwachen Gaul nicht verhungern. Bekanntlich aber gibt es eine Thierquälerei zum Vergnügen. Betrübend ist es, eine Neigung zu dieser Art von Vergnügen bei Kindern zu finden. Rührt dies von der Unfähigkeit des Kindergemüthes her, sich in die Lage eines anderen Geschöpfes hineinzuversetzen. Finden Kinder den Ausdruck und die Geberde des Schmerzes gerade darum so drollig, weil sie sich von diesem Schmerze keinen Begriff machen? Ist Thierquälerei

eben auch nur ein Spiel für das Kind, wie für das Kind im Grunde Alles ein Spiel ist, was es thut und treibt? Leider gibt es auch eine Thierquälerei als Sport für Erwachsene. Man denke an die antiken Hetzjagden der wilden und die modernen der edlen Waldesthiere!

Aus gemeinsamer Wurzel mit Schadenfreude und Lust zu quälen, entspringt die Lust zu zerstören und die Lust zu besudeln. Nun, warum sollte der Ruchlosigkeit gegen Menschen und Thiere nicht auch eine Ruchlosigkeit gegen das Leblose zur Seite stehen? eine Bosheit gegen den blühenden Baum, gegen die prangende Blume, gegen den reinen Quell, gegen den duftigen Waldespfad?

Steigen wir noch ein wenig tiefer hinab auf der diabolischen Nachtseite der Menschennatur, wo den Dilettanten der Ruchlosigkeit die eigentlichen Verbrechernaturen sich anreihen. Es gibt bekanntlich eine reine, auf keinen andern Zweck als die eigene Befriedigung gerichtete Mordlust. Die Annalen der Gerichtspflege wissen von uneigennützigen Giftmischerinnen, von Mörderinnen aus Beruf und Neigung zu erzählen. Die Geschichte der Völker kennt Tyrannen, welche, rein aus „Blutdurst", Menschen wie Hammel schlachteten. Eine Wiener Gerichtsverhandlung brachte vor einigen Jahren die Eigenart eines Individuums zu Tage, welchem es ein wollüstiges Bedürfniß war, Hühnern die Hälse abzuschneiden und ihr Blut fließen zu sehen. Andere leiden an der Sucht zu stehlen oder an der Sucht zu lügen; sie müssen stehlen, sie müssen lügen, auch wenn es sich um die gleichgiltigsten Dinge handelt, ohne maßgebende Rücksicht auf Gewinn oder Vortheil.

Wie soll man sich alle diese besonderen, unmoralischen und verbrecherischen Suchten erklären? Man kann sie nur als sogenannte „Monomanie" auffassen — als partiellen Wahnsinn; aber als einen Wahnsinn des Willens. So wie der Intellect, so hat auch der Wille im Menschen seine fixen Ideen — seinen localisirten Wahnwitz.

Wie nun zum partiellen Wahnsinn, zur fixen Idee, der allgemeine Wahnsinn, so verhält sich zur partiellen Bosheit die allgemeine, den ganzen Charakter durchdringend, das ganze Thun und Lassen des Menschen bestimmend, oft nicht in so schroffen Formen hervortretend und für den weiteren Kreis nicht so auffällig, aber doch schlimmer und von größerer Bedeutung als jene.

Eine ihrer hervorstechendsten, bekanntesten Erscheinungen ist das, was man Herzlosigkeit zu nennen pflegt.

Wie kommt es, daß gerade die weibliche „Bosheit" und „Herzlosigkeit" ein in Romanen und Schauspielen so häufig behandeltes Thema geworden? Wie kommen die armen Frauen dazu, vorzugsweise als Vertreterinnen einer so häßlichen Eigenart herhalten zu müssen? Zu leugnen ist die Thatsache nicht; nur daß diese „Herzlosen" des Romans und der Bretterwelt meist etwas Schablonenhaftes haben, nach einer Seite hin karikirt, nach der andern aber, des poetischen Effectes halber, idealisirt und mit allerlei glänzendem Beiwerk von Eigenschaften ausstaffirt. Die einfache, ganze, nackte Wirklichkeit in dieser Beziehung hat ihren objectiven Darsteller noch nicht gefunden. Ein wahrer Menschenbeobachter und Menschenkenner, welcher in einem weiten Kreise der Erfahrung, von den verschiedensten Seiten

her, die charakteriſtiſchen Züge zu vereinigen wüßte, würde ein weniger buntes, weniger im Salonfirniß verſchwimmendes, aber noch weit packenderes, verblüffenderes Charaktergemälde zu bieten im Stande ſein.

Es handelt ſich in dieſen Zeilen nicht um die Skizzirung eines ſolchen Charakterbildes; nicht einmal um eine Erörterung dieſes pſychologiſchen Problems ſeinem ganzen Umfange nach. Ich möchte nur verſuchen, aus der Geſammtheit weiblicher Naturen der beſagten Art eine beſtimmte Gruppe herauszuheben; nicht um ſie zu ſchildern — eine Aufgabe, deren Löſung ich bei anderer Gelegenheit verſuchen werde — ſondern nur um einige Winke zu pſychologiſcher Deutung, Erklärung und Motivirung ihres Typus zu geben.

Schopenhauer hat bekanntlich den Satz aufgeſtellt, daß der Wille, der zunächſt unbewußte Trieb, ſich das Gehirn, das Organ des Intellects, und ſomit auch dieſen ſelbſt, erſt ſchaffe. Man braucht das nicht buchſtäblich zu nehmen: als Anknüpfungspunkt für das, was ich im Folgenden klar machen möchte, eignet es ſich immerhin trefflich. Unbeſtreitbar richtig iſt dies, daß Wille und Intellect im engſten Wechſelverhältniſſe ſtehen, daß ein einſeitig entwickeltes Triebleben auch einen einſeitig entwickelten Intellect bedingt, daß ein gemeines, armſeliges, beſchränktes Wollen auch die denkende Kraft verkümmern läßt. Je univerſeller und ſchwunghafter, je mehr auf Großes und Hohes gerichtet, wär's auch nur zu eigenſüchtigem Zwecke, das Streben des Menſchen, deſto univerſeller, ſchwunghafter wird auch der Intellect ſich entwickeln. Ebenſo wird einem auf das Animaliſche beſchränkten

Triebleben der Intellect sich anpassen: hier wie dort wird der „Wille“ sich sein Organ „schaffen“.

Nehmen wir nun an, daß das Wollen in irgend einem weiblichen Wesen, bewußt und unbewußt, ganz in jenen Naturtrieben beschlossen sei, auf welchem sein animalischer Beruf, als Sinnenwesen, zunächst beruht, in den koketten Instincten der Weiblichkeit, mit dem ganzen Zubehör von Putzsucht, Eitelkeit, unersättlicher Zerstreuungswuth, krankhafter Gier nach Menschengedränge u. s. w. In diesem Falle wird der Intellect zu einem Organ eben dieser Instincte einschrumpfen und verkümmern. Es läßt sich auch recht wohl begreifen, daß eben im Weibe, bei welchem überhaupt Natürliches und Geistiges inniger zusammenhängt, auch die Wechselbeziehung zwischen Wille und Intellect eine engere sein muß und daß das weibliche Triebleben leichter der Einseitigkeit verfallen kann als das des Mannes, der doch immer durch die äußeren Lebensinteressen nach verschiedenen Richtungen in Anspruch genommen wird.

Selbstverständlich wird eine weibliche Natur dieser Art Interesse für alles Mögliche zu heucheln verstehen. Thatsächlich aber wird ihr ganzes Wesen nur von einem einzigen Interesse beherrscht werden; thatsächlich wird ihr alles Andere, trotz der schönen Phrasen, die sie macht, ganz erschrecklich gleichgültig sein; thatsächlich wird alles Höchste und Herrlichste ihr das Armseligste, woran sie hängt, nicht ersetzen können, und das Beste und Schönste wird ihr gerade gut genug sein, die Lücken auszufüllen, welche der Genuß des Schalsten in ihrem Leben übrig läßt.

So lange es im Sinne und in der Richtung seines Begehrens sich angeregt findet, wird ein solches Weib vielleicht durch „Geist“ zu glänzen scheinen; es wird vielleicht sogar die höheren Formen der Liebesleidenschaft, und mit diesen die edelsten seelischen Eigenschaften zur Schau tragen. Und doch wird hinter all' dem nichts sich bergen als das einseitige Triebleben und der einseitige Intellect, und sobald die Anregung von jener Seite her erloschen ist, wird die Individualität desselben Weibes in erschreckender Blöße, in jämmerlicher Kahlheit dastehen. Nicht mehr vom Hauche der Leidenschaft geschwellt, wird eine solche Natur, wie ein angestochener Ball, zur leeren Hülse zusammenschrumpfen und aus dem blauen Aether in den Koth heruntersinken. Die geistreiche, reizende, liebenswürdige Dame wird verschwunden sein — zum Vorschein kommen wird das „Sperlingsgehirn“ und das „Krötenherz“.

Bilde nur d i e s kein Mann sich jemals ein: das wahre Wesen eines Weibes kennen zu lernen, so lange es ihn l i e b t!

Es ist eine der grauenhaftesten Entdeckungen, die man machen kann, daß es Menschen gibt ohne E r i n n e r u n g. Wie soll man sich das erklären? Die Sache ist einfach genug. Denken wir uns das Gehirn eines Weibes ausgefüllt von der Sorge um den Genuß dieser und der nächsten Stunde — Sinn und Bewußtsein, Denkfähigkeit und Reflexion beschränkt auf das, was mit seiner lebhaften, aber beschränkten und einseitigen Begehrlichkeit zusammenhängt — Vergangenheit und Zukunft ausgelöscht und die Gegenwart auch nur den M o m e n t umfassend. Muß sich daraus nicht allen Ernstes

eine Verkümmerung des Gedächtnisses ergeben: jenes Vermögens, welches ja eben darin besteht, nicht eine einzelne fixe Idee, sondern größere Massen und Reihen von mannigfaltigen Vorstellungen gegenwärtig zu haben und denkend zu überschauen? Mit dieser Verkümmerung des Gedächtnisses hängt dann freilich ein ganzer Rattenkönig von Untugenden zusammen und es wird sich damit manche auffallende Charaktereigenheit sehr natürlich nicht blos erklären, sondern zum Theil auch entschuldigen lassen.

Man wirft solchen Frauenwesen die Verlogenheit ihrer Reden vor. Aber sie wissen nicht, daß sie lügen. Man tadelt es an ihnen, daß sie sich jeden Augenblick widersprechen; aber es ist nicht ihre Schuld, denn sie haben schlechterdings in diesem Augenblick schon vergessen, was sie im vorigen gesagt. Ihr Wort ist leerer Hauch — ein Versprechen aus ihrem Munde hat keine Geltung. Aber wie könnte es anders sein? Das Versprechen ist ja, kaum gemacht, auch schon aus ihrem Gedächtniß entschwunden. Sie scheinen undankbar im höchsten Grade — aber nur, weil keine Wohlthat, keine erwiesene Liebe und Treue mehr in ihrer Erinnerung haftet, von dem Augenblicke an, wo die Person, welcher sie verpflichtet sind, ihnen gleichgiltig geworden. Ihr Gedächtniß funktionirt nur für eingebildete Wohlthaten, dort wo sie lieben; und für eingebildete Kränkungen, dort wo sie hassen oder wenigstens nicht mehr lieben.

Der Wille, der Trieb, wenigstens der sinnliche, bringt es nur so weit, sein liebes Ich zu „setzen". Erst der Intellect versteht sich auf die schöne Kunst, diesem Ich auch ein Nicht-Ich gegenüberzusetzen, und auf die noch schönere,

sich mit diesem doch wieder Eins zu wissen. Aus diesem Mangel ergeben sich dann weitere Eigenthümlichkeiten bei Menschen, in welchem das Triebleben vorherrscht. Häufig genug hört man klagen über die Unmöglichkeit, Frauenwesen der in Rede stehenden Art ein begangenes Unrecht klar zu machen. Aber wer nun einmal Alles in der Welt vom Standpunkte des Triebes, d. h. der Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit für seine Person, betrachtet, der kann und wird sich niemals fragen: Ist dieser mir gemachte Vorwurf begründet oder nicht? sondern nur: Ist er für mich angenehm oder unangenehm? Und da er unter allen Umständen nur unangenehm sein kann, so liegt es in der Natur der Sache, daß auch die begründetste Klage als Beleidigung aufgefaßt und erwidert wird. Mit derselben Naturnothwendigkeit, mit welcher z. B. die getretene Schlange sich wuthschäumend aufbäumt, gleichviel, ob man ohne allen Grund sie tritt, oder darum, weil sie gestochen — mit derselben Naturnothwendigkeit wird der reine Triebmensch den Vorwurf einer Bosheit, ohne die mindeste Rücksicht auf die Gerechtigkeit desselben, mit einer neuen, wo möglich noch größeren Bosheit erwidern müssen. Eine Natur, die im beschränkten Ichgefühl aufgeht, kann kein Bewußtsein haben von dem, was sie anderen zufügt.

Derselben Unfähigkeit sich aus dem Ich heraus in die Lage und Stimmung eines Andern hineinzuversetzen, verdankt seinen Ursprung der geradezu erstaunliche, absolute Mangel an Mitleid, welcher an Personen eben des zarten Geschlechts oft so bitter beklagt wird. Man sollte glauben, daß weibliche Naturen der besagten Art durch Genuß und Vergnügen zu

ſchöner Heiterkeit, Milde und Mitgefühl für fremdes Leid, beſonders für jenes, welches ſie ſelbſt verurſachen, geſtimmt werden, und man kann ſich nicht genug wundern, ſieht man, wie ſie gerade dann, wenn ſie ſich eben köſtlich amüſiren oder amüſirt haben, ein Erkleckliches an Uebermuth und Herzenskälte leiſten, nicht ein Tröpflein der Heiterkeit und des Glücks, in welchem ſie ſchwelgen, für diejenigen übrig haben, welche darben und welche auf Troſt und Milde von ihrer Seite angewieſen ſind. Wie unendlich leicht fiele ihnen ein ſolches Almoſen! Warum geben ſie es nicht? Wie ſpielend leicht und raſch könnte jedes Weib, das geliebt wird, auch die Wunden, die es ſchlägt, wieder heilen! Ein einziges aus dem Herzen kommendes Wort würde oft hinreichen. Warum läßt ſie es ungeſagt? Graue Philoſophenhäupter könnten ſich über dieſe Frage den Kopf zerbrechen. Und doch iſt die Antwort erſchrecklich einfach. Die Unglückliche — es muß heraus, das derbe, aber wahre Wort — die Unglückliche iſt — zu bornirt dazu!

Man wird geneigt ſein, zu ſagen, dieſe Beſchränktheit des ganzen Denkens und Empfindens auf das eig'ne Ich ſei Egoismus in ſeiner kraſſeſten Form, und in dieſer Form ſei der Egoismus die wirklich „einzige Todſünde".

Dennoch aber muß dieſe kurze Erörterung es klar gemacht haben, daß man es auch hier nicht mit einer räthſelhaften moraliſchen Ungeheuerlichkeit zu thun hat, daß wenigſtens bei der hier betrachteten Gruppe weiblicher Naturen, welche nebenbei bemerkt, noch immer nicht die ſchlimmſte iſt — die ſogenannte „Herzloſigkeit" eine natürliche Folge des einſeitig entwickelten Intellects, und dieſer wieder

eine Folge des einseitig entwickelten Trieblebens ist. Und so können diese Zeilen immerhin Einiges zur Entlastung jener Naturen beitragen, wenn es nur einigermaßen seine Richtigkeit hat mit dem Sprüchlein: „Alles begreifen heißt Alles verzeihen".

Die Conflicte, von welchen Romane und Schauspiele so viel zu erzählen wissen, beruhen darauf, daß man diesem, jenem Weibe das zum moralischen Vorwurf macht, was in einer Schranke seines individuellen Wesens, seines Verstandes begründet ist. Thorheit ist es hier, wie überall, das Unmögliche zu verlangen, und Tragikomischeres ist nichts zu sehen in der Welt, als der schmerzlich getäuschte, aber immer wieder auf einen Gemüthsfunken hoffende und harrende Blick eines Menschen in das starre, kalt grinsende Medusenantlitz der Bornirtheit.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.